K II 47

Zool.
O.
8

Bip.

Herrn von Büffons

Naturgeſchichte

der vierfüßigen Thiere.

Mit Anmerkungen und Vermehrungen aus dem Franz. überſetzt.

Zweeter Band.

Mit allergnädigſtem Königl. Preuß. Privilegio.

Berlin 1773.

Bey Joachim Pauli, Buchhändler.

Vorerinnerung.

Der gegenwärtige Theil der von Büffoniſchen Thiergeſchichte iſt an Kupferplatten ungleich reicher, an der Anzal der Bogen aber, nicht völlig ſo ſtark, als der erſte. Vielleicht ſind unter unſern Leſern einige, welchen das Verſprechen des Verlegers, jedesmal wenigſtens 20 Bogen zu liefern, bey der jetzo

verminderten Zahl derſelben verdächtig vorkommen mögte. Mir ſcheint es daher ſehr billig, den eigentlichen Grund hiervon kürzlich anzugeben. Freylich könnte ſchon die Menge der Kupferplatten als eine reichliche Entſchädigung für etliche Bogen angeſehen werden. Allein ich muß zur Ehre des Verlegers geſtehen, daß ihn ein weit beträchtlicherer Aufwand auf mehrere Kupfer im geringſten nicht abgeſchreckt haben würde, wenn es bloß darauf angekommen wäre, dieſen Theil noch um einige Bogen zu verſtärken. Er iſt allemal bereit, lieber mehr, als er verſprochen, wie es ſchon bey etlichen Bänden geſchehen, als weniger zu liefern. Diesmal hat er meinen Vorſtellungen mehr, als irgend einem andern Bewegungsgrunde gefolget. Wir hatten einmal die **Ordnung** und Ein-

theilung des Hrn. von Büffon beyzubehalten für gut gefunden. Da er, vermöge derſelben, erſt von lauter einheimiſchen zahmen oder Hausthieren, hernach von einheimiſchen wilden und endlich von ausländiſchen zahmen und wilden Thieren handelt, in dieſem Band aber gerade die erſte Klaſſe der Hausthiere zu Ende gieng; ſo ſchien es mir unſchicklich, das erſte Geſchlecht einheimiſcher wilden Thiere, mit dem letzten Geſchlechte der zahmen in einem Bande zu vermiſchen, um ſo viel mehr, da die folgende Geſchichte der Hirſche, Rehe u. ſ. w. dieſen Band über die Hälfte der gewöhnlichen Stärke vergröſſert haben würde. Wo die Regeln einer guten Abtheilung der Bände mehr Kupfer und Bogen, als gewöhnlich, erfordern, wird man den Liebhabern

dern dieſes Werkes eben ſo willig ſtärkere Bände für einerley Preiß liefern, als man jetzo hoffet, wegen der Paar fehlenden Bogen dieſes Theils, um des angeführten Grundes willen, alle gewünſchte Nachſicht willig zu erhalten.

D. Martini.

Herrn

Herrn von Büffons

Naturhiſtorie

der

vierfüßigen Thiere.

II. Band.

1773.

V.

Die Ziege.[1]

Alle Thiergattungen pflegen zwar durch einen gewiſſen Zwiſchenraum, deſſen Grenzen die Natur ſelbſt nicht überſchreiten kann, von einander abgeſondert, dennoch aber einige durch eine ſo groſſe Menge von Beziehungen einander ähnlich zu ſeyn, daß man zwiſchen ihnen kaum

1) Capra Hircus *Linn.* S. N. XII. p. 94 Tragus domeſticus, Caper, ſi caſtratus. *Klein.* Quadr. p. 15. *Briſſ.* Quadr. p. 38. Bouc et Chevre domeſtique Hallens Thiere p. 302. Hircus et Capra domeſtica *Geſn.* Quadr. Fig. p. 270. Ic. Quadr. p. 17. *Aldrov.* Quadr. biſulca p. 619. fig. 635. *Jonſt.* Quadr. p. 46. T. 26. 27. Capra domeſtica *Raj.* Quadr. p. 77. n. 1. *Sloan.*

den Raum zu einer nöthigen Scheidungslinie wahrnehmen kann. So bald wir alſo dieſe nahe verwandte Gattungen zuſammen vergleichen und in Abſicht auf uns näher betrachten, findet man, daß einige für uns von vorzüglichem Nutzen ſind, die andern aber nur auf den Nothfall dienen, in Ermangelung der erſten ihre Stelle zu vertreten und uns gleichen Vortheil als jene, zu ſtiften. So können wir z. B. den Eſel faſt eben ſo gut, als das Pferd, und, wenn es uns an Schafen zu fehlen anſienge, die Ziegen an ihrer Stelle gebrauchen. Die Ziege verſorgt uns eben ſo wohl, und faſt noch reichlicher mit Milch, als das Schaf, ſie liefert uns eben ſo häufigen Talg, und ihr Haar, ob es gleich etwas gröber, als die Schafwolle zu ſeyn pfleget, giebt eben ſo gute Zeuge, als dieſe. Ihr Fell ſteht in einem höhern Preiß, als die Schafhäute, und man weis, daß auch das Fleiſch junger Ziegen dem Hammelfleiſch im Geſchmack wenig

Sloan. Jam. Vol. II. p. 328. Caper. Capra *Rzac.* Hiſt. Nat. Pol. p. 239. Ejusd. Auctuar. p. 331. Hircus domeſticus *Charlet.* Exerc. p. 9. Hoedus *Gesn.* Quadr. p. 314. Chevre privée ou domeſtique *Kolbe* T. III. 35. Der Ziegenbock heißt bey den Franzoſen *Bouc,* lateiniſch *Hircus*, in der Jugend *Hoedus*, Chald. *Ize,* Hebr. *Gdhies*, Griech. Τράγος, Arab *Maez*, Saracen. *Anſe*, Perſiſch *Buſan*, Span. *Cabron*, in der Jugend *Cabrito*, Ital. *Beccho*, jung *Cavretto*, Illyr. *Kozel*, Pohln. *Koziel*, Schwed. *Get*, Engl. *Gote-Bucke*, jung *Kydd*. Holl. *Bok.*

Die Ziege oder Geiſe wird im Franz. *Chevre*, in der Jugend *Chevreau*, im Lat. *Capra*, im Chald. *Eza*, im Griech. Αἴξ, im Arab *Schaah*, im Perſiſchen *Buz*, im Span. *Cabra*, im Ital. eben ſo, im Illyriſchen oder Dalmatiſchen *Koza*, Holl. *Geit*, im Engl. *Goat*, die jungen aber im Deutſchen Zickel genennet

N. . .

nig oder nichts nachgebe u. ſ. w. Man bemerkt an dergleichen für den Nothfall dienlichen Geſchlechtern, daß ſie es den Hauptgeſchlechtern mehrentheils an Härte und Stärke zuvor thun. Eſel und Ziegen ſind lange nicht ſo vieler Aufſicht und Wartung benöthigt, als Pferde und Schafe. Allenthalben finden jene für ſich eine ſchickliche Nahrung; ſie genüſſen mit gleichem Vortheil alle Arten von Pflanzen, groben Gewächſen und ſogar von dornichten Sträuchern. Unempfindlicher gegen die rauhe Witterung, können ſie auch leichter den Beyſtand der Menſchen entbehren. Je weniger ſie uns als nothwendig angehören, deſto mehr ſcheint ſich die Natur ihrer anzunehmen. Anſtatt alſo ſich einzubilden, dieſe geringere Geſchlechter wären aus den vorzüglichern durch die Ausartung entſtanden, oder den Eſel ſich als ein ausgeartetes Pferd zu denken, hat man vielmehr Urſach zu glauben, das Pferd ſey ein zu mehrerer Vollkommenheit gebrachter Eſel, das Schaf hingegen eine feinere Art von Ziegen, die wir durch ſorgfältige Wartung verbeſſert und, um unſrer eignen Bequemlichkeit willen, ſo ſtark vervielfältiget haben; oder die vollkommenſten Geſchlechter, beſonders von Hausthieren, wären aus den weniger vollkommenen wilden, ihnen am nächſten verwandten Geſchlechtern entſtanden; weil die Natur allein unmöglich ſo viel, als in der Vereinigung mit den menſchlichen Bemühungen, auszurichten vermögend iſt.

Dem ohnerachtet iſt die Ziege doch ein beſonderes und von den Schafen wohl noch ſtärker, als das Pferd vom Eſel, unterſchiedenes Geſchlecht. Zwar beleget ein Ziegenbock das Schaf eben ſo gern, als der Eſel die Stute, und ein Widder hält ſich zur Zie-

ge ſo gut, als der Hengſt zur Eſelin. Ob ſich aber wohl dergleichen Begattungen oftmals zutragen, und vielmal fruchtbar ablaufen, ſo hat man daraus doch niemals Mittelgattungen zwiſchen Ziegen und Schafen entſtehen geſehen. Vielmehr bleiben es immer ein Paar von einander merklich, in gleichem Grad, unterſchiedene Geſchlechter. Es iſt alſo durch die mannigfaltige Vermiſchung derſelben im Grunde nichts verändert worden. An ſtatt neuer Mittelgattungen von Thieren, entſtanden vielmehr lauter einzelne Verſchiedenheiten, welche in keines von den urſprünglichen Geſchlechtern einen merklichen Einfluß hatten und vielmehr die Wirklichkeit des Unterſchiedes ihrer eigenthümlichen Geſchlechtsmerkmale beſtätigten.

Indeſſen giebt es Fälle, wo es uns unmöglich iſt, entweder dieſe Merkmale unterſcheiden oder ihre Verſchiedenheiten zuverläßig angeben zu können. In vielen andern Fällen müſſen wir unſer Urtheil gänzlich zurück halten; in unzähligen andern ſind wir gar nicht vermögend, es zu einer deutlichen Einſicht zu bringen. Wenn auch die Ungewißheit, in welcher uns die von unſern Vorfahren aufgezeichnete, und einander widerſprechende Nachrichten gelaſſen oder die Unzuverläßigkeit nicht mit in Anſchlag gebracht würde, die noch in den vernachläßigten Beobachtungen mancher Naturforſcher herrſchet, ſo hätte man doch noch ein groſſes Hinderniß im Fortgang unſerer Kenntniſſe in der unvermeidlichen Unwiſſenheit zu beſtreiten, worinn wir uns, in Anſehung ſo vieler Vorfälle, befinden, welche die Zeit allein unſern Augen unmöglich darſtellen konnte, und welche ſogar unſern Nachkommen, erſt durch öftere Gegeneinanderhaltung wieder-

hohlter

hohlter Beobachtungen und Erfahrungen, in einem deutlichern Licht erſcheinen werden. Bis dahin müſſen wir uns gefallen laſſen, im Finſtern zu tappen, und ſchüchtern zwiſchen Vorurtheilen und Wahrſcheinlichkeiten herum zu irren, oftmals noch wegen der Möglichkeit gewiſſer Begebenheiten in Zweifel zu ſtehen und alle Augenblicke die Meynungen der Menſchen mit den eigentlichen Wirkungen der Natur zu verwechſeln. Es fehlt uns nicht an beſtätigenden Beyſpielen. Wir dürfen ſo gar nicht einmal von unſerm Gegenſtand abgehen, um eines zu finden. Vom Bocke ſelbſt iſt ja bekannt, daß er ſich mit dem Schafe paaret und Junge zeuget. Niemand aber hat uns noch geſaget, ob aus dieſer Vermiſchung ein unfruchtbares Mittelthier oder ein Thier entſpringe, das zur künftigen Fortpflanzung ſeiner Gattung fähig ſey. So wiſſen wir auch, daß der Widder ſich allenfalls zu einer Ziege hält; ob ſie aber etwas, oder was für ein Geſchöpfe ſie mit einander zeugen? das können wir hier ſo wenig, als im erſten Falle, beſtimmen. Man hält gemeiniglich dafür, daß alle ſolche Mittelthiere, die aus der Vermiſchung zwo unterſchiedener Gattungen entſtehen, völlig unfruchtbar ſind, weil ſowohl die von einem Eſel und einer Stute, als die von einem Hengſt und einer Eſelin erzeugte Thiere, weder unter ſich ſelbſt, noch mit den Gattungen, von welchen ſie entſprungen waren, etwas ſcheinen hervorbringen zu können [2]). Dieſe Muthmaſſung beruht

2) Ueber dieſen Punkt hat die hieſige Akademie der Wiſſenſchaften, wie die *Gaz. Salut.* 1772. No. 42. p. m. 335. meldet, ein Schreiben vom Hrn. von Nort aus dem franzöſiſchen Vorgebirge, vom 26ten May 1769. datirt, erhalten, worinn eines Maul,

beruht aber vielleicht auf einem ſeichten Grund. Die Alten beſtehen darauf, ein Mauleſel werde im ſiebenten Jahre zur Zeugung geſchickt und fähig eine Stute mit

Maulthieres gedacht wird, das einen jungen Mauleſel zur Welt gebracht hatte, welchen Vorfall wir bey den hieſigen Maulthieren des Königlichen Stalles gar nicht mehr ſeltſam finden. "Man brachte, heißt „es daſelbſt, geſtern eine Mauleſelin vor mich, wel„che für krank gehalten wurde. Ich dachte anfäng„lich, ſie mögte von giftigen Kräutern etwas ge„noſſen haben und fieng an, das Thier näher zu be„trachten. Auſſer einer ſtarken Ausſpannung des „Leibes fand ich, daß etwas Darmähnliches aus „der Gebährmutter hervor hieng. Sogleich ließ „ich einen Hufſchmidt kommen, der, als er das „Thier auf die Erde warf, um ihm die nöthigen „Mittel beyzubringen, ſowohl die Mutter, als den „jungen Mauleſel ſtark verletzte. Doch wurde die„ſer noch lebendig, und an allen Theilen des Kör„pers wohl gebildet, zur Welt gebracht. Er war „mit auſſerordentlich ſchwarzen Haaren bewachſen, „hatte ſehr lange Ohren und war, mit einem Wort, „ein ordentlicher junger Mauleſel; er ſtarb aber „nach Verlauf einer halben Stunde, weil der „Schmidt, indem er der Mutter die Geburth er„leichtern wollte, dem jungen Mauleſel beyde Schul„tern zerbrochen hatte. Die Mauleſelin war eben„falls ſtark verletzet und blieb, nachdem ſie geworfen „hatte, kaum noch 13 oder 14 Stunden am Leben. „Aller Vermuthung nach war dies junge Thier von ei„nem Eſel erzeugt worden, weil ich einige Hengſte „davon zu halten pflege; da ich aber auch Mauleſel „habe, die nicht geworfen oder geſchnitten worden, „ſo läßt ſich nicht gewiß beſtimmen, ob die Befruch„tung durch einen Eſel oder durch ein Maulthier ge„ſchehen ſey". Dieſe Geſchichte dient wenigſten zu einem Beweiß, daß die Alten Recht hatten, wenn ſie vorgaben, die Mittelgattungen von Thieren können auch zuweilen ihres Gleichen wieder hervorbringen und wären alſo nicht für ganz unfruchtbar zu halten. M..

mit Vortheil zu beſpringen [3]). Sie behaupten, eine Mauleſelin könne zwar trägtig werden, aber die Frucht nicht ganz zu ihrer Vollkommenheit bringen [4]). Man ſollte daher vorzüglich darauf bedacht ſeyn, dergleichen Begebenheiten in der Natur entweder zu beſtätigen oder die Unmöglichkeit ſolcher Vorfälle begreiflich zu machen, um die Dunkelheit aufzuklären, welche ſie noch immer über den weſentlichen Unterſchied und über die Theorie der Zeugung verbreiten.

Ueberdies kennen wir zwar die Arten derjenigen Thiere ſehr genau, die wir in der Nähe haben, wir können aber nicht beſtimmen, was aus einer Vermiſchung derſelben mit ausländiſchen Thieren erzeugt werden mögte. Von den ſogenannten Maulochſen, oder von Thieren, die aus der Vermiſchung einer Kuh mit einem Eſel oder einer Stute mit einem Ochſen entſpringen [5]), haben wir noch ſehr dunkle Begriffe. Ob ſich ein Waldeſel oder Zebra mit einem Pferd oder Eſel vermehren könne, iſt uns noch gänzlich unbekannt. Eben ſo wenig ſind wir überzeugt, ob das breitſchwänzige Thier, welches mit dem Namen des barbariſchen Schafes [6]) belegt worden, mit

 unſerm

3) Mulus ſeptennis implere poteſt et jam cum equâ conjunctus Hinnum procreavit. *Ariſt. H. Anim.* L. IV. Cap. XXIV.

4) Itaque concipere quidem aliquando mula poteſt, quod jam factum eſt; ſed enutrire atque in finem perducere non poteſt. Mas generare interdum poteſt. *Ariſtot.* de *Gener. Animal.* Libr. II. Cap. VI.

5) Man leſe im Iten Theil von den vierf. Thieren S. 224. die Anmerk. * M. . .

6) Linn. S. N. XII. p. 97. Ovis laticauda. La Brebis à large queuë. ſ. Hallens Thiere 1 B. p. 301. *Jonſt.* Tab. 23. M. . .

unſerm Schafe ſich paaren könne; ob der Gems nicht eine wilde Ziege, oder durch eine Vermiſchung mit unſern Ziegen, eine Mittelgattung von beyden zu erzeugen fähig ſey? Ob die Affen wirklich von einander ſo ſtark, als es ſcheint, unterſchieden ſind, oder, wie die Hunde, nur aus einem einzigen Geſchlecht beſtehen, das bloß durch eine Menge unterſchiedener Arten ſich auszeichnet? Ob der Hund fähig iſt, mit einer Füchſin oder Wölfin, der Hirſch mit einer Kuh, die Hindinn mit einem Damhirſch u. ſ. w. ſich fruchtbar zu begatten? Wir leben, wie geſagt, in Abſicht aller dieſer Vorfälle, in einer gleichſam erzwungenen oder nothwendigen Unwiſſenheit, weil die Verſuche, welche hierinn etwas Entſcheidendes lehren könnten, weit mehr Zeit, Sorgfalt und Aufwand erfordern, als das kurze Leben und eingeſchränkte Vermögen eines Privatmannes darauf zu wenden erlaubet. Ich habe vordem unterſchiedene Jahre hindurch Verſuche dieſer Art angeſtellet, wovon ich bey der Beſchreibung der Maulthiere ausführliche Nachricht ertheilen werde. Vorläufig muß ich aber bekennen, daß ich durch alle dieſe Verſuche nicht viel klüger, und bey den meiſten in meinen Hofnungen getäuſchet worden.

Inzwiſchen ſcheinet von dieſen Umſtänden unſere ganze Kenntniß von den Thieren, die genaue Eintheilung ihrer Gattungen, die vollkommene Einſicht in ihre Geſchichte, ſo gar die Art, wie dieſe geſchrieben und abgehandelt werden muß, lediglich abzuhängen. Da es uns aber in dieſem Fall einmal an den unentbehrlichſten Kenntniſſen fehlet, da es, in Ermangelung der nöthigen Erfahrungen, unmöglich iſt, Aehnlichkeiten veſt zuſetzen und richtige Schlüſſe darauf zu gründen; ſo iſt es wohl am ſicherſten, Schritt vor

Schritt

Schritt zu gehen, jedes Thier für ſich zu betrachten, alle diejenigen aber für beſondere Gattungen zu halten, die ſich nicht vor unſern Augen vermiſchen, folglich ihre Geſchichte in beſondern Artikeln, doch mit dem Vorbehalte, zu beſchreiben, daß wir da, wo eigne oder fremde Erfahrungen uns mehr Licht ertheilen, einige dieſer Artikel gleichſam in einen zuſammen ſchmelzen.

Hieraus läßt ſich der Grund abnehmen, warum wir hier bloß der zahmen Schafe und Ziegen gedenken, ob es gleich noch viel andere Thiere giebt, welche beyden Geſchlechtern ſehr ähnlich ſind 7). Wir ſind wenig-

7) Von den Schafen haben wir bereits im erſten Band S. 287. angezeiget, welche fremde Gattungen von den Hrn. von Linne und Briſſon dahin gerechnet werden. Unter das Geſchlechte der Ziegen und Böcke bringt erſter, auſſer

a) der gemeinen Ziege oder dem zahmen Ziegenbock Capra, Hircus *Linn.* S. N XII. p. 94. Hircus et Capra domeſtica. Le Bouc et la Chevre domeſtique *Briſſ.* Quadr. p. 38. auch β) die angoriſche Ziege, als eine Abänderung. Capra angorenſis *Linn.* ib. β) Chevre d'Angora. *Briſſ.* l. c. p. 39. *Tourn.* voy. du Levant. Tom. II. p. 463.

b) den Steinbock. Capra Ibex. *Linn.* l. c. p. 95. Hircus ferus *Bellon.* obſ. 20. Dama veterum *Klein.* Quadr. p. 16. Bouc-eſtain. *Briſſ.* l c.

c) die Syriſche Ziege. Capra mambrica *Linn.* l. c. Capra Syriaca *Geſn.* et Proſp. Alp. La Chevre de Syrie. *Briſſ.* l. c. p. 47.

d) die Gemſe. Capra Rupicapra *Linn.* l. c. Le Chamois ou l'Yzard. *Briſſ.* l. c. p. 41. Briſſon l. c. p. 42. fügt dieſer noch die Siberiſche Gemſe aus dem IVten Bande der *Nov. Comment. Petropol.* p. 388.

wenigſtens noch ungewiß, ob die ausländiſche Gattungen mit unſern einheimiſchen wirklich neue Arten hervor-

388. bey, die von ihm Chamois de Siberie, von den Kalmucken *Argali* genennet wird.

e) Zwey Arten amerikaniſcher Zwergböcke mit aufliegenden und aufrechtſtehenden Hörnern. Capra depreſſa et reverſa *Linn.* l. c. Petite Chevre d'Amerique et Petit Chamois d'Amerique. *Briſſ.* l. c. p. 41. Der letzte heißt auch die Amerikaniſche Gemſe.

f) die egyptiſche Gazelle. Capra Gazella *Linn.* l. c. p. 96. Elan. *Kolb.* La Gazelle des Indes *Briſſ.* l. c. p. 43.

g) die Gazelle mit gewundnem Horn oder Hirſchbock. Capra Cervicapra *Linn.* l. c. p. 96. Strepſiceros *Gesn.* La Gazelle. *Briſſ.* p. 44.

h) den Bezoarbock. Capra bezoardica *Linn.* l. c. Capri-Cerva *Kaempf.* La Gazelle du Bezoar. *Briſſ.* l. c.

i) die afrikan. Gazelle oder lybiſche Ziege. Capra Dorcas *Linn.* l. c. La Gazelle d'Afrique. *Briſſ.* l. c. p. 45. *Knorr Delic. Nat.* Tom. II. Tab. Kv. f. 3. p. 105.

k) die unbärtige tartariſche Ziege oder Steinbock. Capra tartarica *Linn.* l. c p. 97. Le Bouc-eſtain ſans Barbe. Ibex imberbis *Briſſ.* l. c. p. 40.

l) die oriental. oder ſiberiſche Ziege. Capra Ammon *Linn.* l. cit. Tragelaphus *Bell.* La Chevre du Levant. *Briſſ* l. c. p. 46.

Hr. Briſſon rechnet auch zu dieſem Geſchlechte noch:

m) den hochgehörnten Widder oder das Kretiſche Schaf, La Chevre de Crete. Aries ſ. Ovis creteníis *Jonſt.* T. 45. welches beym Ritter unter dem Namen Ovis Strepſiceros p. 98. den Schafen beygeſellet

hervorbringen würden. Daher müſſen wir ſie mit Recht ſo lange wie beſondere Gattungen betrachten, bis uns die Erfahrung lehret, daß einzelne Thiere von jeder dieſer fremden Gattungen ſich mit unſern gemeinen vermiſchen und andern Thieren das Daſeyn geben könnten, die einer fernern Zeugung untereinander fähig wären. Da nun dieſer Charakter allein das Weſentliche von dem, was ein Geſchlecht heiſſet, ſo wohl bey Thieren, als Pflanzen ausmachet, ſo muß er auch, bey Veſtſetzung eines Geſchlechtes allemal zum Grunde geleget werden können.

Die Ziege iſt ſchon ihrer Natur nach belebter und erfindungsreicher, als das Schaf. Sie nähert ſich ohne Bedenken den Menſchen und iſt leicht an ſeinen Umgang zu gewöhnen. Seine Liebkoſungen machen auf ſie die angenehmſten Eindrücke und pflegen ihr bald eine Art von Ergebenheit einzuflößen. Auſſer dem iſt auch die Ziege ſtärker, flüchtiger, ſchlanker, und viel beherzter, als das Schaf. Bey vieler Lebhaſtigkeit iſt es ihr eigen, zugleich trotzig und geil zu ſeyn, auch überall herum zu ſchweifen. Es iſt höchſt mühſam, ſie zu leiten und bey der Heerde zu erhalten. Ihr Geſchmack treibet ſie mehr nach den Einöden, wo es ihre Luſt ausmachet, auf ſteilen Anhöhen herum zu klettern, auf den Gipfeln der höchſten Felſen, an

ſellet worden. Auſſerdem hat er bey den Ziegen auch noch

n. o) eine Gazelle und eine Ziege aus Neuſpanien unter den Namen Gazelle de la nouv. Eſpagne. Tamamacame *Jonſt.* p. 63. und La Chevre de la Nouv. Eſpagne oder Mazame angeführt S. l. c. p. 46. 47. M. . .

an den Rändern der ſteileſten Abgründe ſich zu lagern und wohl gar daſelbſt ruhig zu ſchlafen. Auf die Geſellſchaft ihres Mannes iſt ſie ungemein begierig; ſie nimmt ſeine Liebkoſungen mit erhitzter Sehnſucht an und pflegt nicht lange nach vorhergegangener Paarung ihre Jungen zu werfen. Ihre dauerhafte Natur iſt ihr behülflich, mit wenig und leichter Koſt ſich zu begnügen. Unter allen Arten von Kräutern finden ſich nur ſehr wenige, die einer Ziege nicht ſchmecken oder wohl bekommen ſollten. In ſo fern indeßen das Temperament einen merklichen Einfluß in das Naturell der Thiere hat, läßt ſich in dieſer Abſicht unter den Ziegen und Schafen kein weſentlicher Unterſchied entdecken. Beyde Geſchlechter von Thieren, deren innerer organiſcher Bau ſich beynahe vollkommen gleichet, wachſen, nähren und vermehren ſich faſt auf einerley Weiſe. So gar in Anſehung ihrer Krankheiten pflegen ſie viel mit einander gemein zu haben. Es giebt nur wenige Schafkrankheiten, von welchen die Ziege nie befallen wird. Von der groſſen Hitze hat eine Ziege lange nicht ſo viel, als ein Schaf, zu fürchten. Sie ſchläft gern unter den Einflüſſen der heiſſeſten Sonnenſtralen, ohne davon krank, drehend oder ſchwindlich zu werden. Gewitter können ihre Herzhaftigkeit nicht erſchüttern, und Regengüſſe pflegen ſie nicht aus ihrer Faſſung zu bringen. Nur der Kälte ſuchen ſie nach Möglichkeit auszuweichen. Von ihren äuſſerlichen Bewegungen haben wir bereits erinnert, daß ſie nicht ſo wohl nach der Bildung des Körpers, als vielmehr nach der Stärke deſſelben und nach den unterſchiedenen Bedürfniſſen des Hungers und anderer Begierden eingerichtet, und aus dieſem Grunde lange nicht ſo abgemeſſen, auch bey den Ziegen allemal weit lebhafter, als bey den Schafen, ſind.

Von der Ungleichheit ihrer Handlungen läßt ſich leicht auf die Unbeſtändigkeit des Naturels einer Ziege ſchlüſſen. Bald geht ſie und ſteht wieder ſtille, bald läuft, bald hüpft und ſpringet ſie. Jetzt fällt es ihr ein, ſich uns zu nähern, gleich darauf aber, wieder fort zulaufen. Indem ſie eben ſich zeiget, verbirgt ſie ſich wieder oder entfliehet; alles nach ohngefähren Einfällen. Ueberhaupt beſtimmt bloß die wunderliche Lebhaftigkeit ihrer innern Regungen die Seltſamkeit ihres abwechſelnden Betragens. Die biegſamſten und geſchmeidigſten Werkzeuge nebſt dem ganzen Vorrathe der Nerven ihres Körpers, ſind kaum vermögend, dem ganz beſondern Muthwillen und Ungeſtüm aller Bewegungen eines dergleichen Thieres Genüge zu thun.

Es iſt aus Erfahrungen bekannt, daß alle Ziegen den Menſchen von Natur zugethan ſind, und nicht einmal in öden Gegenden eine merkliche Wildheit annehmen. Im Jahr 1698. als ein engliſches Schiff an der Inſel Bonaviſta landete, kamen zween Schwarze an Bord, um den Engelländern unentgeldlich ſo viel Böcke anzubiethen, als ihnen mit ſich zu nehmen belieben würde. Der Schifskapitän äuſſerte über ein ſo unerwartetes Anerbiethen ſeine Verwunderung, die ſich aber bald verlohr, da er von den Schwarzen erfuhr, daß auf der ganzen Inſel mehr nicht, als 12 Perſonen ſich aufhielten, welche von der anwachſenden Menge der Ziegen und Böcke wirklich überläſtigt würden. Man fügte hinzu, daß es gar nicht ſchwer hielte, ſie zu greifen, weil ſie, gleich andern Hausthieren, den Menſchen hartnäckig folgten [8]).

Der

8) S. *Hiſt. générale des Voyages* Tom. I. p. 518.

Der Bock iſt ſchon am Ende des erſten Jahres, die Ziege in einem Alter von 7 Monathen, fähig zur Zeugung. Die Frucht einer ſo frühzeitigen Vermehrung pflegt aber allemal ſchwach und mangelhaft zu ſeyn. Daher iſt man darauf bedacht, beyde wenigſtens 18 Monathe bis 2 Jahre alt werden zu laſſen, ehe man ſie zuſammen bringet. Der Bock iſt ein ziemlich artiges, ungemein lebhaftes und ſehr hitziges Thier. Ein einziger iſt auf zween oder drey Monathe lang hinreichend, eine Heerde von mehr als hundert und funfzig Ziegen zu befruchten. Dieſe abmattende Hitze kann aber bey ihm nicht leicht über drey oder vier Jahre dauern. Im fünften oder ſechſten Jahre ſind ſolche Thiere ſchon ausgemergelte Greiſe. Zu einem Zuchtbock muß alſo ein junger wohlgewachſener oder ein zweyjähriger Bock von groſſem Wuchs, kurzem fleiſchigem Hals, kleinem Kopf, herabhängenden Ohren, dicken Oberſchenkeln, ſtarken Füſſen, ſchwarzen, dicken und weichen Haaren, langem und ſtarkem Bart, ausgeſuchet werden [9]).

Bey den Ziegen koſtet es weniger Schwierigkeit, eine Wahl zu treffen. Doch hält man diejenigen für die beſten, die einen langen Leib, ein breites Kreutz, derbe Oberſchenkel, einen leichten Gang, ſtarke Euter, lange

9) Vom Widder oder Schafbock (S. I Band S. 286.) unterſcheidet ſich der Ziegenbock durch die Form des Kopfes, durch die Länge und Richtung der Hörner, durch die Dicke der Beine, durch die Beſchaffenheit der Haare und Verſchiedenheit ſeiner Länge. Der Ziegenbock iſt am untern Kinn mit einem anſehnlichen Barte, auf dem Hals und Rücken aber, bis an den Schwanz mit einer Mähne verſehen. Die Gröſſe des Bockes iſt faſt eben ſo mancherley, als die Gröſſe des Widders.

Büff. — — — — — — — — — II. T. C.B.G. ſc.

der Ziegenbock.

Tab. XIII. Pag. 16.

Büff. Naturh. d. Vierſ. Thiere II. T.

C.B. Glaſsbach ſculp.

lange Striche, auch lange dichte Haare haben [10]). Die Zeit, wo ſich ihr Vermehrungstrieb reget, fällt gemeiniglich in den September, Oktober und November oder in den Herbſt- Wein- und Wintermonath. Wenn ſie aber auch zu andern Zeiten ein Weilchen in Geſellſchaft eines Bockes zubringen, ſo laſſen ſie ſich gar bald bereit finden, ihn anzunehmen, ohne ſich an erwähnte Monathe zu binden. Sie können daher in allen Jahreszeiten ſich paaren und vermehren. Im Herbſte pflegen ſie aber am ſicherſten trächtig zu werden. Man giebt auch noch aus der beſondern Urſache dem Herbſt- und Wintermonath einen Vorzug, weil es gut iſt, wenn die junge Ziegen, ſo bald ſie anfangen zu weiden, gleich zartes aufkeimendes Gras antreffen.

Die Ziegen tragen fünf Monathe und pflegen im ſechſten ihre Jungen zu bringen. Dieſen erlauben ſie, einen Monath oder 6 Wochen zu ſaugen [11]); folglich hat

10) Bey den meiſten Ziegen, auch bey manchen Böcken, findet man vor dem Halſe zwo Verlängerungen der Haut, welchen man den Namen der Eicheln (Glands,) in einigen Gegenden auch der Glöckchen (S. Tab. XIV. lit. A) gegeben. Gemeiniglich befinden ſie ſich zween Zoll unter dem untern Kinnbacken und ſtehen anderthalb Zoll auseinander, haben etwa zween Zoll in der Länge und einen Zoll im Umfang, ſind auch, gleich den andern Theilen, mit Haaren bedeckt. Sie entſtehen bloß aus der Haut, und pflegen länger nicht, als bis auf 3 Zoll zu wachſen. M. . .

11) Wenn ſie mehr als ein Zickel bringen, pflegt man ihnen das gröſte und beſte zu laſſen, das andere hingegen einer andern Ziege zu übergeben, welches, die Mutter zu ſchonen und eine ſchöne Heerde zu erhalten, ſehr nothwendig iſt. Auſſer der Milch, wel-

hat man etwa ſechs und einen halben Monath von der Zeit an zu rechnen, wo die Ziege belegt wurde, bis auf den Zeitpunkt, wo die junge Ziege zu weiden anfangen kann.

In Geſellſchaft von Schafen ſind ſie beſchwerlich zu hüten, weil ſie faſt nie bey der Heerde bleiben, ſondern immer voran laufen. Es iſt alſo viel beſſer, ſie allein auf grüne Hügel zu treiben, weil ihnen die Höhen und ſteile Berge vorzüglich angenehm ſind So viel als ihnen Futter nöthig iſt, finden ſie leicht in Büſchen, Brachfeldern, unbebauten Gegenden und unfruchtbaren Plätzen. 12) Von angebauten Feldern, vom Getreide, von Weinbergen und Waldungen muß man ſie ſo viel als möglich iſt, entfernen, weil ſie an den jungen Holzſchlägen groſſe Verwüſtungen anrichten können, auch durch begieriges Abnagen der zarten Rinden und junger Schößlinge ver-

welche die Zickel im Ueberfluß haben müſſen, füttert man ſie auch mit allerley Kräutern, mit Erlenſaat u. ſ. w. M. . .

12) Wilde Kaſtanien ſind, wegen ihrer Bitterkeit, für die Ziegen ein geſundes und ſchmackhaftes Freſſen, beſonders dienen ſie denſelben zur Vermehrung der Milch und können ihnen in dieſer Abſicht mit Vortheil vorgeleget werden. S. Hannöv. Magaz. 70. p. 229.

So gar die Wolfsmilch, welche ſie nach Herrn Pr. Schrebers Erfahrung gerne genüſſen, pflegt ihnen, ſtatt ſchädlich zu ſeyn, zu einer guten Purganz zu dienen. S. deſſen Sammel. verm. Schriften ꝛc. V Th. p. 243. M. . .

verurſachen, daß faſt alle von ihnen benagte Bäume ausgehen [13]).

Feuchte Gegenden, ſumpfichte Wieſen und fette Weide gereichen ihnen offenbar zum Schaden. In ebenen Gegenden pflegt man daher ſelten Ziegen zu halten. Man hat geſehen, daß ſie daſelbſt ſchlecht gedeyhen und ein ſchlechtes, unſchmakhaftes Fleiſch anſetzen. In den meiſten warmen Himmelsſtrichen werden groſſe Heerden von Ziegen gehalten, die aber niemals in einen Stall kommen. In Frankreich müßten ſie bey der Strenge des Winters unter freyem Himmel des Todes ſeyn [14]), wenn ſie nicht unter Dache gehalten würden. Im Sommer können ſie die Streue gar wohl entbehren; im Winter iſt ſie aber nothwendig, und muß oft erneuert werden, damit ſie nicht auf ihrem Miſte liegen, der ihnen, wie alle Feuchtigkeit, ſehr nachtheilig ſeyn würde.

Man bringt ſie gerne ſo früh als möglich auf die Weide. Das bethaute Gras, welches den Schafen

13) Ein Engliſcher Landwirth iſt aus dieſem Grund auf den Einfall gerathen, den Ziegen die Vorderzähne auszubrechen, um ſeine Bäume zu ſichern. Die Schweden zerſchneiden ihnen eine Sehne am Hinterfuſſe, um das Ueberſpringen zu verwehren. Letzteres iſt ungleich beſſer, weil dadurch dem Thiere die Verdauung nicht geſtöhret wird. S. Beckmanns phyſ. ökon. Bibl. I B. S. 185. M. . .

14) Die norwegiſchen und ſchwediſchen Ziegen können ſchon mehr Kälte vertragen, weil ſie den ganzen Winter im Walde gehen und kaum vier Tage, nachdem ſie geworfen haben, geſchonet werden. Ob aber dieſe harte Lebensart auch dienlich ſey, gute Art in Abſicht auf die Milch und Haare zu erhalten, daran iſt billig zu zweifeln. M. . .

ein Gift iſt, thut bey den Ziegen die herrlichſte Wirkungen. Um ihrer Ungelehrigkeit und ihres beſtändigen Herumſchweifens willen iſt auch der ſtärkſte und flüchtigſte Menſch nicht im Stande, mehr als höchſtens funfzig Ziegen zu hüten. Wenn es ſchneyet und reifet, pflegt man ſie nicht auf die Weide zu führen, ſondern vielmehr im Stalle mit Kräutern und im Herbſte geſammleten kleinen Reiſern oder mit Kraut, Rüben und andern Hülſenfrüchten zu füttern 15). Je mehr ſie freſſen, deſto reichlichere Milch hat man von ihnen zu erwarten. Um ſich dieſes Vortheils deſto länger und in deſto gröſſerm Ueberfluß bedienen zu können, giebt man ihnen viel zu ſaufen und miſchet bisweilen ein wenig Salpeter oder Salz unter das Waſſer 16). Vierzehn Tage nachher, wenn

15) Das Laub von Birken und andern Bäumen, das im September abgeſtreift und an der Sonne getrocknet worden, muß ihr gewöhnliches Futter ſeyn. Kräuter, Kohl, Rüben und Linſen geben ihnen ebenfalls gute Nahrung. Die Heiden ſind für Ziegen die beſte Weide. Sie freſſen allerley, ſowohl dürre, als friſche Blätter und Kräuter. So gar an Dornen und Brombeerſtauden wiſſen ſie etwas nahrhaftes zu finden und pflegen auch den Schierling und Schlangen gelegentlich zu genüſſen (S. von Linne vollſt. Naturſyſt I B. p. 405.) Flohkraut, inſonderheit aber die Blätter und Frucht vom Spindelbaume, ſind für dieſe Thiere tödliche Gewächſe. Zu viel Eicheln verurſachen ihnen Schmerzen und machen daß ſie leicht unzeitig werfen. S. Abilgaard am angef. Orte p. 244.

M. . .

16) Da man ſie oft an Mauern und Felſen, wo Salz iſt, lecken ſiehet, ſo läßt ſich hieraus ſchlüſſen, daß bey ihnen das Salz unter die gewöhnlichen Bedürfniſſe zu rechnen, auch allem Ziegenvieh ſehr zuträglich ſey. M. . .

wenn ſie gezickelt haben, kann man ſie zu melken anfangen. Vier bis fünf Monathe hindurch können ſie uns Abends und Morgens mit reichlichem Vorrathe von Milch verſorgen.

Gewöhnlicher Weiſe bringt eine Ziege nur ein Junges, bisweilen zwey, ſelten drey, niemals aber mehr, als viere [17]). Der Zeitpunkt ihrer Fruchtbarkeit reicht vom erſten oder von anderthalb Jahren bis zum ſiebenten Jahr ihres Lebens. Beym Bocke würde bloß eine mehrere Schonung erfordert, um ihn bis zu eben dieſem Alter, und wohl noch länger, zur Zeugung tüchtig zu erhalten. Gemeiniglich aber pflegt er nach dem fünften Jahre dieſe Fähigkeit gänzlich zu verlieren. Er wird alsdann abgeſchaffet und mit alten Ziegen oder jungen Böcken gemäſtet, welche letztere man gleich nach dem erſten halben Jahre ſchneidet, um ihnen zu einem ſäftigern und zärterm Fleiſche behülflich zu ſeyn.

Sie werden eben ſo, wie die Schöpſe gemäſtet. Man bemühet ſich aber, auch bey der beſten Fütterung, vergebens, ihrem Fleiſch den reinen Geſchmack des Schöpſenfleiſches zu verſchaffen; es müßte dann in den hitzigſten Himmelsſtrichen ſeyn, wo das Schöpſenfleiſch, ſelbſt einen ſchlechten Geſchmack hat. Der ſtarke Geruch des Bockes iſt nicht ſo wohl von ſeinem Fleiſch, als von ſeinem Felle herzuleiten. Ob gleich dieſe Thiere gar wohl zehn bis zwölf Jahre leben könnten, ſo läßt man ſie doch nicht gern alt werden, weil

17) Indeſſen verſichert Bankroft in ſeiner Naturgeſchichte von Guiana p. 73. die Guianiſche Ziegen wären ſo fruchtbar, daß man bey einem Wurf gemeiniglich 3, 4 bis 5 junge Ziegen erhielte.
M. . .

ihr Fleiſch mit dem zunehmenden Alter immer unſchmakhafter wird 18). So bald ſie demnach aufhören, ihr Geſchlecht fortzupflanzen, pflegt man ſie ohne Bedenken abzuſchaffen. So wohl die Ziegen, als die Böcke ſind gewöhnlich mit Hörnern bewafnet. Man findet nur ſehr wenige, denen dieſe natürliche Waffen fehlen. Die Farben der Haare ſind bey dieſen Thieren ebenfalls häufigen Abänderungen unterworfen 19). Die ganz weiſſen und ungehörnte Ziegen ſollen den gröſten Ueberfluß von Milch, die ſchwarzen aber vorzügliche Stärke und Munterkeit oder Dauer haben.

Obwohl dieſe Thiere faſt gar nichts zu erhalten koſten, ſo gehören ſie doch allerdings unter die ſehr einträgliche Hausthiere. Man pflegt von ihnen das Fleiſch, den Talg, die Haare, und das Fell zu verkaufen.

18) Sonſt gelangen ſie, nach Lord Anſons Reiſen um die Welt, zu einem ziemlich hohen Alter. Ein gewiſſer Schotte, Selkirk, der auf dem Eylande Juan Fernandez zurück gelaſſen worden, bis ihn ein anderes Schiff wieder mitgenommen, erzählet, er habe oft mehr Ziegen, als er gebraucht, gefangen, die übrigen an den Ohren gezeichnet und wieder laufen laſſen. Lord Anſons Reiſegeſellſchaft, kam etwa 32 Jahre nach ihm auf dieſe Inſel. Der erſte Bock, den ſie bey ihrer Landung tödeten, hatte geſchlitzte Ohren. Ein auſſerordentlicher Bart und andere Merkmale des Alterthums machten es an dieſem und hernach an mehrern ſehr wahrſcheinlich, daß eben dieſe Thiere unter Selkirks Händen geweſen. M . .

19) Die gewöhnlichſten ſind entweder weiß oder ſchwarz, oder bunt oder Lichtgelb S. Abilgaards Unterricht von Pferden, Kühen, Schafen und Schweinen rc. Kopenh. 1771. 8vo p. 241.

kaufen. Ihre Milch iſt geſunder und beſſer, als die Schafmilch. Sie wird von den Aerzten in unterſchiedenen Krankheiten angerathen und es laſſen ſich daraus, weil ſie leicht gerinnet, gute Käſe machen. Die Sahne darf nicht von derſelben abgenommen werden, weil ſie nur wenig butterige Theile hat. Die Ziegen laſſen ſich ſo gern und ſo leicht melken, daß auch Kinder, welchen die Milch ſehr nahrhaft und geſund iſt, gar wohl dieſes Geſchäfte verrichten können. Sie haben mit Kühen und Schafen die Beſchwerde gemein, daß oft Schlangen oder eine gewiſſe Art von Vögeln, die man unter dem Namen der Ziegenſauger [20]) kennet, ſich des Nachts an ihre Striche hängen und ihnen, wie man behaupten will, die Milch ausſaugen.

20) Geismelker, Nachtſchwalbe, Tageſchläfer, Nachtwanderer, Nachtrabe, Nachthabicht, oſtind Fledermaus. Hallens Vögel p 345. Seeligm. Vögel I B. T. XVI. III B. T. XXI. Caprimulgus *Linn.* S. N. XII. p. 346. *Briſſ.* Av. Tom. I. p. 289 Franz. Le *Tette-chevre*, *Crapaud-volant*, Grand Merle. Effraye, Freſaye. Chauche-branche. Die kurze Naturgeſchichte und eine Abbildung dieſes bemerkenswürdigens Vogels, der ſeine meiſte Benennungen von ſeiner Lebensart erhalten, findet man im IIIten Jahrg. der hieſigen Mannigfaltigkeiten von S. 11 bis 16. Die Ehre, der Geismelker oder Ziegenſauger genennt zu werden, hat wohl dieſer Vogel ohnſtreitig der ehemaligen ausgelaſſenen Neigung zum Fabelhaften zu verdanken. Wir ſind überzeugt, Hr. von Büffon habe dieſen Umſtand ſelbſt für nichts anders, als für eine Fabel der Alten ausgeben wollen. Sonderbar genug iſt wohl die Einbildung der Indianer, welche in dieſen Vögeln die Seelen ihrer Vorfahren verehren, die ehemals von den Engelländern getödet worden, weil ſich, wie ſie behaupten, vor dieſem Blutbade nie ein ſolcher Vogel in ihrem Lande blicken laſſen.

An den obern Kinnbacken fehlen den Ziegen die Schneidezähne; dieſe Zähne pflegen ihnen aber im untern Kinnbacken zu eben der Zeit und in eben der Ordnung auszufallen und wieder zu wachſen, die man bey den Schafen beobachtet. Ihr Alter wird aus den Zähnen und Knoten der Hörner beurtheilet. Eigentlich haben die Ziegen keine beſtimmte Zahl von Zähnen, gemeiniglich zählet man bey den Böcken mehrere. Man bemerkt an den letztern auch gröbere Haare, längere Bärte und gröſſere Hörner. Dieſe Thiere haben, wie die Rinder und Schafe, vier Magen, und gehören unter die wiederkäuende Geſchöpfe Ihr Geſchlecht hat ſich viel weiter, als das Schafgeſchlecht verbreitet. Es giebt in unterſchiedenen Welttheilen Ziegen, welche den unſrigen gleichen; doch pflegen ſie in Guinea und andern heiſſen Ländern kleiner [21]), in Rußland aber und in andern kalten Gegenden [22]) gröſſer, als bey uns zu ſeyn.

Der angoriſche Bock und Ziege.

(15 und 16 Tafel.)

Die Angoriſche [23]) und Syriſche Ziegen mit lang herabhängenden Ohren gehören zu der Gattung der unſrigen, weil ſie mit einander, ſogar in unſern Himmelsſtrichen, ſich vermiſchen und Junge hervor-

21) Die Guianiſche Ziege zum Beweis iſt, wie Bankroft in ſeiner Naturgeſch. von Guiana p. 73. verſichert, nicht viel gröſſer als ein europäiſches Ziegenlamm. Ihre Hörner ſind kurz, ſchwach und niederwärts gedrücket. M. . .

22) Cf Er. Pontoppidans Naturgeſch. von Norw. II Theil p. 14. ꝛc. M. . .

23) S. 7te Anmerk. lit. a. p. 11.

die Angoriſche Ziege

Büff. - - - - - - - - - - - - - - - II. T.

C.B.G. ſc.

der Angorische Bock.

Büff. - - - - - - - - - - - - - - II. T. C. B. G. ſc.

hervorbringen [24]). Das Männchen hat faſt eben ſo lange, doch anders gedrehte und gewundne Hörner, als der gemeine Bock. Sie breiten ſich in einer wagerechten Richtung von beyden Seiten des Kopfes aus und winden ſich in Schneckenlinien, welche denſelben beynahe das Anſehen eines Pfropfziehers geben. Die Hörner der angoriſchen Ziege ſind kürzer und vorne ganz niedergebogen. Sie reichen mit ihrer gekrümmten Spitze bis ans Auge und ſcheinen übrigens verſchieden abwechſelnde Biegungen und Richtungen zu haben. Der Bock und die Ziege von Angora, die man uns auf dem königlichen Vorwerk beyde zeigte, waren mit Hörnern, wie ſie hier beſchrieben ſind, bewafnet. Sie ſind, wie alle Syriſche Thiere, mit langen, feinen Haaren dichte bewachſen. Aus dieſen werden Zeuge, ſo fein und glänzend, als unſere ſeidene Zeuge, verfertigt [25]).

24) Die Engelländer und Holländer haben dieſe Gattung auch bey ſich mit gutem Erfolge fortgepflanzt. Es wäre zu wünſchen, daß ihnen hierinn die Deutſchen auch nachahmen mögten, weil man ſich von dieſer angoriſchen Art ſo merkliche Vortheile zu verſprechen hat. Sie weiden an den magerſten und unfruchtbareſten Orten und geben dennoch weit mehr Milch, als die unſrigen. Sie bringen überhaupt jedesmal zwey Zickel, haben weit feinere und reichlichere Haare, als die gemeine Ziegen und können des Jahres zweymal geſchoren werden.

M. . .

25) Der Hr. Verf. redet hier von den Zeugen, die aus Kämelhaaren bereitet werden. Dieſe kommen, wie der Hr. D. Schreber im 45ſten St. des IVten Th. der Hannöv. nützlichen Samml. 1769. angemerket, von den Ziegen, welche in klein Aſien zu Angora und Begbazar in Natolien in Menge gehalten werden. Von dieſen Thieren hat Hr. Alſtröm in Schweden 1742. einen Bock und eine Zie-

ge mitgebracht. Letztere gieng ihm zwar zu Grunde, der Bock aber paarte ſich mit ſchwediſchen Ziegen. Die Jungen wurden gröſtentheils dem Stammbock ähnlich. Dies beweiſet genugſam, daß bemeldete Ziegen und Böcke, wider die Anmerkungen der Reiſebeſchreiber, nicht allein zu bekommen, ſondern auch in andern Gegenden gar wohl fortzubringen ſind.

Das Haar der weiſſen angoriſchen Ziege hat ſeines gleichen faſt nirgends an Feinheit. Nach dem 2 Buch Moſis, 25. Kap 4. v. 26. Kap. 7. v. ꝛc. ſoll die Decke des Heiligthums aus denſelben gewebet ſeyn. Plinius (L. VIII. c. 50.) Aelianus (L. XVI. c 30.) Solinus (Cap. 46.) Ariſtoteles (Hiſt. anim. L. VIII. c. 22.) gedenken ihrer unter dem Namen liciſcher, pamphiliſcher und ciliciſcher Ziegen. Tournefort (in ſeiner Voyage du Levant. Tom. II. p. 185.) ertheilt von ihr folgende Nachricht:

„Die ſchönſte Ziegen von der Welt ziehet man „zu Angora. Ihre Weiſſe blendet; ihr Haar, das „ſo fein iſt, als die ſchönſte Seide, und in acht bis „neun Zoll langen Locken herabhängt, giebt die „Materie zu den feinſten Stoffen, beſonders zum „Kamelot. Man läßt ſie aber ungezwirnt nicht „ausführen, weil die Einwohner dortiger Gegend „ihren Unterhalt von dieſer Arbeit haben. Es ſcheint „als ob Strabo dieſe ſchöne Ziegen gemeint, wenn „er ſaget: um den Fluß Halis ziehet man Schöpſe, „deren Wolle ſehr dicht und gelinde iſt, beſonders „hat man daſelbſt auch Ziegen, die anderswo nicht „angetroffen werden. — Die Arbeiter zu Angora „brauchen das gezwirnte Ziegenhaar ganz allein zu „ihren Kamelotten, da man es zu Brüſſel, ich weis „nicht warum? mit gezwirnter Wolle zu vermengen „genöthigt iſt. In Engelland miſchet man dieſes „Haar unter die Perüquenhaare. Nur muß es zu „dieſem Gebrauch nicht gezwirnet ſeyn. Es macht „eigentlich den Reichthum von Angora, wo alle „Bürger ſich auf dieſen Handel zu legen pflegen. „Man ziehet das Haar der angoriſchen Ziegen mit „Rechte dem von Kugna vor, denn die letztern Ziegen ſind alle braun oder ſchwarz.

Nach

Nach der vom Tournefort gelieferten Abbildung und nach den Erzählungen ſolcher Perſonen, welche die angoriſche Ziegen geſehen haben, ſind ſie fleiſchiger, als die unſrigen. Ihre herabhangende Ohren aber machen einen beſondern Unterſchied von den übrigen Arten der Ziegen aus, wozu noch die zurückgebogene Hörner und kürzere Beine kommen, welche über die Hälfte mit lockichten Haaren bedecket ſind. Die ganze Gegend um Begbazar, ſagt Hr. Tournefort, iſt leer und trocken, wenn die Obſtbäume nicht gerechnet werden. Die Ziegen genüſſen daſelbſt nichts, als die Aeſtchen der Kräuter. Vielleicht kann dieſes, nach Busbequius Anmerkung, etwas dazu beytragen, die Schönheit ihrer Haare zu erhalten, die ſich mit der Veränderung der Lebensart und ſogar der Winde, verlieret. Die Hirten von Begbazar und Angora kämmen ſie oft und waſchen ſie fleißig in den Bächen.

Im Arabiſchen heiſſen dieſe Thiere Kämel. Daraus hat man Kameel gemacht und das Kämelhaar, das Kameelhaar, nebſt dem daraus verfertigten Garne miteinander verwechſelt, ob gleich beydes weit von einander unterſchieden iſt. Man weis, daß auch die Haare der Kameele, welche ihnen im Frühjahr binnen wenig Tagen am Schopfe, am Rücken, an der Bruſt und am Bauch ausfallen, mit Fleiß geſammlet, hernach zu Garne geſponnen und in vielen Manufakturen gebraucht werden. Es iſt aber ein Verſehen, wenn man dieſes mit den eigentlichen Kämel- oder angoriſchen Ziegenhaar verwechſelt. Man leſe hiervon ausführlicher in dem angezeigten Hannöv. nützl. Samml. l. c. und in den Stuttg. phyſ. ökon. Auszüg. II B. S. 495—508. Cf Abh. der Schwed. Akad. der Wiſſenſch. V B. S. 222. ꝛc. und Schrebers Samml. verſch. Schriften III Th. p. 98. ꝛc. M. . .

Anhang.

In den innern Theilen von Afrika und am Vorgebirge der guten Hofnung wimmelt es, nach dem Berichte reiſender Naturforſcher, von allerhand Arten der Böcke, die uns zum Theil nicht hinlänglich, zum Theil noch gar nicht bekannt ſind. Es vergehet ſelten eine Gelegenheit, wo die kapiſche Bauern und Hottentotten, wenn ſie landwärts eingehen, nicht etwas neues in dieſem Geſchlecht entdecken ſollten. Das in Afrika ſogenannte Koutou oder Kututhier 26) gehöret mit unter die neueſten Entdeckungen und Kolbe ſcheint ebenfalls noch von Böcken zu reden, die nicht unter die Linneiſchen Arten gebracht ſind. Wir wollen unſern Leſern hier kürzlich die Kolbiſche Nachrichten von Ziegen und Böcken, die er beobachtet, in dieſem Anhange vorlegen.

Er theilet alle Ziegen und Böcke der vorgebirgiſchen Gegenden in zahme und wilde. Von 1) den zahmen ſagt er 27), ſie wären den unſrigen in allen Stücken ähnlich, doch etwas kleiner und minder übelriechend, als die europäiſchen. Seine zwote Art oder die blaue Ziegen kommen an Geſtalt den zahmen gleich, an Gröſſe hingegen erreichen ſie beynahe die Statur eines kapiſchen Hirſches. Ihr Haar iſt ſehr kurz und von ſchöner blauer Farbe, die ſich aber nach dem

26) S. Hr. Prof. Müllers Linneiſches Naturſyſt. I B. S. 429. Tab. XXVI. fig. 1.

27) In ſeiner Beſchreibung des Vorgebirges der guten Hofnung ꝛc. Frft. und Leipz. 1745. 4to p. 332.

dem Tode des Thieres verlieret und abgeſchoſſen blau oder graulicht wird. Ihr Bart, welcher vorzüglich lang iſt, giebt ihnen ein beſonders gutes Anſehen. Die Hörner ſind, in Vergleichung mit andern Ziegen, wohl nicht ſehr lang, aber deſto ſchöner und künſtlicher gedrehet. Sie laufen bis über die Hälfte rings herum in ſchraubenförmigen Windungen und von da, bis nach oben, immer ſpitziger zu. Ihre Beine ſind lang, aber wohl gemacht; ihr Fleiſch iſt von gutem Geſchmack, aber ziemlich mager; man pflegt es daher gemeiniglich den Hunden vorzuwerfen, weil die Einwohner an fettern Wildpret keinen Mangel haben. Bloß um des Felles willen tödtet man dieſe Thiere, weil dieſes eben ſo gut iſt, als von irgend einem andern wilden Thiere. Eigentlich findet ſich dieſe Art blauer Ziegen bloß im Innern des Landes und werden faſt gar nicht in den Kolonien geſehen. In Hallen p. 308. wird das Männchen unter dem Namen des himmelblauen afrikaniſchen Bockes beſchrieben.

Die 3te Art heißt beym Kolbe die gefleckte Ziege, weil ſie mit rothen, weiſſen und braunen Flecken gezieret iſt. Ihrer Gröſſe und Geſtalt nach treffen ſie beynahe mit angezeigten blauen Ziegen überein. Ihre Hörner haben etwa zwölf Zoll in der Länge, ſind ein wenig hinterwärts gebogen, bis in die Mitte geringelt und an den Enden ſehr ſpitzig. Sie brüſten ſich mit einem ſehr langen, dunkelrothen Barte. Ihre Beine ſtehen mit ihrem übrigen Körper in einem richtigen Verhältniß. Ihr Fleiſch iſt wohl etwas hart, aber ſehr wohlſchmeckend. Geſpickt und gebraten hat es einen guten Wildpretgeſchmack. Man kann dieſe ſchäckichte Ziegen leicht jung fangen, zäh-

men und mit den Schafen weiden laſſen. In dieſem Fall verlieren ſie aber den Wildpretgeſchmack, den wir an den freyen Ziegen dieſer Art gerühmet haben. In den Gegenden, welche die Hottentotten bewohnen, ſind ſie dermaſſen häufig, daß man ihrer oft mehr als tauſend auf einmal zu ſehen bekömmt. Im Hallen wird das Männchen p. 309. der geſchäckte afrikaniſche Bock genennet.

In *Knorrii Deliciis Nat.* Tom. II. Tab. K. I. fig. 1. p. 99. findet man den Kopf eines afrikaniſchen bunten Bockes (Bouc bigarré) abgebildet. Er iſt grau und vom Rückgrad bis an den Bauch hinunter weiß geſtreift. Am Kopfe geht von beyden Seiten ein weiſſer Streif ſchief nach der Naſe herunter. Die Hörner ſind glatt und etwas gekrümmet. Wegen ſeiner breiten und langen Ohren gleicht er beynahe einem gehörnten Eſel. Er unterſcheidet ſich merklich von Kolbens geflecktem Bocke, weil dieſer auch gerade unten her geringelte Hörner hat.

Die vierte oder die graue Ziege gleicht an Geſtalt beynahe der zahmen (n. 1.). Sie hat einen geſchickten oder wohlgebauten Leib, ein ſchwarzes Maul, kurze Haare, wie die gefleckte (n. 3.), eine dunkelrothe Farbe mit vielem Grau vermiſchet, wovon ſie den Beynamen erhalten. Ihr Schwanz iſt ſehr kurz, und, wie der ganze Leib, mit vermiſchten Haaren beſetzet. Sie trägt ſchöne dunkelbraune Hörner, die aber an Länge niemals einen halben Fuß überſteigen. Rings um dieſelben läuft gleichſam eine Schneckenſchraube, am Ende ſind ſie zugeſpitzt. Ihr Fleiſch iſt vortreflich, auch geſund, und oft mit Fette ziemlich durchwachſen; daher man ſie auf dem Vorgebir-

ge vor andern zu ſchätzen pfleget. Die Ziegen dieſer Art ſind etwas kleiner, als die Böcke, und mit keinen Hörnern bewafnet. Bey Hr. Hallen p. 308. iſt ein ſolcher Bock unter dem Namen des afrikaniſchen Graubockes angeführet.

Die 5te Ziegenart nennt Hr. Kolbe die wilde Ziege. Seiner Ausmeſſung nach iſt ſie gröſſer, als ein Hirſch. Ihr zierlicher Kopf pranget mit zwey glatten, runden Hörnern, die gerade und ſpitzig, drey Fuß lang ſind, und deren Enden zwey Fuß weit aus einander ſtehen. Von der Stirn an läuft über den Rücken ein weiſſer Strich, der ſich bis an den Schwanz ausdehnet. Ein anderes Band von gleicher Farbe durchſchneidet den erſten unten am Halſe, den er ganz umgiebet. Noch zwey ähnliche breite Bande legen ſich, einer hinter den Vorderfüſſen und einer vor den Hinterfüſſen ganz um den Leib herum. Das Haar, welches den übrigen Leib decket, fällt ins Graue mit einzelnen weiſſen Flecken; ausgenommen am Bauche, wo es weiſſer ausſiehet. Der Bart iſt grau, mit etwas Roth untermenget und von anſehnlicher Länge. Die Beine ſind wohl etwas lang, übrigens aber ſehr wohl geſtalltet. An den Hörnern und geſtreckten Füſſen gleicht gegenwärtige Ziege den Gazellen, am Bart und Schwanz aber den ordentlichen Böcken. Im Hallen iſt ſie p. 309. als der weißgeſtreifte, rundhörnige afrikaniſche Bock beſchrieben.

Ihr Fleiſch iſt beynahe ſchmackhafter, als das europäiſche Hirſchwildpret. Das Weibchen iſt kleiner und ohne Hörner. Hr Kolbe glaubt in den Hottentottiſchen Gegenden keine Thierart häufiger, als dieſe, wovon er eine gute Abbildung liefert, geſehen zu haben.

Die

Die 6te oder die Tuckziege, (oder nach Hr Hallen p. 313. der afrikaniſche Komplimentirbock) iſt gröſſer als die zahme, der ſie aber an Farbe ziemlich nahe kömmt. Sobald ſie jemanden erblickt oder eine Gefahr merkt, legt ſie ſich ausgeſtreckt auf den Bauch ins Gras nieder. Weil ſie dann weiter nichts, als Gras um ſich ſiehet, glaubt ſie vielleicht ebenfalls nicht geſehen zu werden. Dann und wann reckt ſie den Kopf empor, legt ihn aber gleich wieder ins Gras nieder, bis die Gefahr, ihrer Meynung nach vorüber, oder bis ſie gefangen oder getödtet worden iſt.

Was Kolbe 7) die kongoiſche Ziege zu nennen gut gefunden, iſt, unſers Erachtens, nichts anders, als das kleine guineiſche Böckchen (Moſchus Pygmaeus *Linn. S. N.* XII. p. 92. Tragulus guineenſis *Klein*. Quadr. p. 21. *Seba* Vol. I. T. 43 fig. 1 — 3. p. 70. Cervus Juvencus perpuſillus guineenſis. Fr. Petite eſpece de biche. Petit Cerf. Chevrotain.) Er hat ſie in Kongo, zu Viga, auf der guineiſchen Küſte, auch an andern dem Kap nahe liegenden Orten gefunden. Sie werden, wie er ſagt, niemals gröſſer als ein Haaſe gefunden; ſie haben aber ein gutes Anſehen und an ihren Hörnern Enden, wie die Hirſche an ihren Geweyhen. Die Füſſe dieſer artigen Thierchen ſind ſo klein, daß man das untere Theil oft ſtatt eines Tobacksſtopfers gebrauchet, ohne die ganz nahe beyſammenſtehende Klauen vorher abſondern zu dürfen. Hr. Adanſon[28]) hat in Senegal eben dieſe kleine Thierchen wahrgenommen, und ſagt von ihnen, ſie ſchlichen einem gleichſam unter den Füſſen hinweg und

28) S. Deſſen Reiſe nach Senegal, mit Anm. von D. Martini. Brandenburg 1773. gr. 8vo p. 170.

und würden von den Schwarzen oder Negern mit ihren Sagudie oder Wurfſpies gejagt, und hernach verzehret.

Hr. Prof. Müller beweiſt im Linneiſchen Naturſyſtem p. 418. aus dem Houttuyniſchen Werke, daß es auch vielhörnichte Ziegen gebe. Hr. Houttuyn hat ſelbſt eine ſolche, die aus Amerika, beſonders aus Kajenne gebracht worden, geſehen, aber billig noch gezweifelt, ob es eine beſtändige Art oder vielmehr eine Mißgeburth und ein zufälliges Spiel der Natur ſeyn mögte. Zwey Hörner haben ihre natürliche Richtung, aus der Wurzel aber eines jeden Horns kam auf jeder Seite wieder ein anderes eben ſo langes, geſundes und ſtarkes Horn heraus, wovon eines vorwärts, das andere hinterwärts gebogen war. Durch die Figuren, welche Jonſton auf der XXIV und XXVII Tafel von ſeinem Eale und Hircus Cotilardicus giebt, iſt er verleitet worden zu glauben, daß es nicht allein vielhörnichte Thiere, auch Thiere mit einer außerordentlichen Richtung der Hörner gebe, ſondern daß ſie auch mehrmal auf gleiche Art entſtehen. Beydes kann ſeine Richtigkeit haben, ohne daß es darum ausgemacht wäre, ob man dergleichen Thiere für eine beſtändige Art halten dürfe.

Den Suhak oder das Ziegeneinhorn, welches in Podolien bey Braklou, auch, wie Steller berichtet, in Siberien gefunden wird, hält Hr. Prof. Müller mit erwähnten Houttuyn für eine Capra mambrica Linn. oder für eine Syriſche Ziege. Zum wenigſten, heißt es, hat man bisher noch keine vierfüßige Einhörner gekannt. Es iſt aber

 möglich,

möglich, wenn das eine Horn mehr erhaben oder vorwärts ſteht, daß man von weitem verführt werden und glauben kann, man ſähe ein Thier mit einem einzigen Horn, wie es den Engelländern an den afrikaniſchen Küſten ergangen iſt, wo man hernach in der Nähe zwey Hörner entdecket.

M. . .

Büff. - - - - - - - - - - - - - II. T. C. B. G. ſc.

VI.

Das gemeine zahme, das Siamiſche und wilde Schwein. [29)]

Das gemeine, Siamiſche und wilde Schwein machen alle drey nur ein einziges Geſchlecht aus, und können alſo hier füglich zuſammen beſchrieben werden. Das letzte gehört unter die wilde, die

C 2 beyden

29) Zum Geſchlecht der Schweine rechnen Hr. von Linne und Briſſon folgende Gattungen:

a) Das zahme Schwein. Sus Scropha *Linn.* S. N. XII. p. 102. *Ejusd.* Faun. 21 und 36. *Amoen. acad.* V. p 461. *Briſſ.* Quadr. p. 74. Sus domeſticus. Cochon domeſtique Raj. Quadr. 92 n. 1. *Sloane* Jam. II. p. 328. *Klein* Quadr. p 25 Porcus. Sus. Scropha, Verres. *Geſn.* Quadr. p. 982. f. p. 983. *Geſn.* Ic. Quadr. f. p. 24. *Aldrov.* Quadr. biſ. p 937. fig. p. 1006 *Jonſt.* Qu. p 70. T. 47. *Charlet.* Exerc p. 13. *Rzac.* H. N. Pol. p 243 *Ejusd.* Auctuar. p 333. Das männliche Thier heißt im deutſchen der Eber, das geſchnittne, Bork, das weibliche, Sau, die verſchnittne Sau, Bö‥gen; Schwein, das geſchnittne, Galze, Mos, das Junge, Ferkel, wenn es noch ſauget, Spanferkel, wenn es von der Sau genommen wird, Abſetzferkel. Im Franz. *Porc,* der Eber *Verrat*, der geſchnittne *Cochon*, die Sau *Truye*, im Lat. der Eber *Verres*, der geſchnittne *Majalis*, die Sau *Scropha*, das Ferkel *Porcellus*, im Hebr. *Chaſir*, im Chald. *Chaſira*, im Arab. *Kaniſir*,

beyden erſtern aber unter die zahme Hausthiere. Sie unterſcheiden ſich zwar in gewiſſen äußern Merkmalen,

im Griech. Ὗς, Χοῖρος, im Perſ. *Mar* und *Buk*, im Span. *Puerco*, im Ital. *Porco*, der Eber *Verro*, der geſchnittne *Porco caſtrato*, auch *Majale*; die Sau Scropha und *Trojata*, im Pohln. *Wieprz*, im Engl. *Hog*, der Eber *Boar*, die Sau *Sow*, das Ferkel *Pig*, im Holländ. *Beer*, *Zeug* und *Big*, das ganze Geſchlecht heißt bey ihnen *Swin* und *Varken*, die ſaugende *Spaanvarken*. Zu dieſer Gattung rechnet auch der Ritter noch:

α) Das wilde Schwein. Sus Aper l. c. Aper. Le Sanglier. *Briſſ.* Quadr p. 75. *Gesn* Quadr. 146. et *Icon*. Quadr. p. 81. Sus ferus vel ſylvaticus. *Aldr.* Biſulc. 1013. *Jonſt.* Quadr. 74. T. 47. *Raj.* Quadr. 96. n. 2. Porcus ſylv. *Klein.* Quadr. p. 25. *Charl.* Exerc. p. 13. Aper. et Verres ſylvaticus *Rzac.* l. c p. 213. et Auct. p. 305. Franz. der wilde Eber oder Hauer, *Sanglier*, *Porc ſauvage*; die Bache oder wilde Sau *Laye*, Lat. Sus fera, Scropha ſylveſtris. das Ferkel oder der Friſchling; Porcellus ſylveſtris, Franz. *Marcaſſin.* Griech. Χοῖρος ἄγριος, Span. *Puerco Sylveſtre* oder *Puerco Montes* oder *Javali*; Ital. *Porco ſylvatico*, *Cinghiale*, *Cinghiare*. Illyr. *Werprz*. Pohln. *Wieprz Lesny*, Schwed. *Will-Swin*, Engl *Wild Boar*, *Wild-Swine*. Raj. *Bore*. Gesn. die Jungen im Franz. *Pourceaux*.

β) Das Chineſiſche oder Siamiſche Schwein. Sus Chinenſis Linn. S. N. l. cit. It. *Wgothl.* 62, It. *Scan.* 72. Zu den wilden Schweinen rechnet man in des Ritters vollſt. Naturſyſtem I Th. p. 464. noch:

γ) Das äthiopiſche wilde Schwein. Aper aethiopicus. Sanglier enorme de l'Afrique, Hardlooper der Holländer, wovon der Hr. Pr. Pallas in ſeinen Specilegiis Zoologicis Faſc. II p. 3. oder in der vom Hrn. Prof. Baldinger überſetzten Ausgabe S. 4 u. ſ. w. eine weitläuftige Beſchreibung, auf der 1ten Kupfer-

Tab. XVIII. Fig. 1. der Wilde Eber. Pag. 36.

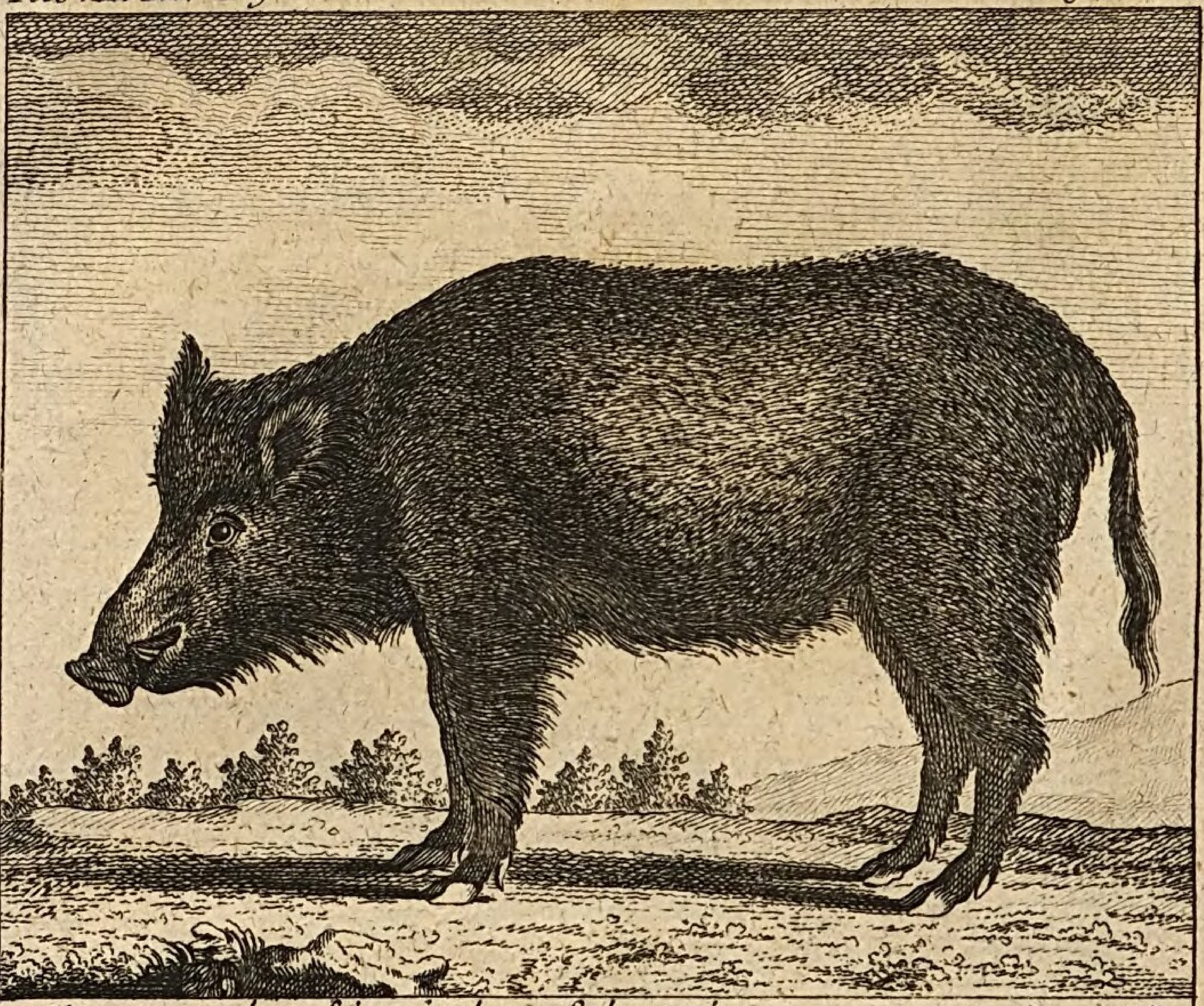


Fig. 2. das Sianische Schwein. Pag. 77.

C. B. G. ſc.

malen, vielleicht auch durch Eigenſchaften, die eines vor dem andern eigenthümlich beſitzet; dieſer Unter-

Kupfertafel aber eine getreue Abbildung gegeben. Eben dieſes Thier iſt auch in des Hrn. Prof. Eberhards Anhang zur Thiergeſchichte Halle 1768. 8vo p. 269. Tab. I fig. 2. beſchrieben und abgebildet. Herr Adanſon nennet es in ſeiner Senegaliſchen Reiſe, Brandenb. 1773. p. 111. ein ungeheures wildes Schwein, das nur in Afrika zu Hauſe gehöret und, ſeines Wiſſens, nirgends war beſchrieben worden. Sie ſind eben ſo ſchwarz, aber viel gröſſer, als die europäiſche wilde Schweine. Er hat an ihnen vier groſſe Hauer bemerket, deren beyde oberſte ſich in in einem Zirkel nach der Stirne hinkrümmeten, wo ſie beynahe den Hörnern glichen, die andre Thiere auf dem Kopfe tragen. Das merkwürdigſte daran iſt, daß ſie keine Schneidezähne und einen monſtrös groſſen Kopf haben, der ohne Hals ein bloſſer Fortſatz des Körpers zu ſeyn ſcheinet.

γ) Das kapſche Schwein. Es zeichnet ſich zwar vor andern auch durch den groſſen Kopf ſehr merklich aus, unterſcheidet ſich aber von dem vorigen beſonders durch die Gegenwart der Schneidezähne.

b) Das guineiſche Schwein. Sus Guineenſis. Le Cochon de Guineé. *Briſſ.* Quadr. p. 76. *Linn.* S. N. Ed. VI. gen. 28. ſp. 2. Sus dorſo pone ſetoſo, caudâ nudâ. Ed. XII. p. 103. Sus Porcus. *Raj.* Quadr. p. 96. n. 3. Porcus Guineenſis Marcgravii. *Klein.* Quadr. p. 26. *Jonſt.* Quadr. p. 73. fig. Tab. 46. *Marcgrav.* Hiſt. Braſ. p. 230. Hallen l. c. p. 366.

c) Das Biſam- oder Muskusſchwein. Hallens Thiere p. 364. das kurzſchwänzige mexikaniſche Muskusſchwein fig. 10. Sus Tajacu *Linn.* l. c. Sus umbilicum in dorſo habens. *Aldrov.* Biſulc. 939. Porcus americanus *Sebae* Muſ. I. Tab. 111. f. 4. Tajacu. *Piſon.* Ind. 98. Porcus moſchiferus *Klein* Quadr. p. 28. Tajacu S. Aper mexicanus moſchiferus *Raj.*

ſchied betrift aber nichts weſentliches, ſondern er beziehet ſich blos auf die Beſchaffenheit der Umſtände, worinn ſie ſich befinden. In ſo fern alſo ihr Temperament kaum eine merkliche Veränderung durch die Zahmheit leidet, und ſie noch überdies mit einander Thiere zeugen, die wieder andere dieſer Art hervorbringen können, beſitzen ſie gemeinſchaftlich den Charakter, welcher das Einförmige und Beſtändige eines Geſchlechts ausmachet, und konnten alſo nicht füglich von einander getrennet werden.

Es läßt ſich an dieſen Thieren ſo viel Eigenthümliches bemerken, daß man ihr Geſchlecht gleichſam für

Quadr. p. 97. Caaigoara Cuaiguara *Marcgr.* Braſ. 229. Porcus americanus *Charlet.* Exerc. p. 14. Zainus *Jonſt.* p. 75. T. 46. *Euſ. Nier.* p. 170. Aper indicus, *Zainus*, aliis Coja-metl. *Muſ. Worm.* p. 340. Quauthla Coymatl. Quapizotl. Aper mexicanus *Hernand.* f. p. 637. Coyametl. ſeu Quaucovamltl. *Fern.* H. Nov. Hiſp. p. 8. Sanglier appellé *Pecaris. Des March.* Tom. III. p. 312. Sanglier du Mexique. *Briſſ.* Quadr. p. 77. *Cochon noir* des François de la Guiane *Barr.* Musk-Hog der Mexikaner. *Javaris.* Hallens Thiere I. p. 364. fig. 10.

d) Das Sumpfſchwein. Sus Hydrochaeris *Linn.* l. c. Capybara Marcgr. braſ. 230. *Raj.* Quadr. 126?

e) Den Hirſcheber oder Eberhirſch. Hallen l. c. p. 366. fig. 9. Sus Babyruſſa *Linn.* l. c. p. 104. Babyrouſſa *Bontii* Java 61. *Barthol.* Cent. 3. obſ. 96. *Grew Muſ.* T. I. *Seb. Muſ.* I. p. 80. Tom. 50. fig. 2. *Raj.* Quadr. p. 96. *Klein.* Quadr. p. 25. Holl. Hoorn-Varken. *Knorr* Delic. Nat. Select. II. Tab. K. VII. p. 107. Sanglier-Cerf. Aper orientalis. Le Sanglier des Indes orientales *Briſſ.* Quadr. p. 76. *Charlet. Exerc.* p. 14. *Babi-Roeſa* der Einwohner der Inſel Böero. Dappers Afrika p. 552.

für das Einzige in ſeiner Art halten muß. Es unterſcheidet ſich von allen andern, und ſcheinet mit keinem andern ſo nahe verwandt zu ſeyn, daß man ſelbiges auf gleiche Weiſe für eine Haupt- oder Nebengattung von ihm anſehen könnte, wie es vom Pferd und Eſel, von den Schafen und Ziegen behauptet wurde. Man beobachtet unter den Schweinen auch nicht eine ſo große Verſchiedenheit der Arten oder Raßen, wie bey den Hunden. Sie haben zwar mit vielen Thieren etwas gemein, ſind aber in der Hauptſache von allen weſentlich unterſchieden. Hier mögen einmal diejenige, welche die Natur in kleine Lehrgebäude zwingen, und ihrer Unermeßlichkeit durch Formeln Grenzen ſetzen wollen, dies Thier mit uns betrachten, um zu begreifen, wie unmöglich es iſt, ſolches unter eine von ihren Methoden zu bringen. In Anſehung der äußerſten Theile gleicht es weder den behuften Thieren. (Solipedes); denn es hat einen getheilten Fuß; noch den Thieren mit geſpaltenen Klauen (Fourchus), weil es inwendig in der That vier Klauen hat, ob gleich von außen mehr nicht als zwo derſelben in die Augen fallen. Es gehört aber auch nicht unter die vierzeechten Thiere, (Fiſſipedes), weil es nur auf zwo Zeen einher gehet, die beyden andern aber weder ſichtbar, noch wie bey andern vielzeechten Thieren geordnet, noch auch lang genug ſind, im Gehen davon Gebrauch zu machen. Dies Thier hat alſo ſehr ſchwankende, zweydeutige Merkmale, wovon einige ſichtbar erſcheinen, die andern vor unſern Augen ganz verborgen liegen. 30)

30) Man muß wider alle Methoden ſchon ſo ſehr, als Herr von Büffon ſelbſt, eingenommen ſeyn, wenn man

Wollte man hier einen Irrthum der Natur anneh- men, und ſagen, dieſe äußerlich nicht ſichtbare Glieder- reihen und Zeen wären gar nicht mit in Rechnung zu bringen; ſo muß man doch erwägen, daß dieſes ein be- ſtändiger Fehler, daß auch dieſes Thier noch außerdem von andern Thieren mit geſpaltenen Klauen durch die Beſchaffenheit der Knochen an den Füßen und andere ſtark in die Augen fallende Merkmale ſehr unterſchieden ſey. Denn die andere zweyklauige Thiere ſind mit Hörnern verſehen, an dem obern Kinnbacken fehlen ihnen die Schneidezähne, dabey haben ſie, zum Wie- derkäuen vier Magens u. ſ. w. Dem Schweine fehlen aber nicht allein die Hörner, ſondern es iſt auch oben und unten mit ſtarken Zähnen bewafnet; dabey

man ſeine hier angeführte Gründe, warum das Schwein allen Methodiſten zum Anſtoß dienen müſſe, für gegründet und unumſtößlich halten will. Der Herr V. geſtehet den Schweinen, wie billig, nicht allein geſpaltne, ſondern auch gerade nur einmal geſpaltne Klauen ein; er weis, daß ein ſolches Thier bloß, wie andere dieſer Klaſſe, auf den beyden Klauen jedes Fuſſes einher gehet und findet den einzigen Grund ſeines Widerſpruchs bloß in dem, was in dieſen Klauen verborgen iſt. Was hat aber der Methodiſt, welcher nach äuſſern Merkmalen ordnet, mit unſichtbaren Theilen zu thun? Wenn in dieſer einmal geſpaltenen Klaue des Schweins auch zehn knorplichte oder fleiſchige Abtheilungen und Fortſätze verborgen wären, ſo bleiben es doch immer Klauen die äuſſerlich nur einmal getheilt ſind; und wir finden daher eben ſo wenig Urſache, die Schweine der vier innern Klauen wegen von den zwoklauigen Thieren zu trennen, als es den Methodiſten zugemuthet werden kann, bey ihren Anordnungen ihr Augenmerk auf das zu richten, was der Magen eines Thieres vor andern zu verdauen hat. M. . .

dabey haben ſie auch nur einen Magen, und alſo die Fähigkeit nicht, wiederzukäuen. Sie können demnach unter keinerley Vorwand, weder unter die Thiere mit Hufen, oder unter die mit geſpaltenen Klauen, noch unter die vielzeeichten Thiere gerechnet werden; denn von allen dieſen Thieren unterſcheidet ſich das Schwein ſo wohl an den äußern Theilen des Fußes, als an den Zähnen, am Magen, an den Eingeweiden und an den innern Zeugungstheilen. 31)

Alles, was man hier mit Gewißheit ſagen könnte, würde darauf hinauslaufen, daß bey den

31) Der Magen eines Thieres, die Eingeweide und innere Zeugungstheile ſind gerade dasjenige nicht, worum ein Methodiſt, als Methodiſt, ſich zu bekümmern hat. Die andere hier angeführte Charaktere ſind aber von Hr. Klein in ſeiner Anordnung nicht unbemerkt geblieben. Er hatte ſich einmal die Beſchaffenheit der Füſſe zum Hauptcharakter ſeiner Eintheilungen gemacht, und wer kann wohl in einer Ordnung von Geſchöpfen einen Anſtoß an einer vernünftigen Unterabtheilung finden? Mit einer einzigen Unterabtheilung in der Ordnung der zwoklauigen Thiere wuſte der berühmte Klein auf einmal allen Schwierigkeiten bey dieſem Geſchlecht abzuhelfen. Er nahm in der 1ten Klaſſe ſeiner vierfüßigen Thiere mit Klauen zur erſten Ordnung die Behuften, als Pferde und Eſel; die zwote Ordnung der zwoklauichten theilte er A) in gehörnte wiederkäuende, die oben keine Vorderzähne haben, als Ochſen, Schafe, Ziegen, Hirſche u. ſ. w. und B) in ungehörnte, die, nicht wiederkäuen und alle Zähne haben, als Schweine, Eberhirſche ꝛc. Bey dieſer Abtheilung iſt, unſers Erachtens, der Natur ſo wenig, als der Methode, den Schweinen ſelbſt nicht einmal, Gewalt angethan worden. M. . .

Schweinen in gewiſſen Stücken die Eigenſchaften der behuften und vielklauichten Thiere, in andern Stücken aber der vielklauichten und vielzeeichten Thiere vermiſcht ſind. Denn in Anſehung der Ordnung und Anzal der Zähne ſind ſie den behuften Thieren ähnlicher, als andern. Sie haben auch, wie dieſe, lange Kinnbacken, und nur einen, ob wohl etwas größern Magen. Den vielklauichten oder wiederkäuenden Thieren aber gleichen ſie noch mehr durch den Anhang am Magen und durch die Lage der Eingeweide, auch in Anſehung der äußern Zeugungstheile; den vielzeeichten Thieren aber nähern ſie ſich durch die Bildung ihrer Füße, durch ihre Leibesgeſtalt und ſtarke Vermehrung.

Ariſtoteles war der erſte, 32) welcher die Thiere in behufte, mit geſpaltnen Klauen verſehene, und vielzeeichte theilte. Die Schweine hält er ebenfalls für ein zweydeutiges Geſchlecht, aber bloß darum, weil in Illyrien, Päonien und an einigen andern Orten behufte Schweine beobachtet worden. Dieſes Thier macht alſo eine Ausnahme von zwo allgemeinen Regeln der Natur. Je größer nämlich 1) die Thiere

32) Quadrupedum autem, quae ſanguine conſtant, eadem quae animal generant, alia *multifida* ſunt, quales hominis manus pedesque habentur. Sunt enim quae multiplici pedum fiſſurâ digitentur, ut *Canis*, *Leo*, *Panthera*. Alia *biſulca* ſunt, quae forcipem pro ungulâ habeant, ut *oves*, *Caprae*, *Cervi*, *equi fluviatiles*. Alia *infiſſo* ſunt *pede*, ut quae *ſolipedes* nominantur, ut *Equus*, *Mulus*. *Genus* ſane *Suillum* ambiguum eſt; nam et in terra Illyriorum et in Paeonia, et nonnullis aliis locis *ſues ſolipedes* gignuntur. *Ariſt. de Hiſt. Anim.* Libr. II Cap. I.

Thiere ſind, um ſo viel kleiner oder geringer ſollte die Anzal ihrer Nachkommenſchaft ſeyn, und unter allen Thiergeſchlechtern ſollten 2) die vielzeeichten ſich am ſtärkſten vermehren. Das Schwein iſt ſchon von einer mehr als mittelmäßigen Größe, dennoch wirft es mehr Jungen, als irgend ein vielzeeichtes oder anderes Thier zu werfen pflegt. Durch dieſe Fruchtbarkeit ſo wohl, als durch die Geſtalt und Bildung der Geilen oder Eyerſtöcke der Mutterſau, ſcheint es unter den Geſchlechtern, die lebendige Junge hervorbringen, den letzten Rang einzunehmen, und ſich den eyerlegenden Geſchlechtern ſehr zu nähern. 33) Mit einem Wort, es iſt in allen

33) Wenn dieſe Fruchtbarkeit auch, als eine Merkwürdigkeit, in der Geſchichte des Schweinegeſchlechts einer Anzeige werth iſt, ſo begreifen wir doch nicht, was Hr. von Büffon ſich aus der daraus gezogenen Folge für Vortheile verſpricht. Wenn die Schweine wegen ihrer Fruchtbarkeit den Eyerlegenden Geſchlechtern ſich nähern, ſo iſt es noch ſehr unbeſtimmt, mit welchen Thieren ſie dadurch in Verwandſchaft gerathen ſollen. Vögel, Schlangen und Fiſche legen Eyer; dieſe können uns aber bey dieſer Verwandſchaft unmöglich einfallen — alſo vielleicht Schildkröten, Krokodille u. ſ. w? Wer wird aber auch wohl hier die Aehnlichkeiten ſo leicht entdecken? Ueberdies giebt es ja unter einerley Klaſſe von Thieren lebendig gebährende und eyerlegende Gattungen, wie unter den Fiſchen die Aale und unter den Flußkonchylien die lebendig gebährende Schnecke (Cochlea vivipara Berl. Mag. IV B S. 234.) und kleine Gienmuſchel. (Chama fluviatilis Ebend. p. 449 und 453.). Kann man alſo wohl überhaupt im eigentlichen Verſtande ſagen, daß ein gewiſſes Geſchlecht von Thieren die Grenzen zwiſchen lebendig gebährenden und eyerlegenden ausmache? M. . .

allen Stücken von einer ſo beſondern und zweydeutigen Natur, daß wenigſtens diejenigen, welche ſich einbilden, die angenommene Ordnung ihrer Begriffe ſey auch die wirkliche Ordnung der Dinge, oder die von der unendlichen Kette der Weſen bloß die ſichtbarſten Gelenke ſehen, und alles darnach beurtheilen wollen, gar nicht mit ſich einig werden können, wo ſie das Schweinegeſchlecht am füglichſten hinbringen ſollen. 34)

Wir machen uns vergebliche Hofnung, die Natur dadurch kennen zu lernen, daß wir entweder ihren Umfang zu erweitern, oder ſie vielmehr in engere Grenzen einzuſchlüßen uns bemühen. Es läßt ſich weder mit Wahrſcheinlichkeit, noch viel weniger mit Gewißheit von ihr urtheilen, ſo bald wir ſie nach gewiſſen beſondern Abſichten wirken laßen. Können wir wohl vermuthen, in die Plane des Allmächtigen einzudringen, wenn wir die Wirkungen der Natur bloß nach unſern Begriffen lenken und erklären? Wäre es nicht viel klüger gehandelt, wenn wir die Allmacht, anſtatt ihr Grenzen zu ſetzen, vielmehr in ihrer ganzen Unermeßlichkeit uns vorſtelleten? Billig ſollte man in dieſer Rückſicht nichts für unmöglich halten, von der Allmacht alles erwarten, und ſich alles, was nur möglich iſt, als wirklich vorſtellen. So bald wir uns in dieſe Verfaſſung geſetzt haben, werden die unbeſtimmte Geſchlechter, die ungewöhnlichſten

34) Von dieſer groſſen Verlegenheit haben wir ſo wenig im Linne, oder Klein und Hallen, als in andern Syſtemen eine ſichtbare Spur gefunden. Das Schwein ſteht bey allen Methodiſten viel ſicherer, als an der Grenze der eyerlegenden Thiere.

M . .

lichſten oder ſonderbarſte Geſchöpfe, und alle Zweydeutigkeiten wirklich vorhandener Weſen alsbald aufhören, uns in Erſtaunens-volle Verwirrung zu ſetzen; wir werden in der unendlichen Reihe der Dinge alles gleich unentbehrlich finden. Was uns zweydeutig und wunderbar vorkommt, ergänzet eigentlich die Kette da, wo ſie unterbrochen zu seyn ſcheinet; es macht eigentlich die Knoten, oder die Zwiſchenglieder aus, und bemerket öfters die äußerſten Enden der Kette. Dergleichen Weſen ſind für den menſchlichen Verſtand allemal die ſchätzbarſten, und gleichſam die einzigen Gegenſtände, bey welchen die Natur, indem ſie von ihrer gewöhnlichen Ordnung abzuweichen ſcheinet, ſich unſern Augen immer näher enthüllet und uns gewiſſe Beſonderheiten und flüchtige Züge ſehen läßt, wodurch wir uns überzeugen können, daß ihre Abſichten weit unumſchränkter, als unſre Einſichten ſind, und daß die geſchäftige Natur zwar nichts vergebliches, aber doch vieles in ganz andern Abſichten thut, als wir uns dabey vorſtellen.

Sollte man über die bisher angeführte Umſtände nicht billig ernſtliche Betrachtungen anſtellen, und aus der ſonderbaren Bildung des Schweins allgemeine Folgerungen ziehen? Die Natur ſcheint es gar nicht nach einem urſprünglichen, beſondern und vollkommenen Entwurf gebildet zu haben. In der That ſtellt es ein Gemiſche von allerley Thieren vor, und iſt offenbar mit unnützen oder ſolchen Theilen verſehen, wovon es gar keinen Gebrauch machen kann. Haben wohl die Zeen, ohnerachtet ihre Knochen vollkommen gebildet ſind, auch nur den geringſten wahrſcheinlichen Nutzen? Und ſieht man hieraus nicht mehr als zu deutlich, daß die Natur, bey Her-

vorbringung der Weſen, ſich gar nicht an Endurſachen zu binden pflege? Was könnte ſie wohl hindern, zuweilen überflüßige Theile hervorzubringen, da ſie nicht ſelten weſentliche Theile bey gewiſſen Thieren oder Geſchöpfen ausläßt? Wie viel giebt es nicht Sinnen- und Gliederloſe Thiere? Aus welchem Grunde können wir verlangen, daß jeder einzelne Theil dem andern nützlich, und in Betrachtung des Ganzen, ſogar nothwendig ſeyn ſolle? Iſt es nicht genug, wenn von allen angebrachten Theilen keiner dem andern ſchädlich, keiner dem andern in ſeinem Wachsthum und Bildung hinderlich iſt? Alles was nur, ohne dem andern zu ſchaden, beyſammen ſeyn und mit einander beſtehen kann, befindet ſich wirklich beyſammen; und vielleicht beſtehen die meiſten Weſen aus viel weniger zu einer gewiſſen Abſicht erſchafnen, ſehr nöthigen oder nützlichen, als aus gleichgültigen, unnützen und überflüßigen Theilen: 35) In ſo fern wir bey allen erſchafnen Dingen

35) Wir haben ſchon in der allgemeinen Geſchichte der Natur an unterſchiedenen Stellen angemerket, daß Hr. von Büffon ſehr geneigt iſt, in der Natur alles, was Abſicht und Endurſachen vorausſetzt, gänzlich zu verwerfen. In der That mögen einige von unſern Phyſikotheologen in Erklärung dieſer Abſichten und Endurſachen zu weit gegangen ſeyn oder ihren Einſichten zu viel getrauet haben. Sollte man aber dieſes Mißbrauches wegen wohl berechtiget ſeyn, in den Werken der Natur lieber eine gleichgültige Zuſammenhäufung unnützer und überflüßiger Theile, neben einigen brauchbaren und nothwendigen, als Abſichten und weiſe Ordnung anzunehmen? Iſt es lächerlich zu ſagen, das Thier habe ſeine Augen zum Sehen, das Maul zum Freſſen, ſeine Waffen zur Vertheidigung, den Magen zur Verdauung, und ſeine Füſſe zum

gen eine gewiſſe Endurſache vorauszuſetzen pflegen, ſo bemühen wir uns, Theilen, deren Gebrauch und Nutzen wir nicht einſehen, einen verborgenen Nutzen anzudichten; wir erfinden ganz ungegründete Beziehungen, welche gar in der Natur der Dinge nicht vorhanden ſind, und unſre Kenntniß von denſelben immer mehr verdunkeln. Wir bedenken gar nicht, wie ſehr wir dadurch das Anſehen oder die Vortheile der Weltweisheit vermindern, wenn wir ſie von ihrem eigentlichen Vorwurf, wie nämlich die Dinge geſchehen, oder von Unterſuchung der Art, wie die Natur wirket, abziehen, an die Stelle dieſes wirklichen

zum Laufen? Wenn man ſich die Natur nicht als eine durch ſich ſelbſt urſprünglich wirkende Kraft vorſtellet, ſondern ſich unter ihr bloß einen Innbegriff der von der höchſten Weisheit und Allmacht in Bewegung geſetzten, bildenden, vermehrenden und das Wachsthum befördernden Kräfte gedenket, ſo läßt ſich ohne Verletzung der Ehrerbiethung, die wir unſerm Schöpfer ſchuldig ſind, unmöglich annehmen, daß die Natur oder alle durch Gottes Macht und Weisheit in Bewegung geſetzte phyſiſche Kräfte, bey dem, was durch ſie hervorgebracht wird, nirgends nach Abſichten wirkten oder daß ihr Urheber ſich dabey keinen Zweck vorgeſetzt habe. In unſerer Seele wenigſtens kann der Gedanke, daß Gott in der Natur eine Anhäufung gleichgültiger, unnützer und überflüßiger Theile, beſonders an organiſchen Körpern, ſeiner Weisheit gemäß gefunden, unmöglich Wurzel faſſen. Wir wollen gerne zugeben, daß es uns nur ſelten glücken mag, die wahre Abſichten und Endurſachen des Schöpfers zu errathen, aber dazu wird uns niemand bereden, in ſeinen Werken jemals etwas wirklich unnützes und überflüßiges, oder einen Defekt weſentlicher Theile, nach Ausnahme der Mißgeburthen, einzugeſtehen.

M.

chen Gegenſtandes aber dadurch einen leeren Begriff ſetzen, daß wir uns immer bemühen, das Warum? oder die Abſicht errathen zu wollen, die ſie bey ihren Wirkungen zum Grunde hat. 36)

Aus dieſem Grunde muß man ja kein Beyſpiel unangezeigt oder unbemerkt laſſen, welches dieſem Verfahren Abbruch thun kann, und ſich, ſo viel als

36) Lieſſe ſich aber die Unterſuchung des Wie und Warum oder die Erforſchung der Wirkungsart und der Abſicht jeder natürlichen Wirkung nicht auf eine vernünftige Art mit einander vereinigen? Mag es doch ſeyn, daß wir in der Beurtheilung des Warum einmal fehlen. Für einen chriſtlichen Weltweiſen ſcheint es uns doch allemal höchſt anſtändig zu ſeyn, wenn er ſich bemühet, nicht allein zu wiſſen wie die Natur in dieſem und jenem Falle wirket, ſondern auch zu welcher Abſicht ſie dieſes oder jenes Geſchöpfe, dieſen oder jenen Theil der Geſchöpfe hervorgebracht habe? Die Weltweisheit verlieret nicht ſowohl durch dergleichen Unterſuchung, als vielmehr durch ihre gänzliche Einſchränkung, in dieſem lehrreichen Fache rühmlicher Nachforſchungen. Wenn wir in der Natur einen Körper ohne Vorurtheile, nach allen ſichtbaren Verhältniſſen kennen lernen, wenn wir ſeine Entſtehung- und Vermehrungsart ſo genau als möglich erforſchet und uns von ſeiner wahren und natürlichen Beſchaffenheit einen deutlichen Begriff gemacht haben, was kann alsdann der Weltweisheit oder unſern hiſtoriſchen Kenntniſſen der Natur dadurch für ein Uebel zuwachſen, wenn ein eifriger Verehrer der Natur und ihres allmächtigen Urhebers auch einen ſchüchternen Blick auf die weiſen Abſichten des Schöpfers in Hervorbringung der Geſchöpfe und in Bildung derſelben zu werfen waget? Wenn wir uns noch ſo eifrig bemühen, ſo begreifen wir dennoch die Gefahr nicht, welche dadurch der Naturgeſchichte zuwachſen könnte.

M..

als möglich, auf ſolche Fälle berufen, die fähig ſind, ein ſo allgemein angenommenes, durchgängig ſo beliebtes Vorurtheil, einen Fehler der Methode zu vertilgen, der bloß zu einem Deckmantel unſrer Unwiſſenheit dienet, bey Unterſuchung und Erörterung der Wirkungen der Natur aber, ſo angenehm er ſich auch gemacht hat, nicht bloß unnütze, ſondern ſogar ſchädlich iſt. Ohne unſern Gegenſtand aus den Augen zu ſetzen, können wir noch andere Beyſpiele geben, welche die falſche Meynung von den Abſichten der Natur augenſcheinlich widerlegen.

Von den Phalangen oder Gliederreihen glaubt man, ſie gehörten bloß zur Bildung der Zeen. Wozu hat ſie aber das Schwein, da es unfähig iſt, ſeiner Zeen ſich zu bedienen? Oder worzu haben einige vielzeeichte Thiere gewiſſe kleine Knochen, 37) die nicht einmal für ordentliche Phalangen gelten können? Wenn alſo dem Endzwecke der Natur gemäß, alle Zeen aus ordentlichen Gliederreihen beſtehen müſſen, ſo muß man offenbar zugeben, ſie habe beym Schwein ihren Vorſatz nur zur Hälfte ausgeführt, bey andern aber kaum angefangen, ihn ins Werk zu richten. 38)

Das

37) Wie Hr. Daubenton entdecket hat.

38) In der Natur herrſcht überall zu viel Mannigfaltigkeit, als daß man ſagen könnte, dieſer oder jener Theil des Thieres muß, vermöge der Abſicht der Natur, allemal ſo und nicht anders gebildet ſeyn. Sie kann durch mancherley Mittel einerley Abſicht erreichen. Es iſt alſo zwar gewöhnlich, aber gar nicht nothwendig, daß jedes Thier mit Zeen ordentliche Gliederreihen oder ein anderes

Das Harnhäutchen (allantoide) findet ſich an den Früchten der Sau, der Kuh, der Stute und vieler anderer Thiere. Gemeiniglich iſt dieſe Haut am Blaſengrunde der Frucht beveſtigt. Man behauptet, ſie wäre beſtimmt, den Harn aufzufangen, welchen die Frucht, ſo lange ſie noch in Mutter-Leibe verborgen lieget, von ſich ließe. In der That wird man auch bey der Geburth eines Thieres einigen, aber keinen beträchtlichen Vorrath von einer gewiſſen Feuchtigkeit in dieſer Haut gewahr. Bey der Kuh iſt ſie vielleicht häufiger, als in irgend einem andern Thier vorhanden; dennoch erſtreckt ſie ſich kaum über etliche Nößel, ohnerachtet dieſe Haut von einer ſolchen Ausdehnung iſt, daß man zwiſchen ihr und der darinn enthaltnen Feuchtigkeit gar kein Verhältniß finden kann. Wenn man dieſes Häutchen aufbläſet, bildet es gleichſam einen doppelten Beutel in Geſtalt eines halben Mondes, und beträgt an dreyzehn bis vierzehn Schuh in der Länge, gegen ohngefähr neun, zehn, eilf oder gar zwölf Zoll im Durchmeſſer. War aber wohl, um drey oder vier Nößel einer Feuchtigkeit aufzubewahren, ein Gefäß von vielen Kubikſchuhen erforderlich? Die Blaſe der Frucht, wenn ſie nicht unten offen wäre, könnte ſchon allein dieſe Feuchtigkeiten in ſich faſſen, wie es bey

mit geſpaltenen Klauen einen nur einfach geſpaltenen Fuß haben müſſe. Die Abſicht, warum beyde Arten ihre Füſſe haben, kann doch erreicht werden, ob es gleich in manchen Fällen durch ungewöhnliche Mittel geſchiehet. Es läßt ſich daher, aus den vom Hrn. Verf. angeführten Gründen gar nicht ſchlüſſen, daß die Natur irgend ein Werk unvollendet gelaſſen, oder ihre Abſicht verfehlt habe. M. . .

bey Menſchen und andern Thieren, an welchen man dies Harnhäutchen bisher noch nicht entdecket hat, auch in der That geſchiehet. Dieſes Häutchen iſt alſo weder zur Aufbewahrung des vorräthigen Harns, noch zu irgend einer andern von unſern vermeinten Abſichten vorhanden. Der weitläuftige Umfang deſſelben ſtiftet weder dem Thiere ſelbſt, noch irgend einem andern Gegenſtande den geringſten Vortheil, denn es läßt ſich nicht vermuthen, daß es jemals ausgefüllt werden könnte. Wäre dies aber möglich, ſo würde dieſes Häutchen faſt eben ſo viel Raum, als das ganze Thier, worinn es befindlich iſt, einnehmen, und könnte folglich nicht von demſelben eingeſchloſſen werden. Da es auch überdies bey der Geburth gleich zerreiſſet, und mit andern Fruchthüllen weggeſchmiſſen wird, ſo iſt klar, daß es alsdann viel weniger, als vorher, nutze [39].

Man glaubt gemeiniglich, ein jedes Thier habe gerade ſo viel Zitzen oder Striche, als es

39) Ohne uns hier in weitläuftige phyſiologiſche Erklärungen einzulaſſen, die man in einzelnen Anmerkungen zu ſehr abkürzen, folglich auſſer ihrem Zuſammenhang und undeutlich vortragen müßte, können wir doch nicht umhin, die Folge zu läugnen, daß alles, wovon wir die eigentliche Abſicht und Beſtimmung nicht wiſſen, deßwegen auch ohne Abſicht vorhanden oder zufällig und überflüßig ſey. Wenn überdies hier der Ort wäre, die angenommene Meynung der Phyſiologen zu vertheidigen, ſo würden ſich in der That mehr Gründe für, als wider ſie finden. Dieſe Gründe können aber viel ehe den Stoff zu einer ganzen Abhandlung, als zu einer kurzen Anmerkung an die Hand geben.

Junge werfen und ſaugen ſolle. 40) Wozu dient aber den Männchen, die niemals Junge zur Welt bringen oder zu ſäugen haben, eine gleiche Anzal von Bruſtwarzen? Und warum iſt eine Mutterſau, die oft achtzehn bis zwanzig Ferken wirft, niemals mit mehr als zwölf, zuweilen aber wohl mit noch weniger Zitzen verſehen? Liegt hierinne nicht ein offenbarer Beweis, daß es unmöglich ſey, die Werke der Natur durch Endurſachen zu beurtheilen, daß wir derſelben doch ja nicht ſo kleine Ausſichten und Endzwecke, als die unſrigen ſind, andichten, oder ſie nach moraliſchen Uebereinſtimmungen wirken laſſen ſollten? Wir müſſen uns vielmehr bemühen, ihre eigentliche Wirkungsart kennen zu lernen, und, um dieſen Zweck nicht zu verfehlen, alle phyſiſche Aehnlichkeiten zu Hülfe nehmen, welche die unermeßliche Mannigfaltigkeit ihrer Werke uns darbiethet. 41) Frey-

40) Dieſer höchſt unbeſtimmte Satz iſt ohnſtreitig aus den Zeiten genommen, wo man auf die erſte Muthmaſſung gleich eine allgemeine Wahrheit zu gründen ſuchte. Unter den jetzigen Naturforſchern wird nicht leicht einer ſeyn, der ihn anzunehmen Luſt hätte. Um aber eine gewiſſe Meynung zu vertheidigen, muß man freylich alles zuſammen ſuchen, was derſelben auf irgend eine Art günſtig ſeyn kann. M. . .

41) Allerdings iſt dieſes nützlich und nothwendig; wenn wir aber alle phyſiſche Aehnlichkeiten wirklich zu Hülfe genommen; wenn wir der Natur auf den Spuren ihrer Wirkungsart ſo weit, als möglich war, nachgegangen ſind, und einen Körper nach allen ſeinen begreiflichen Verhältniſſen kennen gelernt

Freylich iſt dieſe Methode, als die einzige, die uns zu wahren Kenntniſſen behülflich ſeyn könnte, ungleich mehrern Schwierigkeiten unterworfen, als die andere, und es kommen in der Natur unendlich viele Begebenheiten vor, bey welchen es, wie bey den vorigen Beyſpielen, unmöglich ſcheint, ſie mit Vortheil anzubringen. Es würde demohnerachtet viel nützlicher ſeyn, an ſtatt einer Unterſuchung, wozu der groſſe Umfang des Harnhäutchens diene, die uns doch endlich überführen würde, daß es gar zu nichts nütze ſey noch ſeyn könne, lieber den phyſiſchen Verhältniſſen genauer nachzuforſchen, die allein fähig wären, uns auf deſſen Urſprung zu führen.

In ſo fern man alſo z. B. gefunden hat, daß den Früchten ſolcher Thiere, die einen engen Magen und eben dergleichen Eingeweide haben, das Harn-

lernt haben: wenn wir nun wiſſen, daß und wie er vorhanden iſt; wird uns nicht allemal ein unwiderſtehlicher Trieb reitzen, auch zu erfahren warum oder zu welcher Abſicht er da iſt? Allerdings muß die Methode des Hrn. von Büffon vor derjenigen hergehen, deren ſich die Phyſikotheologen bedienen. Wenn man aber in der erſten ſo weit gegangen iſt, als die Grenzen unſers Verſtandes erlauben; ſo kann es der Aufnahme und Beförderung natürlicher Kenntniſſe unmöglich nachtheilig ſeyn, wenn man bey Betrachtung der Geſchöpfe und ihrer Theile ſich auch um die Abſichten ihres Daſeyns bekümmert. Die Naturgeſchichte würde ſicher einen ihrer weſentlichſten und herrlichſten Vortheile verlieren, wenn man von der eigentlichen Geſchichte die Phyſikotheologie gänzlich trennen wollte.

M. . .

häutchen entweder gänzlich fehlet, oder nur ſehr klein iſt; ſo läßt ſich vermuthen, daß die Entſtehung dieſer Haut einige Beziehung auf die Gröſſe des Magens und der Eingeweide haben müſſe ꝛc. Betrachtet man ferner die Ungleichheit in der Anzal der Zitzen und der Jungen und geſtehet ein, daß allemal diejenigen Thiere, welche ſich am ſtärkſten vermehren, auch die meiſte Zitzen haben; ſo läßt ſich daraus folgern, die ſtarke Vermehrung müſſe von der Bildung der innern Zeugungstheile abhängen. Da nun auch die Warzen äuſſerliche Abkömmlinge dieſer Zeugungstheile ſind, ſo muß allerdings zwiſchen der Anzal und Ordnung ſo wohl dieſer Theile, als der Zitzen ein phyſiſches Verhältniß ſtatt finden, deſſen Ausforſchung unſer ganzes Beſtreben ausmachen ſollte.

Ich habe mich hier bloß bemühet, den rechten Weg anzudeuten. Hier iſt es aber der Ort nicht, ihn weiter zu verfolgen. Dennoch kann ich nicht umhin, im Vorbeygehen anzumerken, daß man die zahlreiche Vermehrung der Bildung der innern Zeugungstheile mit weit mehrerem Grund, als irgend einer andern Urſache, beyzumeſſen habe. Der Ueberfluß der Saamenfeuchtigkeit iſt es nicht, worauf man hier beſonders zu ſehen hat. Bekanntermaſſen ſind Pferde, Hirſche, Widder, Böcke und andere Thiere, die ſich nicht ſtark vermehren, ungemein reich an dieſer Feuchtigkeit. Hingegen ſieht man bey Hunden, Katzen und andern, mit ſehr wenig Saamenfeuchtigkeit verſehenen Thieren, daß ihre Nachkommenſchaft, nach dem Verhältniß ihrer Gröſſe, ungleich zahlreicher iſt. Auch die öftere Vermiſchung läßt ſich nicht zum wahren Grunde der ſtärkern Vermehrung angeben. Man weis aus überzeugenden Erfahrun-

fahrungen, daß Schweine und Hunde ſich nur einmal paaren oder belaufen dürfen, um eine Menge Junge hervorzubringen. Es ſcheint auch in dieſem Fall nichts auf eine anhaltende Paarung oder auf die Länge der Zeit anzukommen, in welcher die Saamenfeuchtigkeit ausgelaſſen wird. Ein Hund verweilet nur darum lange bey den Hündinnen, weil ihn ein Hinderniß zurück hält, welches in der Bildung ſeiner Zeugungstheile ſelbſt gegründet iſt. Obgleich der Eber nichts von dieſem Hinderniß weis, und ſich länger, als die meiſten Thiere bey der Paarung aufhält, ſo läßt ſich doch aus dieſem Umſtand nicht auf die zahlreichere Vermehrung ſchlüſſen, weil man überzeugt iſt, es koſte dem Hahne nur einen Augenblick, um ſo viel Eyer zu befruchten, als eine Henne in einem ganzen Monath legen kann. Es wird ſich künftig ſchon eine vortheilhafte Gelegenheit finden, wobey ich die Gedanken beſſer entwickeln und mit gehöriger Deutlichkeit beweiſen kann, welche ich hier bloß in der Abſicht beyläufig angeführet, um zu zeigen, daß eine bloſſe Wahrſcheinlichkeit, eine bloſſe Muthmaſſung, wenn ſie nur auf phyſikaliſche Aehnlichkeiten gegründet iſt, ein viel helleres Licht aufſtecken und weit mehr Nutzen ſtiften kann, als der ganze Innbegriff der Endurſachen zu leiſten fähig iſt.

Zu den bisher angeführten Merkwürdigkeiten der Schweine iſt auch noch ihr Fett zu rechnen, welches nicht allein in Anſehung der Dichtheit und natürlichen Beſchaffenheit, ſondern auch der Lage im Leibe derſelben, von dem Fette faſt aller vierfüßigen Thiere merklich abweichet. Bey den Menſchen und bey Thieren, welche, gleich den Hunden, Pferden u. ſ. w. kein Talg haben, findet man immer Fett und Fleiſch

in einer gleichen Miſchung. Beym Widder, Bock, Hirſch u. a. m. ſitzt immer der Talg an den Enden des Fleiſches. Der Schweineſpeck hingegen iſt weder mit Fleiſche vermiſcht, noch bloß an den Enden des Fleiſches angewachſen, er hüllet vielmehr den ganzen Körper des Schweines ein und ſtellet, zwiſchen Haut und Fleiſch, eine ganze, ſtarke, ununterbrochne Lage vor. In dieſem Stucke haben die Schweine viel Aehnlichkeit mit dem Wallfiſch und andern wallfiſchartigen Thieren, deren Fett ebenfalls aus einer Art von Speck beſtehet, welcher faſt eben ſo dichte, doch etwas öhlichter iſt, als der Schweineſpeck. Bey den wallfiſchartigen Thieren macht er unter der Haut, wie bey den Schweinen, ebenfalls eine Lage von einigen Zollen, welche das Fleiſch rings um bedecket.

Noch ein beſonderer Umſtand iſt bey den Schweinen merkwürdiger, als alles, was bisher von ihnen geſagt worden. Das Schwein verlieret nämlich durchaus keinen von ſeinen erſten Zähnen. Andere Thiere, z. B. das Pferd, der Eſel, das Rind, das Schaf, die Ziege, der Hund, ſogar der Menſch, pflegen alle die erſte vordere Schneidezähne zu verlieren. Dieſe Milchzähne fallen ihnen aus, ehe ſie mannbar werden. Es kommen aber bald andere wieder an deren Stelle. Die Milchzähne des Schweines hingegen bleiben, an ſtatt auszufallen und wieder ergänzet zu werden, ſo lange das Thier lebet, in einem fortdauernden Wachsthum. Im untern Kinnbacken iſt es mit ſechs ſcharfen Schneidezähnen, im obern ebenfalls mit ſechs auf jene paſſenden Zähnen bewafnet, welche aber durch einen Fehler, der in der Natur nicht ſeines Gleichen hat, ganz anders, als

die

die Zähne des untern Kinnbackens gebildet ſind. An ſtatt ſcharf und ſchneidend zu ſeyn, haben ſie vielmehr eine lange, cylindriſche, und an den Enden ſo ſtumpfe Figur, daß ſie mit den Zähnen des untern Kinnbackens faſt einen rechten Winkel machen und mit ihren Spitzen ſehr ſchief auf einander treffen.

Bloß das Schwein und etwa noch zwey bis drey andere Geſchlechter, sind mit Fängen oder langen Haken verſehen. Sie unterſcheiden ſich von andern Zähnen darinn, daß ſie aus dem Rüſſel hervorſtehen und ſo lange fortwachſen, als das Thier lebet. Beym Elephanten und bey der Meerkuh haben ſie eine walzenförmige Figur und etliche Fuß in der Länge; bey wilden Schweinen hingegen und bey zahmen Ebern erſcheinen ſie vorn zirkelförmig umgebogen, flach und ſchneidend. Ich habe ſie von etwa neun bis zehn Zoll geſehen. Sie ſtecken ſehr tief in den Zahnhöhlen und haben am obern Ende, wie die Elephantenzähne, eine Vertiefung (oder einen Rüſt). Der Elephant aber und die Meerkuh ſind nur am obern Kinnbacken mit Gewehr bewafnet, an den Unterkinnbacken pflegen ihnen ſogar die Hundszähne zu fehlen; dahingegen der Eber und das wilde Schwein in beyden Kinnbacken Hauer zeigen, wovon die unterſte dem Thier am nützlichſten, zugleich aber die gefährlichſte ſind, weil das wilde Schwein vorzüglich mit dieſen zu ſchlagen und andere zu verwunden gewohnt iſt.

Die Mutterſau, die Bache und das geſchnittne zahme Schwein ſind am untern Kinnbacken ebenfalls mit vier ſolchen Haken oder Hundezähnen verſehen, die aber bey dieſen lange nicht ſo ſtark, als bey den

männlichen Schweinen wachſen und faſt gar nicht an den Seiten des Rüſſels hervorragen. Auſſer den zwölf Schneidezähnen und vier Haken oder Hundezähnen laſſen ſich an jedem Schwein auch noch acht und zwanzig Backenzähne, folglich überhaupt vier und vierzig Zähne zählen. Das wilde Schwein übertrift allemal das gemeine an Gröſſe der Waffen, an Stärke des Rüſſels und Länge des Kopfes; es hat auch ſtärkere Läufe, weiter auseinander ſtehende Klauen und allemal ſchwarze Borſten.

Unter allen vierfüßigen Thieren ſcheinen wohl die Schweine das ungeſchickteſte zu ſeyn, und ihr Naturell ſcheint an den Unvollkommenheiten ihrer Geſtallt groſſen Antheil zu nehmen. Sie beweiſen ſich in allen ihren Handlungen auſſerordentlich plump, in ihrem Geſchmack und ihren Begierden ſehr unflätig. Ihre vorzüglichſte Regungen pflegen auf eine wütende Brunſt und auf eine groſſe Gefräßigkeit hinauszulaufen, vermöge welcher ſie ohne Unterſchied alles, was ihnen vorkömmt, ſo gar ihre eigne Junge zu verzehren gereizet werden. Ihre unmäßige Freßbegierde ſcheint, aller Wahrſcheinlichkeit nach, von dem dringenden Bedürfniß, ihren weiten Magen beſtändig anzufüllen, ihr ſchmutziger Appetit aber, von den ſtumpfen Empfindungen des Geſchmacks und Gefühles abzuhängen.

Die grobe Borſten, die Härte der Haut, ihr dicker Speck, machen dieſe Thiere gegen die Schläge ſehr unempfindlich. Es hat ſich ſogar ſchon zugetragen, daß Mäuſe ſich auf ihrem Rücken eingeniſtet, ihre Haut und Speck angefreſſen haben, ohne daß es ihnen fühlbare Beſchwerden machte. Sie haben

alſo

alſo ein ſehr ſtumpfes Gefühl und einen eben ſo groben Geſchmack. Den andern Sinnen fehlt es nicht an gehöriger Feinheit. Den Jägern iſt es mehr als zu bekannt, wie gut ein wildes Schwein in der Ferne ſehen, hören und wittern kann. Sie müſſen daher, wenn ſie eins überſchleichen wollen, ſich des Nachts in möglicher Stille und gegen den Wind anſtellen, wenn ein ſolches Schwein die Witterung von ihnen nicht ſchon von weitem bekommen, und gleich zur Flucht gereitzet werden ſoll.

Die erwähnte Unempfindlichkeit im Geſchmack und Gefühl, pflegt durch eine gewiſſe Krankheit, welche die Finnen [42]) heiſſet, einen ſo ſtarken Zuwachs zu

42) Unter die vornehmſte Zufälle und Krankheiten der Schweine gehöret beſonders dieſer, daß ſie gerne finnicht werden, oder über den ganzen Leib einen ſcharfen Ausſchlag, welcher ſich hernach leicht, wofern ihm nicht frühzeitig vorgebauet wird, entweder in Blattern, oder in eine Art von Pocken verwandelt, oder gar Läuſe bekommen. Jene Zufälle machen ſie mager, und die Läuſe ſaugen ihnen Saft und Mark dermaſſen aus, daß ihnen gar kein Futter mehr gedeyhen will.

Haben die Schweine die Finnen einmal bekommen, ſo iſt gar keine Hülfe wider dieſes Uebel auszumachen. Das Fleiſch wird eckelhaft und für unbrauchbar gehalten. Man ſpüret es bald an ihrem heiſeren Geſchrey. Gemeiniglich ſetzen die Finnen ſich zuerſt an der Zunge und in den Lungen an, pflegen ſich aber ſodann bald im ganzen Körper zu verbreiten.

Wider

zu bekommen, daß ihnen dabey faſt alles Gefühl vergehet. Die Urſache dieſer Krankheit, oder ihren erſten Urſprung, hat man ohnſtreitig nicht ſo wohl in dem Gewebe des Fleiſches und der Haut, als in der natürlichen Unſauberkeit ſolcher Thiere, und in der Verderbniß zu ſuchen, welche die unreine Nahrungsmittel, die ſie gemeiniglich in ſo groſſem Ueberfluß genüſſen, zu einer nothwendigen Folge haben. Denn das wilde Schwein, dem es an Gelegenheit fehlet, ſo vielen Unflath zu verſchlingen, und welches mehrentheils von Körnern, Früchten, Eicheln und Wurzeln lebet, weis von dieſer Krankheit eben ſo wenig, als ein Ferkel, das noch an ſeiner Mutter ſauget. Man kann auch bey zahmen Schweinen dieſem Uebel nicht anders

Wider den Ausſchlag und Läuſe der Schweine iſt nichts beſſer, als eine Lauge, die aus Tobacksſtängeln und reiner Holzaſche am Feuer zubereitet worden, wenn man die ſchadhaften Schweine damit, ſo warm ſie es vertragen können, einige Tage nach einander wäſchet. Man bedienet ſich eines ſtarken Strohwiſches. ſ. Hannöv. Mag. 67. St. 1430. rc. Ein ander Mittel wider den Ausſatz der Schweine, das aus rohem Spiesglas und Gerſtenmehl beſtehet, welches als ein Pulver auf die Zunge des kranken Thieres geſtreuet wird, finden wir im Hamb. Mag. X B. S. 136. als untrüglich empfohlen Cf. Abh. der Schwed. Akad. der Wiſſenſchaften III B p. 297.

Dieſe Thiere pflegen auch der Bräune zu gewiſſen Zeiten unterworfen zu ſeyn. Die Urſachen dieſes Uebels und Mittel dagegen werden im Hann. Mag. 72. p. 607. angezeigt. M..

anders vorbauen, als wenn man ſie auf einen reinen Koven ſtellet und ihnen ſatt geſundes Futter vorwirft. Ihr Fleiſch erhält ſogar, nach meiner eignen Erfahrung, einen vortreflichen Geſchmack, und ihr Speck eine derbe Veſtigkeit, wenn ſie vierzehn Tage oder drey Wochen vor der Schlachtzeit in einen gepflaſterten, reinlichen Stall, ohne Streue, aufgeſtellet werden, und lauter trocknen, reinen Weitzen zu freſſen, aber nur ſehr wenig zu ſaufen bekommen. Hierzu wählet man einen Jährling, der wohl bey Leibe und ſchon halb gemäſtet iſt.

Gemeiniglich mäſtet man ſie mit reichlich vorgeworfener Gerſte, Eicheln, Kraut, gekochten Küchenfrüchten und Kleytrank [43]). Nach Verlauf zweener

43) Wenn man auf wilde Kaſtanien kochendes Waſſer gieſſet, um ihnen die Bitterkeit zu benehmen, ſind ſie ebenfalls ein vortrefliches Futter zur Maſtung der Schweine. Was auſſerdem von der Mäſtung derſelben zu bemerken und was damit für Erfahrungen angeſtellt worden, darüber leſe man im Hann. Mag 70. S 401. ꝛc. Hrn. Arthur Joungs Erfahrungen über das Mäſten und Aufziehen der Schweine.

Wie ſchädlich das Mutterkorn auch ſo gar den Schweinen ſey, beweiſet Hr. Tiſſot in ſeiner Nachricht von der Kriebelkrankheit aus einigen Beyſpielen. Hr. Salerne, ſagt er, hat ein Schwein geſehen, das mit Mutterkorn und zweymal ſoviel Gerſte eine Zeitlang gefüttert war, von dieſer Nahrung aber einen aufgeſchwollenen harten und ſchwarzen Unterleib, auch eine Menge von Geſchwüren an den Beinen bekam und hernach ſtarb. Leber und

ner Monathe ſind ſie fett, haben überflüßigen, dicken, aber keinen derben, weiſſen Speck, und allemal zwar ein gutes, aber etwas abſchmeckendes Fleiſch. Mit noch wenigern Koſten werden ſie auf dem Lande, wo es viel Eicheln giebt, gemäſtet. Wenn im Herbſte die Eicheln abfallen, oder die Kaſtanien und Buchecken ſich aus ihren Hülſen losmachen, treibt man ſie daſelbſt in die Wälder. Sie freſſen mit gleichem Appetit alle Arten wild wachſender Früchte und legen in kurzer Zeit häufigen Speck an, beſonders wenn man ihnen des Abends bey ihrer Zurückkunft laulicht Waſſer zu ſaufen giebt, welches mit einem wenig Kleye und Treſpenmehl vermiſcht worden. Nach dieſem Getränke pflegen ſie ruhig und mehr zu ſchlafen, wodurch ſie gemeiniglich dermaſſen an Fleiſch und Specke zunehmen, daß man ſchon oft Maſtſchweine geſehen, die ſich nicht mehr von der Stelle bewegen konnten. Der Herbſt, wenn ſich die erſte Kälte fühlbar macht, iſt überdies zur Maſt viel bequemer, als andere Jahreszeiten. Es findet ſich nicht allein alsdann die häufigſte Maſtung, ſondern die Ausdünſtung iſt auch alsdann viel minder beträchtlich, als im Sommer 44).

Das

und Eingeweide waren zum Theil brandicht geworden. Einem andern Schwein waren von der Kleye des Mutterkorns, die es gefreſſen hatte, beyde Ohren und alle 4 Füſſe abgefallen. M. . .

44) Allerley nützliche zur Schweinemaſt und Fütterung gehörige Nachrichten ſtehen in den Abh. der Schwed. Akad. der Wiſſenſch. IV B. 145. VI. 275. IX. 223. 257. 259. XII. 106. XV. p. 19. XXIII. p. 260. und XXV. p. 266. ꝛc. M. . .

Das Māſten wird bey den Schweinen nicht, wie bey anderm Zuchtvieh, bis zu ihrem Alter verſchoben. Denn je länger ſie ſchon gelebt haben, deſto ſchwerer hält es mit ihrer Māſtung und deſto ſchlechter pflegt ihr Fleiſch, dem Geſchmacke nach, auszufallen.

Das Verſchneiden muß nothwendig vor der Maſt hergehen 45). Es wird mit Schweinen von ſechs Mo-

45) Wenn man aber fragt: ob es den Sauſchweinen, wenn ſie zur Maſt aufgelegt werden, ſchädlich, oder am Fettwerden hinderlich ſey, wenn ſie unverſchnitten bleiben? So wird hierauf im Hann. Mag. 67. S. 1428. ꝛc. geantwortet, daß man in einigen Gegenden von Niederſachſen, aus Mangel guter Gelegenheit, faſt alle Sauſchweine unverſchnittten, aber dennoch mit Nutzen māſtet und ſchlachtet, ohne dabey weder an der Māſtung, noch am Fleiſch oder Speck irgend einen Unterſchied wahrzunehmen. Es haben zwar einige dafür gehalten, daß unverſchnittne Sauſchweine nicht ſo ſtarke Flohmen oder Fett, als die verſchnittne anſetzten; noch mehrere Landwirthe wollen aber auch das Gegentheil hiervon erfahren haben.

Wenn eine zur Maſt anfgelegte unverſchnittne Sau ohngefähr brummiſch wird, nicht gut freſſen will und ſtark in den Miſt arbeitet, ſo gebe man ihnen ganz wenig Futter. Sobald ihre brümmiſche Hitze vorbey iſt, wird alles verſäumte richtig nachgehohlet und man darf ihnen ſodann die Portion ihres Futters, ſo lange nur einmal mehr geben laſſen, bis ſie wieder damit in Ordnung ſind. Nur die einzige Vorſicht hat man hierbey noch zu beobachten, daß ein ſolch unverſchnittnes Maſtſchwein, wenn

Monathen, gemeiniglich im Frühjahr oder Herbſt, niemals aber bey groſſer Hitze oder ſtarkem Froſte, vorgenommen. In beyden letzten Fällen würde die Wunde gefährlich und ſchwer zu heilen ſeyn. Denn die Operation wird mehrentheils durch den Schnitt, ſelten durchs Unterbinden auf die Art verrichtet, wie ich ſie bey den Hammeln beſchrieben habe (ſ. I Band S. 296.). Die Schweine, welche man im Frühjahr ſchneiden laſſen, werden im folgenden Herbſte gleich auf die Maſt geſtellet. Nur ſelten läßt man ſie zu einem zweyjährigen Alter gelangen. Indeſſen pflegen ſie doch im zweyten Jahre noch ſtark fortzuwachſen, und würden dieſes, wenn ſie lebend blieben, auch noch im dritten, vierten, fünften und folgenden Jahren thun. Die Schweine, die wegen einer beträchtlichen Gröſſe und Fettigkeit ihres Körpers vorzüglich in die Augen fallen, ſind vornämlich ſolche, die man hat alt werden und oft auf die Eichelmaſt ſtellen laſſen. Die Dauer ihres Wachsthums pflegt ſich

wenn es auch das beſtimmte Maſtkorn bereits verzehret hat, nicht gerade zu der Zeit, wo es eben brümmiſch iſt, geſchlachtet werde. Man verziehet lieber noch einige Tage, bis der Anfall vorüber iſt, weil in der Folge bemerket worden, daß, bey Vernachläßigung dieſer Vorſicht, der Speck das gehörige Salz nicht gut annehmen, auch ſich hernach nicht lange halten will, ſondern gern weich und ſchläckericht wird. In ſo ferne nun bey der Mäſtung kein Unterſchied zu ſpüren, beym Verſchneiden aber viel Unbequemlichkeit und Gefahr zu befürchten iſt, halten die meiſte, beſonders niederſächſiſche Haushälter dafür, daß es zuträglicher ſey, die Sauſchweine gar nicht verſchneiden zu laſſen.

M. . .

ſich nicht auf das vierte oder fünfte Jahr einzuſchränken. Die Eber oder männliche Schweine, die man zur Zucht behält, pflegen bis ins fünfte und ſechſte Jahr immer gröſſer zu werden. Ein wildes Schwein wird immer ſtärker, gröſſer und ſchwerer, je mehr es an Jahren zunimmt.

Ein wildes Schwein kann zu einem Alter von fünf und zwanzig bis dreyßig Jahren gelangen 46). Ariſtoteles hat überhaupt zum Lebensziel der Schweine zwanzig Jahre angenommen. Zugleich behauptet er, daß Eber und Sauen bis ins funfzehnte Jahr fähig wären, Junge zu zeugen und zu werfen. Die Fähigkeit, ſich mit gutem Erfolge zu paaren, zeigt ſich ſchon in einem Alter von etwa neun Monathen, oder von einem Jahre. Vortheilhafter iſt es aber, wenn man es abwartet, bis Eber und Sau wenigſtens achtzehn Monathe oder zwey Jahre völlig erreicht haben. Wenn eine Mutterſau ihr erſtes Jahr noch nicht überlebet hat, pflegt ſie zum erſtenmal wenige, ſchwache und unvollkommene Ferkel zu werfen. Von der Sau kann man ſagen, ſie fühle beſtändig den Vermehrungstrieb; auch dann, wenn ſie ſchon trächtig iſt, pflegt ſie dem Eber nachzugehen. Bey den Thieren kann dieſes für eine ganz ungewöhnliche Ausſchweifung angeſehen werden, weil die Weibchen faſt aller andern Thiergeſchlechter, von dem Augenblicke der Empfängnis an, das Männchen weiter nicht mehr zulaſſen.

Die

46) S. *La Venerie de du Fouilloux* (oder des du Fouilloux Jagdbuch) à Par. 1614. p. 57.

Die unaufhörliche Hitze der Muttersau äuſſert ſich durch unmäßige Anfälle und Bewegungen, die ſich allemal damit endigen, daß ſie ſich im Kothe wälzet und abkühlet. Während dieſer Zeit verliert ſie eine beträchtliche Menge von einer weiſſen, dicken Feuchtigkeit. Sie trägt vier Monathe, wirft im Anfang des fünften, ſucht alsdann gleich wieder den Eber, wird nochmals trächtig, und pflegt aus dieſem Grunde zweymal des Jahres zu ferkeln, die Bache hingegen, ſo ähnlich ſie auch ſonſt in allen Stücken der zahmen Sau iſt, nur einmal des Jahres zu tragen. Dies rührt ohnſtreitig von der Sparſamkeit ihres Futters und von der Nothwendigkeit her, alle Friſchlinge, die ſie geworfen hat, lange Zeit an ſich ſaugen zu laſſen; da man hingegen einer zahmen Sau ihre Ferkel gleich nach vierzehn Tagen oder höchſtens drey Wochen abnimmt und ſie hernach, bis auf acht oder neune, die ſie noch eine Weile behalten kann, verkaufet. Binnen vierzehn Tagen iſt ein Spanferkel ſehr wohl zum Eſſen tauglich. In ſo fern man alſo nicht vieler Mutterſauen bedarf, und von geſchnittnen Schweinen den meiſten Vortheil ziehet, auch von ihnen das beſte Fleiſch bekömmt, ſucht man ſich von den meiſten weiblichen Ferkeln loßzumachen und begnüget ſich, der Mutter höchſtens nur zwey, nebſt ſieben bis acht Eberferkeln zu laſſen.

Ein guter Zuchteber muß einen kurzen, unterſetzten, mehr dicken, als langen Leib, einen dicken Kopf, kurzen und ſtumpfen Rüſſel, groſſe, hangende Ohren, kleine feurige Augen, einen groſſen, dicken Hals, ſchmächtigen Bauch, breite Keulen, kurze und dicke Schenkel, auch ſtarke ſchwarze Borſten haben. Die ſchwarze pflegen allemal ſtärker und dauerhafter, als die weiſſe, zu ſeyn.

Von

Von einer Mutterſau fordert man einen langen Leib, breiten, dicken Bauch und lange Zitzen, ein ruhiges Naturel und eine Abkunft von einer fruchtbaren Raſſe. So bald ſie trächtig iſt, muß man ſie vom Eber entfernen, welcher ihr ſonſt leicht Schaden zufügen könnte. Wenn ſie geferkelt hat, gebührt ihr ein reichliches Futter und eine ſtrenge Aufſicht, um zu verhindern, daß es ihr nicht möglich ſey, von ihren jungen Ferkeln einige aufzufreſſen; welches noch ſicherer vom Eber zu beſorgen wäre, wenn er nicht ſorgfältig davon zurück gehalten würde. Die beſte Zeit, ſie belegen zu laſſen, iſt im Anfange des Frühlings. Die Sau wirft alsdann im Sommer, und ihre Ferkel gewinnen Zeit, vor Einbruch des Winters groß, ſtark und fett zu werden. Soll eine Sau unſrer Abſicht gemäß, zweymal des Jahres ferkeln, ſo läßt man den Eber im November zu ihr. Sie wirft alsdann im März und kann im May zum zweytenmal belegt werden. Es giebt unter den Sauen ſogar einige, die regelmäßig alle fünf Monathe Junge bringen.

Von der Bache haben wir bereits erwähnet, ſie pflege des Jahres nur einmal zu werfen. Der Jenner und Hornung ſind eigentlich die Monathe, wo ſich der Eber oder Hauer ihr nahen darf 47), der May oder Junius, ihre gewöhnliche Wurfzeit. Ihre Jungen ſäugt ſie drey bis vier Monathe. Sie führet und begleitet ſie als eine treue Mutter und iſt eifrig

 beſorgt,

47) Bey den Jägern heißt dieſes: die Bache oder Lehne tritt zur Brunſt oder ſie fängt an zu rollen. von Heppe wohlredender Jäger. Regensb. 1763. p. 52. M.

beſorgt, daß keines von ihnen ſich vor dem zweyten oder dritten Jahre verlaufe. Es iſt nichts ungewöhnliches, eine Bache, in Geſellſchaft ihrer jährigen oder zweyjährigen Friſchlinge 48) gehen zu ſehen.

Die Ferkel der zahmen Sau läßt man ſo leicht nicht über zween Monathe saugen 49). Gegen das Ende der dritten Woche fängt man ſo gar an, ſie mit ihrer Mutter auszutreiben, um ſie frühzeitig zu Aufſuchung ihres Futters, nach dem Beyſpiel der Mutter, zu gewöhnen. Fünf Wochen darnach pflegt man ſie abzuſtecken 50) oder abzuſetzen und ihnen Abends

48) Die Jäger pflegen ein wildes Schwein, das ſchon ein Jahr überlebet, übergehend, im andern Jahr darauf, angehend, im dritten und vierten Jahr hauend, alsdann aber ein Hauptſchwein oder Sau zu nennen. ſ. von Heppens wohlredender Jäger ꝛc. p. 249. M. . .

49) Auf die gute Wartung der jungen Ferkel pflegt nicht allein in Abſicht auf die künftige Mäſtung, ſondern auch auf die Abwendung ihrer gewöhnlichen Krankheiten, viel anzukommen. Es iſt, nach gründlichen Erfahrungen, ſehr gut, Ferkeln von ohngefähr 14 Tagen täglich eine Handvoll reinen, aber am Feuer aufgewellten und wieder kalt gemachten Rocken zu geben. Er iſt, ſo lange ſie noch ſaugen, weit geſunder und nahrhafter, als ſaure Kühmilch. Was zu ihrer fernern Futterung, gleich nach dem Abſetzen mit Vortheil zu geben ſey, iſt im Hann. Mag 67. p. 1431. ꝛc. kurz, aber deutlich beſchrieben. M. . .

50) Dieſes Ausdrucks bedienet man ſich vorzüglich bey den Ferkeln, die man von der Mutter abgewöhnen will. ſ. Jablonsky Lex. p. 15. M. . .

Abends und Morgens mit Kleyen untermengte Molken oder auch nur laulicht Waſſer mit gekochten Gartenfrüchten zu geben.

Die Urſache, warum die Schweine die Erde ſo gern mit ihrem Rüſſel umwühlen, iſt in ihrer Begierde nach Regenwürmern und gewiſſen Wurzeln, beſonders nach wilden Mohrrüben, zu ſuchen. Das wilde Schwein kann vermöge ſeines längern und ſtärkern Kopfes, tiefer, als das zahme, in die Erde wühlen. Es pflegt auch faſt immer in einer Furche nach einer geraden Linie fort zu brechen, da hingegen das zahme Schwein die Erde hin und wieder, aber nur ganz flach, umwühlet. Wegen des Schadens, den es anrichten kann, muß es von Frucht- und Saatfeldern ſorgfältig abgehalten, und nur in Wälder oder Brachfelder getrieben werden [51]).

Vor Ablauf des dritten Jahres nennen die Jäger die wilden Schweine deßwegen Rudelſchweine (Bêtes de compagnie) weil ſie, bis zu dieſem Alter, ſich nicht von einander trennen und getreue Begleiter ihrer gemeinſchaftlichen Mutter ſind. Ehe wagen ſie es nicht, allein zu gehen, bis ſie ſtark genug ſind,

51) Wenn die Schweine, wegen der engen Plätze mancher Gegenden, von den Viehweiden unmöglich zurück gehalten werden können, ſo bleibt kein ander Mittel übrig, als ihnen einen eiſernen oder meßingernen Draht durch den Rüſſel zu ziehen, welches in Niederſachſen Wieren oder Wierken genennt wird, und ihrem natürlichen Hang zum Wühlen die gröſte Hinderniß in den Weg leget. ſ. Hannöv. Mag. 67. p. 1641.

M . .

vom Wolfe nichts mehr fürchten zu dürfen. Sie bleiben alſo, aus eignem Antrieb in ganzen Rudeln zuſammen, weil auf dieſe Vereinigung ſich ihre ganze Sicherheit gründet. Werden ſie alsdann von irgend einem Thier angefallen, ſo ſetzen ſie ſich alle gemeinſchaftlich zur Wehre, helfen ſich nach allen Kräften und laſſen es an keinen Mitteln zur wechſelsweiſen Vertheidigung fehlen. Die gröſten ſtellen ſich in einem Kreiſe hart neben einander und ſchlüſſen gleichſam eine ſchützende Ringmauer um die wehrloſe Kleine. Eben ſo vertheidigen ſich die zahme Schweine. Daher bedarf es keines Hundes, um ſie zu vertheidigen. Um ihrer Ungelehrigkeit aber und Halsſtarrigkeit willen, iſt auch der flüchtigſte und ſtärkſte Kerl nicht vermögend, über funfzig Stück zu hüten. Im Herbſt und Winter treibt man ſie gern in ſolche Wälder, wo es nicht an wilden Früchten oder an guter Maſtung fehlet; im Sommer hingegen an feuchte, ſumpfige Oerter, wo ſie einen Ueberfluß von Würmern und Wurzeln antreffen. Im Frühjahr pflegt man ſie auf unbebauten oder brachliegenden Feldern zu hüten. Vom Märtz bis zum Oktober werden ſie des Tages zweymal ausgetrieben und von früh an, wenn der Thau abgetrocknet iſt, bis um zehn Uhr, Nachmittag aber von zwey Uhr bis auf den Abend auf der Weide gelaſſen [52].

Im Winter darf man die Schweine nur einmal in den ſchönſten Stunden des Tages austreiben, weil ſie

52) Eine weitläuftige Nachricht von der beſten Schweinezucht und einer Menge davon handelnder Schriften findet man im Hamb. Mag. XXVI. Band S. 535. ꝛc. und 541. ꝛc. M. . .

ſie den Regen, Schnee und Reif nicht wohl vertragen können. Wenn Gewitter oder ſtarke Platzregen einfallen, ſieht man ſie gemeiniglich, eines nach dem andern, von der Heerde weg und mit groſſem Geſchrey, welches die jüngſten am höchſten treiben, bis an die Thür ihres Kobens (oder Stalles) rennen. Man hat aber dieſes Geſchrey nicht mit ihrem gewöhnlichen Grunzen zu verwechſeln. Es iſt ein ſchmerzhaftes Geſchrey, gleich demjenigen, das man von ihnen höret, wenn man ſie binden und abſtechen will. Der Eber verhält ſich dabey geſetzter, als die Sau. Der wilde Eber enthält ſich deſſelben gänzlich, er müßte dann in einem harten Kampfe ſtark verwundet werden. Viel öfter hört man ein ſolches Geſchrey von der Bache. Bey plötzlichem Ueberfall und unverhoftem Schrecke ſchnauben ſie dermaſſen heftig, daß man in einer groſſen Entfernung ſie deutlich hören kann.

Ohnerachtet ihrer heftigen Gefräßigkeit, pflegen doch die Schweine nicht leicht, wie z. B. die Wölfe thun, andere Thiere anzufallen oder zu freſſen; ob ſie gleich am Luder ſich zuweilen vergreifen. Man hat wilde Schweine geſehen, welche ſich das Pferdefleiſch recht wohl ſchmecken lieſſen. Ich ſelbſt habe in ihrem Magen ſchon Rehhaut und Vogelklauen wahrgenommen. Ohnſtreitig werden ſie zu dieſer ungewöhnlichen Koſt mehr durch Noth gezwungen, als durch natürliche Triebe gereitzet. Indeſſen kann man ſie von der Unart nicht frey ſprechen, begierig nach Blut und friſchem blutigen Fleiſche zu ſeyn; denn man weis klägliche Beyſpiele, wo zahme Schweine nicht allein ihre Junge, ſondern ſo gar Kinder in der Wiege angefreſſen haben. So bald ſie nur etwas feuchtes, ſchmierichtes, fettes oder ſaftiges wahrneh-

men, machen ſie den Anfang damit, es zu belecken, den Beſchluß aber damit, es gleich darauf zu verſchlucken. Mehr als einmal ſah ich eine ganze Heerde von Schweinen auf ihrem Rückwege, um einen Haufen friſch aufgeworfner Lehmerde ſich verſammlen. Ob dieſe gleich nur wenig Fettigkeit hatte, wurde ſie doch von allen mit groſſer Lüſternheit belecket, und ein ziemlicher Theil davon gar verzehret. Man ſieht alſo, daß in ihrer Gefräßigkeit eben ſo viel Unmäßigkeit als Ungeſchicklichkeit in ihrem Naturel herrſchet. Es fehlt ihnen faſt gänzlich an deutlichen Empfindungen, kaum erkennen die junge Ferkel ihre Mutter; wenigſtens iſt es bey ihnen ſehr gewöhnlich, an eine fremde Sau zu gerathen und ſich an der erſten, die es erlauben will, ſatt zu ſaugen.

Den wilden Schweinen ſcheinen Furcht und Nothwendigkeit etwas mehr Empfindung und natürliche Regungen zu ertheilen. Die Jungen halten ſich, allem Anſcheine nach, viel treuer an ihre Mutter, und dieſe ſorgt für die Bedürfniſſe ihrer kleinen Familie mit weit mehrerm Eifer, als eine zahme Schweinemutter.

So lange die Brunſtzeit dauert, ſucht ſich der Hauer eine Bache, folgt ihr auf allen Schritten, und leiſtet ihr in den dickſten, einſamſten und entlegenſten Gegenden des Waldes, wohl dreyßig Tage lang, Geſellſchaft. Seine Begierden verurſachen in dieſem Zeitpunkt in ihm eine ungewöhnliche Wildheit. Er iſt lauter Wuth beym Anblick eines Nebenbuhlers, der ihn vertreiben will. Die Begegnung zweener Hauer endiget ſich in der Brunſtzeit gemeiniglich mit blutigen, oft gar mit tödlichen Kämpfen.

Die Bache wird bloß durch einen Anfall auf ihre Jungen in Wuth gebracht. Faſt bey allen wilden Thieren iſt es gewöhnlich, das Männchen zur Brunſtzeit, das Weibchen aber, wenn es geworfen hat, am grauſamſten zu finden.

Die wilde Schweine pflegt man entweder ordentlich zu hetzen oder des Nachts bey Mondſchein auf dem Anſtande zu überfallen. Da es nur langſam flüchtet, und eine ſtarke Witterung hinter ſich läßt, gegen die Hunde ſich zur Wehre ſetzt, und ſie oft gefährlich ſchlägt oder verwundet, ſo iſt es weder nöthig, noch rathſam, ſie mit guten, zur Hirſch- und Rehjagd abgerichteten Parforcehunden zu hetzen. Dergleichen Hunde würden, bey dieſer Gelegenheit nicht allein die feine Naſe verderben, ſondern auch an ihrer natürlichen Flüchtigkeit Abbruch leiden. Abgerichtete Bauernhunde ſind am beſten bey der Schweinehetze zu gebrauchen. Billig dürfen keine andere, als Hauptſchweine, die an ihrer Fehrte leicht kennbar ſind, gehetzet werden. Es koſtet ſchon viel Mühe, wenn man ein dreyjähriges, angehendes Schwein hetzen will; denn ein ſolches pflegt, ohne ſich aufzuhalten, ſehr weit in einem Streiche zu laufen. Ein hauendes Schwein thut aber dieſes niemals Man kann es immer in der Nähe hetzen. Es hat keine ſonderliche Furcht vor den Hunden und bleibt oft ſtehen, um ſich muthig zu vertheidigen. Ihr Aufenthalt am Tage iſt gemeiniglich im dickſten und entlegenſten Holze, des Abends und Nachts kommen ſie aus ihrem Bruch[53]) hervor,

53) So nennen die Jäger den Ort, wo die Sauen gebrochen oder gewühlet haben.

hervor, um ihre Nahrung zu ſuchen. Im Sommer können die Sauen, wenn das Getreide reif iſt, im Korn und Hafer, wo ſie alle Nächte zubringen, leicht überſchlichen werden.

Einem gefällten Eber pflegen die Jäger ohnverzüglich die Geilen abzulöſen, weil ihr heftiger Geruch in Zeit von fünf oder ſechs Stunden, ohne dieſe Vorſicht, gewiß das ganze Wilpret anſtecken würde. Uebrigens iſt an einem alten Hauer der Kopf das einzige recht ſchmackhafte Gerichte; an einem Friſchling aber, beſonders wenn er noch kein völliges Jahr alt iſt, gewinnt man lauter zartes und wohlſchmeckendes Wildpret. Das Fleiſch eines zahmen Ebers iſt im Geſchmack noch widriger, als das Fleiſch eines wilden. Soll man jenes genüſſen, ſo muß der Eber vorher geſchnitten und gemäſtet worden ſeyn. Die Alten 54) bedienten ſich der Vorſicht, wenn ſie wilden Sauen ihre Friſchlinge wegnehmen konnten, ſolche zu ſchneiden und ihnen dann wieder ihre Freyheit zu ertheilen. Sie ſahen voraus, daß dergleichen geſchnittne wilde Schweine weit fetter, als andre, ihr Wildpret aber ungleich wohlſchmeckender, als das Fleiſch zahmer Schweine werden könnte.

Es bedarf eben keines langweiligen Aufenthaltes auf dem Lande, um die groſſe Nutzbarkeit eines Schweines einzuſehen. Ihr Fleiſch iſt faſt eben ſo theuer, als Rindfleiſch, ihr Speck aber pflegt wohl zwey bis dreymal ſo viel zu gelten. Blut, Eingeweide, Gedärme, Füſſe, Zunge, kurz: alles iſt an den Schweinen

54) S. *Ariſtot.* Hiſt. Animalium. Libr VI. c. XXVIII.

nen zu brauchen und zu genüſſen 55). Der Schweinemiſt, weil er kälter iſt, als der Dünger von andern Thieren, kann vorzüglich hitzigen und allzutrocknen Feldern zu ſtatten kommen. Das Fett an den Eingeweiden und am Netze, welches vom eigentlichen Speck unterſchieden iſt, liefert uns den Schmeer, welcher ſich zu einer guten Wagenſchmiere brauchen läßt. Aus der Haut werden Siebe, aus den Borſten Kehrwiſche, Bürſten und Pinſel verfertigt. Salz und Salpeter durchdringen dieſes Fleiſch am ſtärkſten und erhalten das eingeſalzene länger, als das Fleiſch irgend eines eßbaren Thieres.

In Europa, Afrika 56) und Aſien wimmelt es beynahe von Schweinen. Bloß auf dem veſten Lande

55) Von dem Gebrauch und ehemaligen Mißbrauch der Schweine oder ihrer einzelnen Theile in der Medicin, kann D. Merklein in ſeinem Thierreiche S. 206. bis 216. nachgeleſen werden.

M. . .

56) Hr. Kolbe in ſeiner Beſchr. des Vorgebirges der guten Hofnung ꝛc. Frf. und Leipz. 1745 4to gedenkt S. 336. ꝛc. unterſchiedener afrikaniſcher Schweine, die aber nicht alle zu dieſem Geſchlechte gehören. In den vorgebirgiſchen Kolonien, ſagt er, giebt es viererley Schweine. Die beyden erſten Arten ſind zahm und von andern Orten dahin gebracht worden. Einige aus Europa, einige aus Java. Die javaniſche Schweine ſind ſchwarz und haben ſehr kurze Beine, die Borſten fehlen ihnen, ihr dicker Bauch hängt faſt bis zur Erde herab, ihr Fett und Speck iſt bey weitem nicht ſo veſt, als an den europäiſchen Schweinen. Wenn man ein Stück

de der neuen Welt hat man dieſes Geſchlecht nirgends entdecket. Die Spanier waren die erſten, die ſowohl auf dem veſten Lande, als auf den meiſten groſſen amerikaniſchen Inſeln, ſchwarze Schweine abſetzten, welche ſich alsdann in der neuen Welt vermehrten und hernach an vielen Orten derſelben wild angetroffen wurden. Jetzt gleichen ſie unſern wilden Schweinen, weil ſie einen kürzern Leib, ſtärkern Kopf und eine dickere Haut [57]), als die zahme Schweine haben,

Stück davon in den Rauch hänget, ſo pflegt das Fett in kurzer Zeit abzutröpfeln. Ob alſo gleich das Fleiſch ſehr wohl zu eſſen taugt, ſo iſt es doch weder gewöhnlich, noch möglich, etwas davon zu räuchern.

Unter dem Namen des aſiatiſchen wilden Schweines iſt beſonders das äthiopiſche Schwein (S. oben Anm. 24. lit. a. γ) bekant. Im Vorgebirge der guten Hofnung kommen dergleichen ſelten in den Gegenden zum Vorſchein, wo die Holländer wohnen, weil da wenig Holz ſtehet, worinn ſie am liebſten ſich aufhalten. Sie werden auſſerdem von Löwen, Tigern und andern reiſſenden Thieren ſo ſtark ausgerottet, daß es ihnen unmöglich fällt, ſich hinlänglich zu vermehren.

Hrn. Kolbens 4te Art von Schweinen, die er das Erdſchwein zu nennen beliebt, iſt eigentlich der Ameiſenfreſſer, den Hr. von Linne im Syſt. Nat. XII. p. 51. Myrmecophaga tridactyla, Briſſon aber de *Quadr.* p. 15. Le Fourmilier Tamanoir nennet.

M. . .

57) S. Hiſt. generale des Antilles par le P. *du Tertre*, à Par. 1667. Tom. II p. 295.

haben, welche unter den heiſſen Himmelsſtrichen alle ſo ſchwarz, als die wilde Schweine, ausſehen.

Durch eines von den lächerlichen Vorurtheilen, welches bloß der Aberglaube zeugen und nähren konnte, müſſen die Mahometaner ſich dieſes nützlichen Thieres gänzlich beraubt ſehen. Es iſt ihnen keinesweges erlaubt, ein Schwein anzurühren, am wenigſten aber, davon zu eſſen, weil es unter ihnen für ein unreines Thier gehalten wird. Deſto beſſer laſſen ſich die Chineſer das Schweinefleiſch ſchmecken. Sie halten beſtändig die zahlreichſte Heerden von Schweinen, und nehmen aus denſelben ihre häufigſte und gewöhnlichſte Nahrung. Bloß um dieſer Koſt nicht entſagen zu dürfen, haben ſie, wie man behaupten will, ſich nicht entſchlüſſen können, den mahometaniſchen Glauben anzunehmen.

Die chineſiſche Schweine, welche den ſiamiſchen (T. XVIII f. 2.) und indianiſchen am nächſten, oder mit ihnen völlig überein kommen, ſind von den europäiſchen in einigen Stücken ſichtbar unterſchieden. Ihr Leib iſt kleiner, ihre Füſſe kürzer, ihr Fleiſch weiſſer und ſchmackhafter. In Frankreich ſind ſie ebenfalls bekannt, und werden von einigen Perſonen als Zuchtſchweine gehalten. Sie paaren und vermehren ſich mit Schweinen von der gemeinen Raſſe. Die Schwarzen erziehen für ſich ebenfalls eine groſſe Menge von Schweinen. Bey den Mohren und in allen mahometaniſchen Ländern werden ſie nur höchſt ſparſam, in Afrika und Aſien aber werden eben ſo viel wilde Schweine, als in Europa gefunden.

Es ſcheint alſo, daß die Schweine an keinen beſondern Himmelsſtrich gebunden ſeyn mögen, daß

aber

aber das wilde Schwein, indem es zahm geworden, in kalten Ländern ſtärker, als in den warmen ausgeartet ſey. Ein Grad mehr in der Temperatur der Himmelsgegend, iſt genug, ihre Farbe zu verändern. In den mitternächtlichen Provinzen Frankreichs, auch ſogar in Vivarons, pflegen die meiſten Schweine weiß, in der nahe gelegenen Provinz Dauphine aber, alle ſchwarz zu ſeyn. In Languedok, in der Provence, in Spanien, Italien [58]), Indien, China [59]) und Amerika [60]) findet man die ſchwarze allenthalben als

58) Von den groſſen Heerden der Schweine, die ehemals in Italien angetroffen worden, leſe man im Xten Bande des Hamb. Mag. p. 604.

M. . .

59) In der chineſiſchen Provinz Kiangſi, bey der Stadt Nun-chang ſollen, wie Neuhof in ſeiner Chineſ. Geſandſchaft, Amſt. 1669. fol. p. 347. meldet, die Schweine ſo häufig vorhanden ſeyn, daß man kaum auf den Straſſen davor gehen kann. Die Reinlichkeit leidet aber darunter gar nicht, weil die Chineſer allen Dünger ſorgfältig aufſammlen. M. . .

60) Auſſer den Schweinen, welche die Europäer nach Amerika gebracht haben, und die an vielen Orten wild herumlaufen, giebt es, wie Hr. Bankroft in ſeiner Nat. Geſch. von Guiana S. 74. ꝛc. verſichert, noch zwo Arten, welche den ſüdlichen Gegenden von Amerika zwiſchen den Wendezirkeln eigen und beſonders in Guiana häufig ſind. Eine derſelben wird Pekari oder Sus Tajaſſu (S. oben not. 24. lit. e) die andere, Warree genennet.

Der Pekary pflegt an Gröſſe dem Europäiſchen Schwein lange nicht beyzukommen. Der Rücken iſt

als die herrſchende Farbe. Am ſiamiſchen Schwein findet man ungleich mehr Aehnlichkeit mit einem wilden,

iſt mit langen, dicken, ſteifen, ſtraubichten Borſten, beynahe 5 Zoll in der Länge beſetzt, und wegen einer Drüſe merkwürdig, die einem Nabel ähnlich ſiehet und aus Irrthum von vielen dafür gehalten worden. Sie ſteht auf der Kante des Rückens, über den hintern Lenden und hat eine milchichte Feuchtigkeit in ſich, die einen Biſam-Geruch von ſich giebet. Es iſt bey weitem nicht ſo furchtbar, als man ſich es vorgeſtellet hat. Ob ſie gleich Heerdenweiſe zu mehr, als hunderten, zuſammen gehen, ſo werden ſie doch von den Indianern allezeit angegriffen. Gemeiniglich erlegen ſie 20 bis 40 ſolcher Biſamſchweine oder Pikary, ehe ſie entfliehen. Den Indianern iſt ihr Fleiſch ſehr angenehm, den Weißen aber, wegen der Drüſe auf dem Rücken zuwider. Die Vorſicht, welche *Wafer* (in The Trauel to the Iſthmus of America) den Indianern in Darien nachgerühmet, welche dieſe Biſamdrüſe, ſobald ein Schwein getödtet iſt, abſondern, wird von den Indianern bey Guiana ebenfalls beobachtet.

Das Warreeſchwein iſt ebenfalls von Wafern, ſonſt aber von keinem Verf. einer Naturgeſchichte, angeführet worden. Es hält ſich in Guiana noch häufiger, als der Pekary auf, iſt auch viel gröſſer und nicht minder in groſſen Heerden zu ſehen. An Geſtalt und Gröſſe gleicht es beynahe den europäiſchen Schweinen; doch hat es kleinere Ohren, gröſſere Hauzähne und längere Borſten, die an jedem Theile des Körpers dichte neben einander ſtehen. Das Fleiſch iſt weniger ölicht und ſchmackhafter,

den, als am franzöſiſchen. Eines der allerſichtbarſten Merkmale der Ausartung ſind ohnſtreitig die Ohren. Dieſe werden deſto biegſamer, weicher und herabhangender, je mehr ſich das Thier verändert hat, oder deutlicher, je mehr es durch menſchliche Pflege, Wartung und Zähmung verbeſſert worden. In der That hat ein zahmes Schwein viel ſchlappere, längere und hangendere Ohren, als das wilde Schwein, welches man von Rechtswegen als das Muſter des ganzen Geſchlechts betrachten muß.

hafter, als das europäiſche Schweinefleiſch, daher es auch die weiſſen Einwohner dieſer Kolonien ſehr gerne ſpeiſen.

Vom Pekary hat Hr. von Büffon in einem ſeiner folgenden Theile ausführliche Nachricht gegeben. M. . .

Anhang

Tab. XIX. F. 1 der Frischling od. das junge wilde Schwein. Pag. 81.

Fig. 2. das Spanferkel. Sogschwein. Pag. 82.

C. B. G. ſc.

Anhang
zur
Geſchichte des Schweins.

Das wilde, das ſiamiſche und hieſige zahme Schwein, ſind eigentlich drey unter ein Geſchlecht gehörige Raſſen, weil die aus ihrer Vermiſchung entſtehende Junge wieder fruchtbar ſind. Ueberhaupt ſind alle Verſchiedenheiten dieſer drey Raſſen von gar keiner beſondern Erheblichkeit. Die wilde Schweine hat man als die urſprüngliche Raſſe, woraus die andern entſproſſen, zu betrachten. Ihre Beſchreibung und Geſchichte konnte daher, ohnerachtet es wilde Thiere ſind, von der Beſchreibung und Geſchichte der ſiamiſchen und gemeinen Schweine, die zu den zahmen Thieren gehören, gar nicht getrennet werden.

Die Materie, woraus die Borſten der Schweine beſtehen, welche viel härter ſind, als die Haare und Wolle anderer Thiere, ſcheint knorplich und derjenigen ähnlich zu ſeyn, woraus bey andern die Hörner zuſammengeſetzet ſind. Am Ende theilen ſie ſich in unterſchiedene, wenigſtens in ſieben, acht und mehrere Spitzen, die auf ſechs bis acht Linien in der Länge haben. Wenn man die Borſten bey dieſen Spitzen faſſet, laſſen ſie ſich von einem Ende bis zum andern ſpalten. Die ſtärkſten und längſten machen

gleichſam eine Art von Mähnen aus, welche ſich von der Spitze des Kopfes längs über den Hals, Wiederriß und Körper, bis auf das Kreutz erſtrecket. Zwiſchen dieſen Borſten bemerkt man bey wilden Schweinen auch noch ein kürzer, ſehr biegſames und, nach Verſchiedenheit ſowohl der Theile, als des Alters, bald gelbliches, bald aſchgraues, bald ſchwarzes Haar, das an ſich weich und beynahe ſo krauß iſt, als Wolle. Bey den ſiamiſchen und europäiſchen zahmen Schweinen ſucht man dieſe Haare vergebens.

Der Friſchling (S. XIX. Platte Fig. 1.) oder das junge wilde Schwein, hat gewiſſe Farben, die es nachhero verlieret. Sie werden der bunte Rock (Livrée) genennt und ſchon am ungebohrnen Schweine bemerket, ſo bald es nur anfängt, Borſten zu bekommen. Dieſe Liberey beſteht eigentlich aus Streifen, welche vom Kopf bis an den Schwanz längs über den Körper laufen und wechſelsweiſe hell, fahl, dann wieder braun und fahl gemiſchet ſind. Ueber den Wiederriß und längs über den Rücken läuft ein ſchwärzlicher Strich. Der übrige Theil des Leibes iſt von einer aus weiß, fahl und braun vermiſchten Farbe.

Wenn die wilde Schweine ihre bunte Röcke verlohren haben, wird man an dem Kopfe gemeiniglich ein Gemiſche von grau, braunröth und ſchwarz gewahr. Die längſte Borſten befinden ſich am Halſe, wo ſie bis an vier Zoll zu reichen pflegen. Der gröſte Theil einer jeden Borſte iſt ſchwarz, über dem ſchwarzen grau, ganz oben aber, bis an ihr Ende, braunroth. Stehen dieſe Borſten hart aneinander, ſo ſcheinen dieſe Farben vermiſcht zu ſeyn. Der Körper iſt fahl und hat von den unterſchiedenen gefärbten Borſten,

ſten, ſchwärzlichte und bräunlichte Flecken. Der Schwanz, oder die ſogenannte Blume, iſt fahl, bis auf die ſchwarze Spitze. Der untere Theil der Läufte iſt mit eben dieſer Farbe bezeichnet.

Ein ſiamiſches Schwein, deſſen Länge vom Gebreche [61]) an bis zum Anfange des Schwanzes, in gerader Linie gemeſſen, drey Schuh, acht und einen halben Zoll betrug, hatte längs am Hals und auf dem Rücken Borſten von ſechs Zollen. Die vorderſten auf dem Scheitel des Kopfes waren zween bis drey, die andern aber nur einen bis zween Zolle lang. An den Lefzen, an den Seiten des Kopfes, am untern Theile des Halſes, an der Bruſt, am Bauche, an der innern Seite der Schenkel u. ſ. f. ſtanden die Borſten ziemlich dünne und hatten an einigen Orten die Haut ganz nackend gelaſſen. Man ſahe faſt lauter ſchwarze Borſten. Bloß zwiſchen den Augen befanden ſich weiſſe und gelblichte, wie bey den meiſten zahmen Schweinen die Borſten auf den Lefzen, am äuſſerſten Ende des Schwanzes und an den Füſſen. Man hatte viel Urſache zu glauben, daß dieſe gelblichte Farbe von der Vermiſchung mit einem europäiſchen Hausſchweine, wovon dieſes gefallen war, herrührete; denn Hr. Daubenton hat nachhero noch eines zergliedert, das weder etwas Gelbes, noch Weiſſes an ſich hatte. Am ſiamiſchen Schweine wird man keinen bunten Rock gewahr, es kömmt

61) Boutoir iſt eigentlich der Rüſſel, den aber unſere Jäger bey wilden Schweinen das Gebreche oder den Wurf zu nennen pflegen. S. v. Heppens wohlredender Jäger ꝛc. p. 142.

gleich in ſeiner ſchwarzen Farbe zur Welt, die allezeit unverändert bleibet.

Die meiſte Hausſchweine haben, wenn ſie geworfen werden, eine weiſſe Farbe (S. XIX. Platte F. 2.), die ſich in der Folge bloß darinn verändert, daß die Borſten an den Enden eine gelbliche Farbe bekommen, welche tiefer zu ſeyn ſcheinet, als ſie wirklich natürlich iſt, weil ſich das Schwein durch öfteres Wälzen im Koth und Staube, ſehr beſchmutzet. In ſo fern die Borſten auf einander liegen, erblickt man von ihnen bloß die gelbliche Spitzen, daher auch die Schweine mehr eine gelbliche, als weiſſe Farbe zu haben ſcheinen. Es giebt auch viel braune, ſchwarze oder ſchwarz und braungefleckte, welche dieſe Flecken mit auf die Welt bringen. Vier bis fünf Zoll machen das längſte Maaß an den Borſten zahmer Schweine aus. Das Ende des Mauls, die Seiten des Kopfes, die Gegenden um die Ohren, die Kehle, der Bauch, die Schwanzribbe pflegen faſt ganz von Borſten entblöſſet zu ſeyn.

Der Schweinerüſſel beſteht aus einem platten und runden Knorpel, der mitten einen kleinen Knochen enthält, durch welchen die beyde Naſelöcher gehen. Er ſteht vor dem Ende des obern Kinnbackens bedecket heraus.

Das Schwein hat einen langen Kopf, das Ende des Maules iſt, nach Maaßgabe der Dicke des Kopfes, nur ſchmal, der hintere Theil der Hirnſchale ſehr erhaben, die Augen ſind klein, die Ohren groß und breit, der Hals dick und kurz, der Körper dicke, das Kreutz ſchmal und ſpitzig, der Schwanz dünne, von

von mittelmäßiger Länge, die Füſſe, vornämlich die vordern, kurz und gerade.

Die merklichſte Verſchiedenheiten, welche ſich zwiſchen den angeführten drey Raſſen befinden, ſind folgende: der Kopf des wilden Schweins iſt länger, der untere Theil des Stirnblatts gebogener, das Gewehr gröſſer und ſchneidender, der Schwanz kurz und gerader, als bey andern Schweinen. Das ſiamiſche Schwein hat einen längern Kopf, ein dicker Maul, kleinere Augen, kürzern Hals und Vorderſchenkel, dickere Füſſe, längern Schwanz, der auch mehr gekrümmet iſt, als an den zahmen Schweinen. Die Stirn iſt erhaben, der Rücken, wie bey dem wilden Schwein, etwas niedrig und hohl (enſellé). Bey dem zahmen Schwein ſind die Ohren vorwärts gerichtet und ſtehen nicht, wie beym ſiamiſchen und wilden Schwein in die Höhe. Dieſen Unterſchied bemerkt man am deutlichſten zwiſchen dem Friſchling (XIXte Pl. F. 1.) und dem jungen Ferkel oder Sogſchwein (Ebend. F. 2.), ſo lange dies noch an der Mutter ſauget.

In dieſem Alter ſcheinet der Kopf nicht ſo ſtark, der Körper nicht ſo dick, und der Schwanz iſt bey dem hieſigen zahmen Schwein länger, als bey dem ſiamiſchen und wilden; er pflegt aber beym Sogſchweine, bevor es etwa ſechs Wochen alt iſt, an ſeinem Anfange nicht gekrümmet zu ſeyn. Um dieſe Zeit aber, oder nach ſechs Wochen krümmt er ſich da, wo er aus dem Körper heraus gehet, in die Höhe und bildet insgemein einen kleinen, entweder rechts oder links gedrehten Bogen, läuft weiter unterwärts, und iſt am übrigen Theil ſeiner Länge einigermaſſen geſchlängelt.

Das gemeine zahme Schwein hat einen längern Körper, als das wilde ſiamiſche. Unter den zahmen Schweinen haben auch die ungeſchnittnen einen längern Kopf, als die geſchnittnen. Die Stirn iſt auch bey jenen ſo ſtark nicht eingebogen, als bey dieſen.

Der groſſe Kopf, das lange und dicke Maul des Schweines, deuten bey demſelben wahrſcheinlich ein inneres Unvermögen an, welches die Richtung der Ohren, welche das zahme Schwein vorwärts ſinken läßt, bey dieſem noch wahrſcheinlicher macht, als bey den ſiamiſchen und wilden, welche die Ohren gerade tragen. Die Augen ſind ſo klein, das Geſicht hat ſo wenig Züge, daß man aus der Phyſiognomie gar nichts erkennen würde, wenn an der Seite des Mauls nicht lange Gewehre hervorſtänden, welche, indem ſie ſich aufwärts krümmen, die Oberlefze in die Höhe drücken und ein Zeichen der Wildheit des Schweines zu ſeyn ſcheinen, beſonders da ſie wirklich die fürchterlichſte Waffen ſind, welche das Schwein in ſeiner Wuth gebrauchen kann.

Am Körper entdeckt man ſo viel Unförmlichkeit, als wirkliche Dummheit am Schweine. Der Hals iſt ſo dick und kurz, daß der Kopf auf den Schulterblättern faſt aufzuliegen ſcheinet. Das Schwein trägt ihn auch allezeit ſehr ſchief und ſo, daß er nicht von der Bruſt in die Höhe geht. Die Vorderſchenkel ſind ſo niedrig, daß es das Anſehen hat, als ob das Schwein gezwungen wäre, den Kopf niederhängen zu laſſen, um ſich auf ſeine Füſſe zu ſtützen, und als ob ſein Körper vorwärts fallen wollte. Auſſerdem zeigt auch das Schwein gar keine Leichtigkeit in ſeinen Bewegungen. Es hat keine Biegſamkeit in ſeinen Schen-

Schenkeln; kaum beweget es dieſe, wenn es die Füſſe fortſetzen will. Man ſieht es niemals geſchwinde laufen, ohne zugleich etwas Gezwungenes und Widernatürliches im Gange wahrzunehmen. In der gröſten Wuth hat es allezeit eine traurige Miene und eine gezwungene Stellung. Es ſchläget und zerfleiſchet mit ſeinem Gewehr, aber allezeit ohne Geſchicke, ohne den Kopf in die Höhe zu heben, oder ſich, wie die meiſten andern Thiere, zurück biegen zu können.

VII.

Naturgeſchichte des Hundes.[62]

An belebten Weſen können eigentlich weder die Gröſſe der Leibesgeſtallt oder Schönheit in der Bildung, weder die Leibesſtärke und Geſchicklichkeit oder Leichtigkeit in den Bewegungen, noch überhaupt äuſſere

62) Canis familiaris *Linn.* S. N. XII. p. 56 *Ejusd. Faun.* Suec. n. 5. Amoen Acad. IV p. 43. T. I. fig. 1. Canis domeſticus *Briſſ.* Quadr. p. 170 *Klein. Quadr.* p. 68 *Raj.* Syn Quadr. p. 175 *Geſn.* Quadr. p. 173. *Icon.* Quadr p. 25-27 *Aldr.* Quadr. digit p. 482. *Jonſt.* Quadr p. 122. Tab. 69-71. *Charl.* Exerc. p. 26. *Sloan.* Jam Vol. II. p. 329. Rzac. H. Nat. Pol. p. 244. Franz. der Hund *Chien*, die Hündin *Chienne*, Hebr. *Keleb*, Chald. *Kalba*, Arab. *Kelbe*, Griech. Κύων, σκύλος, ὑλάκτωρ, Sarac. *Kepb.* oder *Kolpb.* Perſ. *Sag* oder *Sig*, Mediſch *Spaca*, Span. *Perro*, Ital *Cane*, Illyr. *Pes* oder *Pas*, Schwed. *Hund*, Holländ. *Hond*, Engl *Dog.* Cf. Hallen l. c. p. 470-495 und Prof. Müllers Linneiſches Nat. Syſtem. I B. p. 206-228.

Auſſer den bekannten geſelligen (Canis familiaris) Haushunden, Bauer- oder Hofhunden (Canis domeſticus), Jagdhunden (Can. Sagax vel venaticus),

äuſſere Vorzüge für das Edelſte gehalten werden. Bey den Menſchen wird der Verſtand allemal der Bildung, die Herzhaftigkeit der Stärke, die gute Denkungsart aber und andere Gemüthsgaben werden der äuſſern Schönheit vorgezogen. Auf gleiche Weiſe pflegen wir auch an den Thieren auf innere Vorzüge hauptſächlich zu ſehen und ſie an ihnen vorzüglich zu ſchätzen. Nur durch dieſe unterſcheiden ſich die Thiere von der beweglichen Maſchine, durch ſie allein erheben ſie ſich über die Gewächſe und nähern ſich einiger-

naticus), Windhunden (Can. Grajus), Bullenbeiſſern, engl. Doggen oder Wachthunden (Moloſſus), Pudeln oder Waſſerhunden (Can aquaticus), Pologneſer Hund (Can meliteus), der Steindocke oder dem Mops (Can. Fricator), dem Dachshund (Vertagus), dem Hüner- oder Wachtelhund (Can. avicularius), dem Spaniſchen Hund (Canis extrarius, l'Eſpagneul), dem Egyptiſchen oder Türkiſchen Hund (Canis aegyptius) u. ſ. w. zählet auch der Ritter unter dieſes Geſchlecht noch:

2) Den Wolf.

3) Die Hyäne, woraus Hr. Briſſon ein eignes Geſchlecht gemacht, und es vor die Hunde geſetzt hat,

4) Den Fuchs.

5) Den Feldfuchs (Alopex)

6) Den Haſenfuß (Canis Lagopus)

7) Den Goldwolf oder Jackal (Can. aureus)

8) Den mexikaniſchen und

9) Surinamiſchen Fuchs. Da indeſſen Hr. von Büffon in den folgenden Bänden aller dieſer Thiere beſonders gedenket, ſo werden wir die Synonymie derſelben an den gehörigen Orten beyzubringen Gelegenheit finden.

maſſen der Würde der Menſchen. Ihr Weſen zu adeln, ſie zu regieren und zu beleben, das iſt bloß das Werk der innern Empfindungen, welche den organiſchen Werkzeugen gebiethen, die Glieder in Bewegung ſetzen, Begierden rege machen, und der Materie die fortſchreitende Bewegung, den Willen und Leben ertheilen.

Die Vollkommenheit eines Thieres beruhet lediglich auf der Vollkommenheit der innern Empfindungen. Je weiter ſich dieſes innere Gefühl erſtrecket, deſtomehr Fähigkeiten und Geſchicklichkeiten wird man am Thiere bemerken, deſto ausgebreiteter iſt auch der Umfang ſeiner Wirklichkeit, deſtomehr Beziehung und Einfluß hat es auf andere Theile des Ganzen. Wenn dieſes Gefühl überdis noch fein und vollkommen, oder durch die Erziehung noch einer Verbeſſerung fähig iſt, ſo bekömmt ein ſolches Thier dadurch billig ein Recht, unter den Menſchen ſich aufzuhalten. Es weis ihnen in ihren Verrichtungen Erleichterung zu verſchaffen, ihre Sicherheit befördern zu helfen, ihnen beyzuſtehen, ſie zu vertheidigen und ſich auf allerley Art einzuſchmeicheln. Durch unabläßige Dienſtleiſtungen und wiederhohlte Liebkoſungen, weis es dermaſſen ſeinen Herrn zu gewinnen, daß es einen Tyrannen unvermerkt in ſeinen Beſchützer verwandelt.

Dem Hunde muß man, auſſer ſeiner guten Leibesgeſtallt und Lebhaftigkeit, ſeiner Stärke und Flüchtigkeit, alle innere Eigenſchaften vorzüglich eingeſtehen, welche fähig ſind, ihn bey den Menſchen beliebt zu machen. Das hitzige, choleriſche, das wilde, blutgierige Naturel, welches alle Thiere gegen den wilden Hund in Furcht ſetzet, verliert ſich beym Haus-

hund

hund in den ſanftmüthigſten Empfindungen. Es verwandelt ſich in eine Neigung, um die Menſchen zu ſeyn und in eine Begierde, ihnen gefällig und angenehm zu werden. Kriechend leget er ſeine Herzhaftigkeit, Stärke und andre Fähigkeiten zu den Füſſen ſeines Herren. Mit geſpitzten Ohren erwartet er die Befehle, denen er nachzukommen bereit iſt. Er befragt ſich gleichſam aufs demüthigſte nach dem Willen ſeines Herrn, um keinen ſeiner Wünſche unerfüllt zu laſſen. Ein Wink iſt ihm genug, ſeines Herrn Willen zu errathen.

Ohne ſo verſtändig, als der Menſch, zu ſeyn, belebt ihn doch alles mögliche Feuer der Empfindung und er beſchämt unzählige Menſchen an Treue und Beſtändigkeit ſeiner Zuneigung. Weder Stolz oder Eigennutz, noch Rachbegierde, bloß die Furcht, ſeinem Herrn zu mißfallen, lenket alle ſeine Handlungen. Er iſt ganz Eifer, ganz Emſigkeit und Gehorſam. Der empfangenen Wohlthaten weit lebhafter eingedenk, als erlittner Beleidigungen, unterwirft er ſich den Züchtigungen ſeines Herrn, ohne ſich abſchrecken zu laſſen. Wenn er ſie nicht gänzlich vergißt, ſo erinnert er ſich ihrer bloß, um noch thätigere Beweiſe ſeiner Unterwürfigkeit und ſeines Gehorſams zu geben. Nie wird man ihn bey dergleichen Gelegenheiten unwillig oder zur Flucht geneigt finden; er ſetzt ſich vielmehr, aus eigenem Antriebe, neuen Proben aus; ſchmeichelnd leckt er die Hand, die eben das Werkzeug ſeines Schmerzes war. Seine ganze Widerſetzlichkeit beſteht in einem flehenden Winſeln, wodurch er, mit Beyhülfe ſeiner Geduld und Demüthigung, die züchtigende Hand aufs geſchickteſte zu entwafnen weis.

In ſo fern der Hund gelehriger, als der Menſch, und williger iſt, als alle andere Thiere, ſo kann er nicht allein hurtig abgerichtet werden, ſondern ſich auch leicht in alle Bewegungen, Manieren und Gewohnheiten ſeines Herrn finden. Es weis auf eine geſchickte Art den Ton oder die Manieren des Hauſes anzunehmen, worinn er wohnet. Gleich andern Bedienten iſt er ſtolz, wenn er einem groſſen Herrn, und herablaſſend, wenn er einem Landmann dienet. Seine vorzüglichſte Aufmerkſamkeit iſt erſt auf den Herrn, alsdann aber auf deſſen Freunde gerichtet. Fremde Perſonen ſcheint er gar nicht bemerken zu wollen und iſt ein Feind aller derer, welche durch ihren Stand genöthigt ſind, andern beſchwerlich zu fallen. Die letztere Klaſſe von Leuten kennt er an den Kleidungen, an der Stimme und an ihren Gebehrden, und verhindert ſie nach allen Kräften, ſich zu nähern.

Hat man ihm die Nachtwache für das Haus aufgetragen, ſo pfleget ihn dieſes Aemtchen muthiger, oft gar wild und grauſam zu machen 63). Er gehet, in ununterbrochener Wachſamkeit, beſtändig um das Haus herum. Alle Fremde wittert er ſchon in einer beträcht-

63) Der Biſchof Erich Pontoppidan in ſeiner natürlichen Hiſt. von Norrw. II Th. p. 17. zeigt dieſes aus Erfahrungen. Bey den Bergenſchen Kaufmannsſtuben und Packhäuſern werden die Hunde, wie es in Danzig und St. Malo gewöhnlich iſt, ordentlich als Nachtwächter gebrauchet. Man wählet aber hierzu die gröſten Raſſen, welche des Tages ganz friedſam, des Nachts aber, auf ihrer Wache grimmiger, als Wölfe ſind.

beträchtichen Entfernung. Wer ſich durch Annäherung verdächtig macht, ſein bewachtes Gebiethe betreten oder einbrechen zu wollen, den fällt er ohne Bedenken an, widerſetzt ſich ihm nach Möglichkeit, und macht, durch anhaltendes Bellen, durch ein heftiges Toben und grimmiges Geheule, alles im Hauſe munter. Er iſt alſo darauf bedacht, nicht allein die Gefahr anzukündigen, ſondern ſich auch den Feinden des Hauſes mit allen Kräften zu widerſetzen. Gegen Diebe und Räuber iſt er eben ſo wüthend, als gegen die Raubthiere Hitzig fällt er ſie an, reißt ihnen mit geſchärften Zähnen blutige Wunden und nimmt ihnen wieder ab, was ſie gewaltſam zu rauben dachten. Zufrieden mit einem erkämpften Sieg, legt er ſich ruhig auf die abgejagte Beute, ohne ſie zu berühren, wenn er auch wirklich durch ſeinen Appetit hierzu gereißt würde. Er giebt alſo zu gleicher Zeit ein groſſes Beyſpiel der Herzhaftigkeit, Mäßigung und Treue.

Die Unentbehrlichkeit dieſes Thiergeſchlechtes in der Ordnung der Natur leuchtet am deutlichſten in die Augen, wenn man einen Augenblick annimmt, es wäre nie vorhanden geweſen. Wie hätte der Menſch, ohne Beyhülfe der Hunde, ſich anderer Thiere bemächtigen, ſie zähmen oder unter ſeine Bothmäßigkeit bringen ſollen? Durch welche Mittel ſollte der Menſch noch jetzo wilde und ſchädliche Raubthiere aufſuchen, jagen und vertilgen? Um bey hinlänglicher Sicherheit Herr aller lebenden Geſchöpfe zu ſeyn, war es nothwendig, ſich unter den Thieren ſelbſt erſt einen Anhang zu verſchaffen, und vornämlich diejenige durch Freundlichkeit und Liebkoſungen zu gewinnen, denen er die meiſte Bereitwilligkeit, ſich an ihn zugewöhnen,

und eine vorzügliche Neigung, ihm zu gehorſamen, zutrauete; damit er ſich ihres Beyſtandes hernach wieder die andern bedienen könnte. Des Menſchen erſte Kunſt war alſo die Abrichtung des Hundes; die glückliche Folge dieſer Kunſt aber war die Eroberung und der ruhige Beſitz des ganzen Erdbodens.

Die meiſten Thiere ſind an Geſchmeidigkeit, Hurtigkeit und Stärke, ja ſogar an Herzhaftigkeit den Menſchen weit überlegen. Die Natur hat ſie beſſer gerüſtet und ſtärker bewafnet, ſie auch mit vollkommnern Sinnen, beſonders mit einem auſſerordentlich feinen Geruch, beſchenket. Durch die Eroberung alſo, eines beherzten und ſo gelehrigen Thiergeſchlechtes, als die Hunde ſind, gewann der Menſch gleichſam neue ihm noch fehlende Sinnen und Fähigkeiten. Von den Werkzeugen und Maſchinen, die wir zur Verbeſſerung und Erweiterung unſerer Sinnen erfanden, haben wir uns noch lange nicht ſo weſentliche Vortheile, als von denjenigen zu verſprechen, welche die Natur uns in ihrer ganzen Vollkommenheit anbiethet, um dadurch der Unvollkommenheit unſers Geruchs abzuhelfen und uns die ſicherſten und unvergänglichſten Mittel zu Bändigung und Beherrſchung anderer Thiere an die Hand zu geben. Der Hund ſelbſt erwirbt ſich, durch ſeine Treue gegen den Menſchen, einen beſtändigen Antheil an der Herrſchaft und einen gewiſſen Rang, der ihn über alle andere Thiere hinausſetzet. Er gebiethet über ſie, er beherrſchet ganze Heerden, bey welchen ſein Bellen oft mehr gilt, als die Stimme des Hirten. Sicherheit, Ordnung und gute Zucht, ſind die gewöhnlichen Früchte ſeiner wachſamen Geſchäftigkeit. Iſt nicht eine Heerde gleichſam ein ihm unterworfenes Volk, das er anführet,

ret, beſchützet und niemals mit Gewalt beherrſchet, oder dem er nie ſeine Stärke fühlen läßt, als wenn ſie nöthig iſt, unter ihnen den Frieden zu erhalten?

Die vorzüglichſte Gelegenheit, wo der Hund ſeine Herzhaftigkeit am vortheilhafteſten zeigen, und alle ſeine Verſchlagenheit am beſten anwenden kann, iſt hauptſächlich im Kampfe mit feindſeligen, freyen Thieren. In dieſem Falle vereinigen ſich beym Hund alle natürliche, mit allen erworbenen Fähigkeiten, zu gleicher Abſicht. Beym erſten Geräuſche der Waffen, ſo bald in das Jagdhorn geſtoſſen, oder durch den Zuruf des Jägers ein Zeichen zum nahen Angriff gegeben wird, funkeln die Augen der Hunde von ſtreitbaren Begierden und freudiger Ausgelaſſenheit. Jede Bewegung, jeder Ton ihrer Stimme verkündigt ihr ungeduldiges Verlangen zum Streit, und ihre Sehnſucht nach einem rühmlichen Siege. Nun geht er ſtillſchweigend ſeinen Feinden entgegen, befliſſen, die Gegend auszuſpüren und ſeinen Feind im Lager zu überraſchen. Begierig ſucht er ſeine witternde Fehrte, geht ihm auf dem Fuſſe nach und weis, durch unterſcheidende Laute, ſowohl Zeit und Abſtand, als die Gattung und ſo gar das Alter des Feindes anzugeben, den er verfolget.

Das erſchrockne und verfolgte Thier, wenn es keine Rettung mehr durch die Flucht vor ſich ſiehet[64]), bemüht ſich ebenfalls, mit Anwendung aller ſeiner Fähigkeiten, der Verſchlagenheit, Liſt entgegen zu ſetzen.

64) Ein deutliches Beyſpiel davon kann in der bald folgenden Geſchichte des Hirſches nachgeleſen werden. A. D. V.

ſetzen. Mit Verwunderung ſieht man hier die Menge liſtiger Kunſtgriffe, welche der natürliche Trieb einem verfolgten Thier eingiebt, ſeine Rettung zu verſuchen. Um den Hund von ſeiner Spur abzubringen, macht es auf ſeiner Fehrte tauſenderley Gänge und Wiedergänge, thut groſſe Sätze und würde gern, wenn es möglich wäre, die Erde gar nicht berühren und gar keine Spur hinter ſich laſſen. Mit Bedacht ſetzt es über Wege und Zäune, ſchwimmt abwechſelnd über Bäche und Flüſſe. Weil es indeſſen, bey fortgeſetzter Verfolgung, ſich doch nicht ganz unſichtbar machen kann, geht es darauf aus, ein ander Thier an ſeinen gefährlichen Poſten zu bringen. Es bemüht ſich, ein jüngeres, unerfahrneres Thier in der Nähe aufzujagen und ſolches zu nöthigen, daß es mit ihm laufen und fliehen muß. Wenn beyder Thiere Fehrten genugſam untereinander vermiſchet ſind, und das verfolgte Thier einem andern ſeine Gefahr aufgedrungen zu haben vermeynet, entflieht es weit ſchneller, als es zu jenem gekommen war, um ſelbiges dem betrognen Feind allein zum Gegenſtande der Verfolgung und zum Schlachtopfer zu überlaſſen.

Weil indeſſen der Hund, vermöge häufiger Uebungen, Erziehung und eigenthümlicher Feinheit in den Empfindungen vor ſolchen Thieren einen groſſen Vorzug hat, ſo läßt er den eigentlichen Gegenſtand ſeiner Verfolgung niemals entwiſchen. Er unterſcheidet richtig die vermengte Fehrten, und entwickelt, ohne zu fehlen, die verſchlungene Knoten des Leitfadens, der allein fähig iſt, ihn zu ſeiner geſuchten Beute zu führen. Sein feiner Geruch läßt ihn keinen Irrgang des Labyrinths überſehen; er bemerkt alle die falſche Wege, worauf man ihn verführeriſch zu locken geſucht

ſucht hatte. An ſtatt ſeine verfolgte Beute um einer andern willen, die er nicht ſuchte, zu verlaſſen, wird er, nach entdeckter Liſt vielmehr noch erbitterter, verdoppelt ſeinen Eifer, gelanget endlich ans Ziel, fällt ſein Opfer an, reißt es nieder und beſchlüßt ſeine Verfolgung mit Abkühlung ſeines Durſtes und ſeines Haſſes im Schweiſſe des erwürgten Thieres.

Die Neigung zur Jagd und zum Kriege ſcheint uns faſt eben ſo natürlich, als den Thieren zu ſeyn. Kämpfen und jagen iſt beynahe die einzige und vorzüglichſte Beſchäftigung wilder Menſchen. Alle Fleiſch freſſende Thiere, welche natürliche Waffen und Stärke genug beſitzen, werden von der Natur ſelbſt zur Jagd angetrieben. Der Löwe und Tiger, deren auſſerordentliche Kräfte ihnen beſtändig einen gewiſſen Sieg verſprechen, jagen ganz allein und ohne Kunſt. Die Wölfe hingegen, Füchſe und wilde Hunde jagen geſellſchaftlich, verſtehen und helfen ſich einander, wechſeln mit einander ab und halten bey erbeutetem Raube richtige Theilung. Iſt nun, durchs Abrichten, dieſe natürliche Fähigkeit bey zahmen Hunden zu einer mehrern Vollkommenheit gebracht, haben ſie einmal gelernt, ihre Hitze zu mäßigen und ihre Bewegung richtig abzumeſſen, ſind ſie erſt an einen regelmäßigen Gang und an eine zu dieſer Kunſt nöthige Ordnung gewöhnet, ſo darf man von ihnen erwarten, daß ſie allezeit kunſtmäßig und mit beſtem Erfolge jagen.

In wüſten Ländern und unbewohnten Gegenden giebt es wilde Hunde, deren Sitten in allen Stücken mit den Wölfen übereinkommen, auſſer daß man ſie leichter zähmen kann. Sie rotten ſich in Menge zu-

ſammen, um gemeinſchaftlich wilde Schweine und Ochſen, ja wohl gar Tiger und Löwen gewaltſam anzufallen. In Amerika haben dieſe wilde Hunde ihr Daſeyn einer urſprünglich zahmen Raſſe zu danken, welche von den Europäern daſelbſt abgeſetzet worden. Einige von dieſen entweder aus Unachtſamkeit oder aus Vorſatz in den Wüſten zurückgelaſſenen Hunden, vermehrten ſich dermaſſen, daß man ſie jetzt Heerdenweiſe in bewohnte Gegenden kommen, und ſowohl das Zuchtvieh, als zuweilen gar die Menſchen anfallen ſiehet. Man findet ſich daher gedrungen, ſie gewaltſam zu verjagen, und, wie andere wilde Thiere, zu erſchieſſen. In der That ſind alle Hunde wild, ſo lange ſie die Menſchen noch nicht kennen. Wenn man ſich ihnen aber mit Feundlichkeit nähert, pflegen ſie bald nachzugeben, ſich mit den Menſchen bekannter zu machen, ihrem Herrn aber ſehr treu ergeben zu ſeyn. Der Wolf hingegen, wenn er auch in ſeiner erſten Jugend aufgefangen und im Haus erzogen wird, iſt nur im erſten Alter zahm, verliert aber nie ſeine Raubbegierde und überläßt ſich über lang oder kurz völlig ſeiner Neigung zum Raub und Verwüſtung.

Der Hund iſt ohnſtreitig das einzige Thier, auf deſſen Treue man ſich verlaſſen kann; das einzige, welches immer ſeinen Herrn, und nächſt ihm zugleich die Freunde des Hauſes kennet; das einzige, welches die Annäherung eines jeden Unbekannten ſogleich bemerket. Nur allein der Hund verſtehet ſeinen Namen, und unterſcheidet jede Stimme der Hausgenoſſen. Nur er allein iſt mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt, und ruft ſeinen verlohrnen Herrn, den er nicht gleich wieder finden kann, durch ein klägliches Winſeln. Der

Hund allein iſt fähig, auf einer langen Reiſe, die er nur einmal gethan, den Weg zu merken und wieder zu finden. Er iſt unter allen Thieren das einzige, deſſen natürliche Fähigkeiten vorzüglich einleuchtend ſind, und welches nie ohne glücklichen Erfolg abgerichtet wird [65].

Wie aber das Naturel des Hundes vor dem Naturel aller andern Thiere, guter Eindrücke fähig und leicht

65) Er heulet, wenn man ihn einſperret, und ein kleiner fällt immer einen gröſſern muthig an, wenn ſich dieſer an einem unbekannten Ort einfindet, wo er noch kein Bürgerrecht erhalten. Ueberhaupt werden die Hunde leicht gegen einander aufgebracht. Zuweilen kann der geringſte Knochen oder eine Liebkoſung, die man dem einen anthut, ein Zankapfel werden, der unter ihnen Erbitterungen veranlaſſet. Eine Nachricht, welche Hr. von Leibnitz der pariſiſchen Akademie einſandte, zeiget, daß ein Hund, welcher einen Bauerjungen zum Sprachmeiſter hatte, ſogar verſchiedene Wörter, als Thee, Kaffee, Aſſemblee, vernehmlich ausſprechen gelernt hatte. S. Hallen l. c. p. 474.

Von mehrern Hunden, welche verſchiedene Wörter vernehmlich ausſprechen konnten, von der Art, wie dieſes geſchehen und von dem, was man darüber urtheilen könne, leſe man im 3 Bande der neuen Anmerk. über alle Theile der Naturlehre S. 534—536. Cf. *Mercure de France* Janv. 1728. *Biblioth. germanique* Tom. II. 1720. *Journ. de Trevoux* Mai. 1715. p. 908.

Ob die Hunde ihre Herrn auch vom Anſehen kennen? davon leſe man in der *Gaz. litt. de Berl.* 71. p. 146. M..

leicht nach ſittlichen Gründen zu lenken iſt, ſo hat man ihn auch unter allen für dasjenige Thier zu halten, deſſen Natur durch phyſiſchen Einfluß die meiſten Abwechſelungen und Veränderungen leidet. In ſeinem Temperament, in ſeinen Fähigkeiten und in ſeiner ganzen Leibesbeſchaffenheit pfleget unbeſchreiblich viel Mannigfaltigkeit zu herrſchen, welche ſich ſogar bis auf die Bildung erſtrecket. Man findet ſchon in einem und eben demſelben Land einen merklichen Unterſchied bey den Hunden; in unterſchiedenen Himmelsſtrichen aber iſt eben dieſer Unterſchied ſo auffallend, daß man ſie kaum für einerley Geſchlecht halten ſollte.

Die Verwirrung und Vermiſchung der mancherley Raſſen iſt ſo zahlreich, daß man ſie kaum alle zu nennen vermag. Was für Mannigfaltigkeit und beträchtliche Verſchiedenheiten in der Gröſſe, in der Leibesbildung, in der Länge der Schnautzen, in der Geſtallt des Kopfes, in der Länge und Richtung der Ohren und des Schwanzes, in den Haaren, ſo wohl nach ihrer Farbe und Beſchaffenheit, als ihrer Anzal u. ſ. w.! Läßt ſich alſo wohl bey dieſen Thieren, auſſer der Bildung des innern organiſchen Baues und dem Vermögen, ſich durch einander zu vermehren, etwas wirklich Beſtändiges und Allgemeines angeben? Weil indeſſen auch diejenige Hunde, die ſich in allen Stücken am ſtärkſten von einander unterſcheiden, dennoch zuſammen fruchtbare Junge zeugen, die wieder zu Hervorbringung ihres Gleichen fähig ſind, ſo läßt ſich daraus augenſcheinlich abnehmen, daß bey der groſſen Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit einzelner Hunde, ſie doch alle zu Einem Geſchlechte gehören [66].

Bey

Bey der groſſen Verſchiedenheit der mannigfaltigen Gattungen, liegt ohnſtreitig die Hauptſchwierigkeit

 in

66) Hr. Prof. Müller wundert ſich l. c. daß alle in der Folge beſchriebne Hunde für Abkömmlinge von einer einzigen Raſſe oder bloß für Abweichungen ſollen angeſehen werden; da man es doch gut gefunden, die unterſchiedene Affen und andere Thiere, die oft viel weniger von einander abweichen, zu beſondern Arten zu machen. Wenn, (ſagt er) vom Anfange der Welt nur eine einzige Hunderaſſe geweſen, ſo glauben wir nicht, daß dieſe für ſich ſelbſt habe ausarten können, es müßte dann wenigſtens noch eine zwote ſehr abweichende Art zugegen geweſen ſeyn, mit welcher ſich die erſte habe belaufen können, um eine dritte Gattung hervor zu bringen. Aber auch dieſes wäre noch nicht hinlänglich; denn die alsdann hervorgebrachte dritte Art hätte zur Begattung wieder keine andere Wahl, als eine Art von väterlicher und mütterlicher Seite zu nehmen gehabt, und was könnte hieraus anders entſtehen, als daß die Baſtartart ſich in der Fortpflanzung wiederum der Hauptart näherte? Mithin müſſen wohl unſtreitig mehrere Arten vom Anfange geweſen ſeyn.

Vielleicht, fährt er fort, iſt dieſe Meynung dadurch begünſtiget worden, daß man geglaubet, es habe der Schöpfer von jedem Thiergeſchlecht nur ein einziges Paar erſchaffen; allein auch dieſer Satz leidet viel Einwendungen. Die Fleiſchfreſſende Geſchlechter würden in dieſem Fall an einem Tage mit vielen Geſchlechtern ein Ende gemacht haben. Sind aber von andern Thieren mehr Paare geſchaffen geweſen, warum ſollte man denn gerade von

in Entdeckung der erſten, urſprünglichen, oder derjenigen Raſſe, welche man als die Mutter aller übrigen zu betrachten hat. Wer kann ſich rühmen, die Wirkungen, welche der Einfluß des Himmelsſtriches, der Nahrungsmittel u. ſ. w. bey dieſem Geſchlecht hervorgebracht, genau zu wiſſen? oder dieſe Wirkungen richtig von den Folgen der Vermiſchung unterſchiedener Arten, ſo wohl in ihrem freyen, als zahmen Zuſtande, unterſcheiden zu können? Dieſe Urſachen, einzeln oder zuſammen genommen, ſind allerdings hinlänglich, mit der Zeit auch die aller beſtändigſten Formen zu verändern. Das wahre Gepräge der Natur iſt bey Gegenſtänden, womit ſich der Menſch viel zu ſchaffen gemacht, den meiſten Verfälſchungen unterworfen.

Die unabhängige Thiere, die nach eignem Gefallen den bequemſten Himmelsſtrich und ihre ſchicklichſte Nahrung ſuchen können, haben vom urſprünglichen Gepräge der Natur am wenigſten verlohren. Es iſt alſo höchſt wahrſcheinlich, daß wir bey ſolchen Geſchlechtern, ein ziemlich ächtes Bild vom erſten und älteſten Thiere dieſer Art, noch jetzt in den ſpäteſten Nachkömmlingen erblicken. Alle Thiere hingegen, welche

von den Hunden bloß die einzige urſprüngliche Raſſe des Schäferhundes annehmen?

Hr. Daubenton ſelbſt hat mehrere Hauptraſſen angenommen, von welchen er die einfache und doppelte Blendlinge herleitet. Seiner Meynung würden wir alſo lieber beypflichten, hin und wieder aber andere Hunde zu den Hauptarten gewählet haben ꝛc. M. . .

welche ſich unter dem Joche der Menſchen befinden, von ihnen aus einem Himmelsſtrich in den andern geſchleppt, welche dadurch zu anderm Futter, zu andern Verrichtungen und einer ganz andern Lebensart gezwungen worden, mußten auch ihre Geſtallt nothwendig mehr, als andere, verändern. In der That iſt auch die Verſchiedenheit unter zahmen Thieren viel ſichtbarer und häufiger, als unter den wilden. In ſo fern demnach unter allen zahmen Thieren der Hund ſich immer am nächſten um die Menſchen befindet, folglich auch, wie die Menſchen, am unordentlichſten lebet; in ſo fern er noch überdies von ſeinen innern herrſchenden Empfindungen am ſtärkſten zur Gelehrigkeit und zum Gehorſam angetrieben wird, auch zu Annehmung aller Arten von Eindrücken, folglich auch zu Duldung alles Zwanges, die vorzüglichſte Fähigkeit beſitzet, darf man ſich gar nicht wundern, wenn das Geſchlecht der Hunde unter allen Thieren uns die meiſte Verſchiedenheiten in Anſehung der Figur, der Bildung, der Farbe und anderer Eigenſchaften zeiget.

Das ſind noch nicht einmal die Urſachen alle, welche dieſe Veränderungen bewirken. Es vereinigen ſich noch allerley Umſtände, ſie recht merklich zu machen. Das Leben des Hundes iſt gemeiniglich nur von kurzer Dauer, indeſſen verbraucht er es zu öfterer und zahlreicher Vermehrung ſeines Geſchlechtes. Weil er ſich nun faſt beſtändig unter menſchlicher Aufſicht befindet, und weil ſichs, durch einen in der Natur nicht ungewöhnlichen Zufall gefüget haben kann, daß an einigen Hunden gewiſſe ſtark einleuchtende oder ſonderbare Verſchiedenheiten bemerkt wurden, ſo iſt man ohnſtreitig ſogleich darauf bedacht geweſen,

dieſe beſondere Arten durch die Begattung fortzupflanzen, wie es noch heut zu Tage geſchieht, wenn man die Abſicht hat, neue Abänderungen von Hunden oder andern Thieren zu erhalten. Darzu kömmt noch folgender Umſtand. Man darf zwar als ausgemacht annehmen, daß alle Thiergeſchlechter, in Anſehung ihres erſten Urſprunges ein gleiches Alter haben; bey ſolchen Gattungen aber, deren einzelne Thiere nur eine kurze Zeit leben, muß die Anzal der Fortpflanzungen von der Schöpfung an, weit beträchtlicher, auch müſſen ihre Verſchiedenheiten, Veränderungen und Ausartungen ſelbſt viel merklicher, als bey ſolchen Thieren ſeyn, die ein viel entfernteres Lebensziel haben, weil die erſtern von ihrem Stamme nothwendig viel weiter, als die letztern entfernet ſind.

Der Menſch iſt jetzo ſeinem Stammvater Adam wenigſtens achtmal näher, als die jetzigen Hunde dem erſten ihres Geſchlechts, weil der Menſch achtzig, der Hund aber nur zehn Jahre zu leben hat. Wenn wir alſo annehmen wollten, dieſe beyde Geſchlechter ſollten, aus welcher Urſach es auch wäre, gleich ſtark ausarten, ſo müßte dieſe Veränderung, an den Hunden jetzt wenigſtens achtmal ſtärker und merklicher, als bey den Menſchen ſeyn.

Die kleine Thierchen, deren ganzes Leben ſich auf den kurzen Zeitraum eines einzigen Tages einſchränkt, folglich ſo kurz iſt, daß ihr Geſchlecht ſich alle Jahre durch die Zeugung erneuert, ſind nothwendig allen Verſchiedenheiten und allen Arten von Veränderungen unendlich mehr, als andere Thiere, ausgeſetzt. Eben dieſes läßt ſich auch von Sommergewächſen in Vergleichung mit andern Pflanzen behaupten. Es

giebt

giebt ſogar einige, durch die Kunſt hervorgebrachte oder gleichſam erzwungne Gewächſe. Das Getreide z. B. gehört unter die Pflanzen, welche der Menſch dermaſſen verändert hat, daß man ſie nirgends mehr in ihrem natürlichen Zuſtand antrift. Zwar bemerkt man etwas Aehnliches am Getreide mit dem Treſp, den Graſen, dem Hundszahn und andern Wieſenkräutern; es iſt aber nicht ausgemacht, unter welches von dieſen Geſchlechtern man es eigentlich bringen ſollte. Da es alle Jahre von neuem wächßt, und der Menſch, in ſo fern es ihm zur Nahrung dienet, auch den meiſten Fleiß auf deſſen Anbau verwendet, ſo iſt auch die Natur deſſelben ſtärker, als irgend eines andern Gewächſes, verändert worden. Der Menſch kann alſo nicht allein alle einzelne Weſen in der Welt ſich zinsbar machen, und entweder zu ſeinen Bedürfniſſen oder zu ſeinem Nutzen verwenden, ſondern es ſteht ſogar bey ihm, die Gattungen mit der Zeit zu verändern, zu verbeſſern und ihnen mehrere Vollkommenheiten zu ertheilen. Welch ein vorzügliches Recht, das er über die Natur ſelbſt erhalten zu haben ſcheinet! Durch die Verwandlung einer unfruchtbaren Pflanze in ein höchſt nutzbares Getreide bewies er ſich gleichſam als Schöpfer, ohne jedoch darauf ſtolz ſeyn zu dürfen, weil er nicht anders, als im Schweiſſe ſeines Angeſichts und durch wiederhohlte Bearbeitungen, dieſes oft ſaure Stückchen Brod, welches zu ſeinem Unterhalte dienet, aus dem Schooſſe der Erde hervor bringen kann.

Alle Gattungen alſo von Gewächſen ſo wohl, als von Thieren, womit ſich der Menſch vorzüglich beſchäftigt hat, ſind auch durch ihn am ſtärkſten verändert worden. Da nun dieſe Veränderung zuweilen

ſo groß iſt, daß man von ihrer urſprünglichen Form kaum noch etwas bemerken kann, wie man beym Korne ſieht, welches der Pflanze gar nicht mehr gleichet, von welcher es urſprünglich herſtammet, ſo iſt es auch gar wohl möglich, daß unter den mancherley Arten von Hunden, die wir heut zu Tage vor uns ſehen, ſich kein einziger befindet, welcher dem erſten Hunde oder dem erſten Thiere dieſes Geſchlechtes, gleichet; denn es hat, ſeit der Schöpfung unſtreitig ſehr groſſe Veränderungen gelitten. Der Stamm kann alſo von den gegenwärtigen Raſſen ſich ungemein unterſchieden haben, ohnerachtet ſie alle von einerley Stamm entſproſſen ſind.

Indeſſen ſäumt die Natur nicht, ſich ihrer eigenthümlichen Rechte gleich wieder zu bedienen, ſo bald man ſie ungehindert und frey wirken läſſet. Auf einem ungebauten Felde pflegt der ausgeſtreute Weitzen gleich im erſten Jahre wieder auszuarten. Wollte man die ausgeartete Körner ſammlen, um ſie wieder zu ſäen, ſo würden wir an den Aehren der zwoten Fortpflanzung noch eine ſtärkere Veränderung wahrnehmen, und in Zeit von einigen Jahren das urſprüngliche Gewächs, woraus der Weitzen entſtanden iſt, von neuem erblicken, aus dieſem Umſtand aber zugleich abnehmen können, wie viel die Natur Zeit brauchte, die Wirkungen einer Kunſt, welche ſie gleichſam im Zwange hielt, gänzlich zu vernichten und ſich wieder in ihre gewöhnliche Verfaſſung zu ſetzen. Dieſer Verſuch lieſſe ſich leicht am Getreide und andern Pflanzen machen, die alle Jahre wild, und an eben der Stelle wieder von neuem wachſen. Bey den Thieren aber, die man erſt aufſuchen, zuſammen paaren und mit vielen Schwierigkeiten zähmen und gewöhnen

nen müßte, iſt wenig Hofnung zu einem guten Erfolg ſolcher Verſuche, weil ſie alle ſich entweder bald verlaufen oder meiſtentheils eine unüberwindliche Abneigung gegen Sachen bezeigen würden, die entweder ihren Gewohnheiten oder ihrem Naturel zuwider liefen. Darf man alſo wohl hoffen, jemals durch dieſen Weg die urſprüngliche Raſſe der Hunde oder anderer Thiere, die, gleich den Hunden, dauerhaften Veränderungen unterworfen ſind, heraus zu finden? und muß man, in Ermangelung dieſer unmöglich zu erlangenden hiſtoriſchen Kenntniß, die uns doch zu Erforſchung der Wahrheit ganz unentbehrlich wäre, nicht allen Fleiß anwenden, Gründe und Merkmale zu ſammlen, aus welchen ſich wahrſcheinliche Folgen ziehen lieſſen?

Die Hunde, welche von Reiſenden in den amerikaniſchen Wüſten zurück gelaſſen worden, und ſchon ſeit hundert und funſzig bis zwey hundert Jahren als wilde Hunde lebten, müſſen ſich, ob ſie gleich ihr Daſeyn veränderten Raſſen zu danken haben, und urſprünglich von zahmen Hunden abſtammen, dennoch in einer ſo langen Zeit ihrer erſten Form wohl ziemlich wieder genähert haben. Nach dem Vorgeben reiſender Beobachter ſollen ſie aber doch unſern Windhunden gleichen [67]). Eben dieſes behaupten ſie auch von den wilden oder wild gewordnen Hunden in Kongo [68]), die ebenfalls, wie die amerikaniſche, ſich

67) S. Hiſt. des Avanturiers Flibuſtiers par *Oexmelin.* à Par. 1686. in 12. Tom. I. p 112.

68) S. Hiſt. générale des Voyages par Mr. *l'Abbé Prevoſt.* in 4to. Tom. I. p. 86. Dieſe Heerden wilder Hunde,

ſich Truppweiſe verſammlen, um ſich mit Löwen, Tigern u. ſ. w. in blutige Kämpfe einzulaſſen. Andere die keine Vergleichung zwiſchen den wilden Hunden auf Sankt Domingo und unſern Windſpielen anſtellen, ſchildern ſie bloß 69) als Hunde mit einem platten und langen Kopf, einer langen Schnautze, wilden Miene, ſchlanken und magern Leib, die ſehr ſchnell im Laufen, im Jagen ſehr vollkommen, und ohne viel Mühe zahm zu machen ſind, wenn ſie ganz jung eingefangen werden.

Dieſe wilde Hunde ſind alſo auſſerordentlich mager und flüchtig. Da ſich nun auſſerdem das Windſpiel vom Bauer- oder Hirtenhund nicht ſonderlich unterſcheidet, ſo iſt wahrſcheinlich, daß alle dieſe wilde Hunde vielmehr von dieſer letzten Raſſe abſtammen, als

Hunde, welche ſich ſogar an Elephanten wagen, und an den Küſten von Kongo, Angola und Bengala wild herum laufen, pflegen wenigſtens den Einwohnern, die ſie häufig fangen und ſchlachten, kein Leid anzuthun. Auf der Inſel Juan Fernandez aber, im weſtlichen Südamerika, wurden die Engelländer von ſolchen Heerdenweiſe herumſtreifenden wilden Hunden angefallen. Dagegen hatten die Leute von dem verunglückten Schiffe, der Wager, in den entlegenſten Orten vom öſtlichen Südamerika junge wilde Hunde gefangen und mitgenommen, die nicht allein ſehr zahm wurden, ſondern ihnen auch alle Treue bewieſen. ſ. Müller l. c p. 213. M. . .

69) S. Nouveaux Voyages aux Isles de l'Amerique. à Par. 1722. Tom. V. p. 195.

als wirkliche Windſpiele ſind. Die Sache wird noch wahrſcheinlicher durch das Vorgeben der alten Reiſebeſchreiber, daß die einheimiſche kanadenſiſche Hunde, gleich den Füchſen mit in die Höhe gerichteten Ohren verſehen und unſern Bauer- oder Schäferhunden von mittlerer Gröſſe ziemlich ähnlich [70], bey den Wilden Einwohnern der antilliſchen Inſeln ebenfalls mit ſehr langen Köpfen und Ohren bezeichnet und von den Füchſen an Geſtallt nicht ſehr unterſchieden wären [71]; ferner daß die peruaniſchen Indianer lange nicht alle in Europa gewöhnliche Arten von Hunden, ſondern vielmehr nur groſſe und kleine hätten, welche ſie Alko nenneten [72]; daß die Hunde der amerikaniſchen Meerenge häßlich, mit langen, ſtruppigen Haaren bedeckt, und folglich ebenfalls mit ſteifen Ohren begabet wären [73]. Bey dem allen läßt ſich alſo nicht mehr zweifeln, daß die einheimiſche amerikaniſche Hunde, die vor Entdeckung dieſer neuen Welt gar keine Gemeinſchaft mit Hunden aus unſern Himmelsſtrichen hatten, ſo zu ſagen alle nur von einer einzigen Art geweſen, und daß unter allen

Arten

70) S. Voyage du Pais des Hurons, par *Sabard Theodat, Recollet.* à Par. 1672. p. 310. 311.

71) S. Hiſt. gener. des Antilles, par *le Pere du Tertre.* à Par. 1667. Tom. II. p. 306.

72) S. *Hiſt. des Incas.* à Par. 1744. Tom. I. p. 265. *Voyage de Wafer*, imprimé à la Suite de ceux *de Dampier* Tom. IV. p. 223.

73) S Nouveaux Voyages aux Isles de l'Amerique. à Par. 1722. Tom. V. p. 195.

Arten von unſern Hunden beſonders die Hunde mit langen Schnautzen, ſteifen oder geraden Ohren und langen groben Haaren, wie unſere Schäferhunde haben, ſich dieſer wilden Gattung vielleicht am allermeiſten nähern. Ich werde in der Meynung, daß die zu Sankt Domingo wild gewordene Hunde keine ächte Windſpiele ſind, noch mehr beſtärket, wenn ich erwäge, daß man die Windhunde, welche in Frankreich ziemlich ſparſam angetroffen, und für den König aus Konſtantinopel und andern Orten der Levante verſchrieben werden, ſo viel mir bekannt iſt, niemals von St. Domingo, auch aus keiner andern unſerer amerikaniſchen Kolonien kommen laſſen.

Wenn man auſſerdem, was bisher geſagt worden, in gleicher Abſicht nachſchlägt, was die Reiſebeſchreiber von der Geſtallt der Hunde in unterſchiedenen Ländern berichtet haben, ſo wird man finden, daß an allen Hunden der kalten Länder lange Schnautzen und ſteife Ohren angegeben werden; daß die lappländiſche 74) klein, mit langen Haaren, ſteifen Ohren und ſpitziger Schnautze verſehen, die ſiberiſche 75) und die man Wolfshunde zu nennen pfleget, zwar gröſſer, als die lappländiſche, aber eben ſo ſteifōhrig, grobharig und ſpitzſchnautzig; die isländiſche 76) den ſiberiſchen, bis auf einige Kleinigkeiten, ähnlich

74) S. Voyage *de la Martiniere* à Par. 1671. p. 75. Il Genio vagante, Parma 1691. Tom. II. p. 13.

75) S. die Kupferpl. von ſiberiſchen Hunde. Nro. XXV. fig. 1.

76) S. die Kupferpl. vom isländiſchen Hunde. Ebend. fig. 2.

ähnlich ſind; ja daß auch ſogar in den heiſſeſten Ländern, als auf dem Vorgebirge der guten Hofnung [77]) die

77) S. Deſcription du Cap de bonne Eſperance par M. *Kolbe* à Amſt. 1741. Tom I. p. 304. oder deutſche Ueberſetzung Frf. und Leipz. 1745. 4to p. 339. Die wilde Hunde, die Hr. Kolbe auſſer den von den Europäern zurückgelaſſenen Raſſen daſelbſt angetroffen, beſchreibt er nach dem P. Anton Zuchelli folgendermaſſen: die kongoiſche Hunde, ſagt dieſer in ſeiner Reiſe nach Kongo und Aethiopien, p. 293. werden von den Einwohnern *Mebbia* genannt, ſind von allen vierfüßigen Thieren wirkliche Todfeinde, und jagen alles, was ihnen vorkömmt. Sie unterſcheiden ſich von unſern Windſpielen ſo wenig, daß man ſie für eine Art derſelben halten könnte. Sie halten ſich zu dreyßig bis vierzigen, oft noch in gröſſerer Anzal zuſammen und ſcheuen ſich nicht, Löwen, Tiger oder andere reiſſende Thiere muthig anzugreifen. Um ihrer Menge willen pflegen ſie gemeiniglich den Sieg davon zu tragen. Den meiſten Theil des Tages bringen ſie mit Jagen zu. Was nach gehaltenem Schmauſſe, noch von ihrer Beute übrig bleibt, bringen ſie nach dem nächſten Dorf und laſſen es zum Gebrauch der Einwohner liegen. Sie greifen keinen Menſchen an. Die Reiſende lieben ſo gar ihre Geſellſchaft, weil ſie durch dieſe Hunde für den Anfällen der wilden Thiere geſchützet ſind.

Die Hottentottiſche Hunde ſtimmen, wie Herr Kolbe verſichert, mit den konchoiſchen in allen Stücken, bloß in der Gaſtfreyheit nicht überein, welche die letzte den Einwohnern der nächſten Dörfer beweiſen ſollen. So viel iſt aber gewiß, daß die Europäer und Hottentotten, wenn ſie dieſe Thiere auf der

die einheimiſche Hunde ſpitzige Schnautzen, ſteife Ohren, einen langen und nachſchleppenden Schwanz, dünnes, aber langes und allemal ſtruppicht Haar tragen, auch vortrefliche Beſchützer der Heerden ſind 78), folglich mit unſern Schäferhunden in Anſe-

hung

der Jagd antreffen, ihnen bis auf den Sammelplatz nachfolgen und ohne Scheu daſelbſt ſo viel nehmen können, als ihnen beliebt, weil es ihnen die wilde Hunde großmüthig überlaſſen. Zu Hr. Kolbens Zeit haben ſie öfters auf einmal ſechzig bis achtzig Schafe niedergeriſſen.

M. . .

78) Die Hottentóttiſche Hunde, ſagt Hr. Kolbe im angef. Buche S. 162. ꝛc. führen bey Tage das Vieh auf die Weide und treiben es fort, ſo bald ihren Herrn die Reihe zu hüten trift. Vielleicht iſt kein europäiſcher Fleiſcher- oder Schäferhund im Stande, das Vieh ſo gut beyſammen zu halten und anzutreiben. Während des Zuges erhalten ſie die Heerden in der beſten Ordnung. Gelangen ſie auf den Weideplatz, ſo ſind alsdann die Hunde unaufhörlich beſchäftigt, entweder die zerſtreute Stücke herbey zu treiben und beyſammen zu halten, oder in der Nähe auszuſpüren, ob kein gefährliches Thier vorhanden ſey. Dieſes alles thun ſie, ohne dazu aufgemuntert zu werden. Sie ſtreifen, gleich einer ausgeſchickten Parthey in Haufen umher. So bald die Ochſen des Nachts um den Kraal herum angebunden, und die Leute in ihren Hütten zur Ruhe gegangen ſind, läßt man alle Hunde heraus, damit ſie das Vieh gegen den Anfall der Feinde bewachen. Sie verrichten dieſes mit bewundernswürdiger Sorgfalt, und wiſſen

aller

hung der Geſtallt ſo wohl, als ihres natürlichen Triebes, übereinkommen; daß auch in andern und noch heiſſern Himmelsſtrichen, als in Madagaskar 79), Madera 80), Kalikut 81) und Malabar 82), die einheimiſche Landhunde mit langer Schnautze, und ſpitzigen Ohren verſehen, und unſern Hirtenhunden ziemlich ähnlich ſind; daß ferner, wenn man auch wirklich Bauernhunde, ſpaniſche Wachtelhunde, Budels, Bullenbeiſſer, Jagdhunde, Windſpiele u. ſ. w dahin brächte, ſie doch gleich bey der zwoten oder dritten Fortpflanzung ausarteten; und daß endlich in den allerheiſſeſten Ländern, wie z. B. in Guinea 83) dieſe Ausartung noch hurtiger geſchiehet, weil die

aller nächtlichen Freybeuterey gefräßiger Raubthiere, glücklich Einhalt zu thun.

Hr. Hallen ſagt von dieſen Hunden l. c. p. 492. ſie haben einen kleinen Kopf und ſehr ſpitzige Schnautze. Die meiſten ſind aſchfarbig, etwan eine Elle hoch und 1¼ Ellen lang. Sie tragen ihre zugeſpitzte Ohren ſteif in der Höhe.

M.

79) S. Voyage *de Flacourt* à Paris 1661. p. 152.

80) S. Voyage d'Innigo *de Biervillas*, à Par. 1736. Tom. I. p. 178.

81) S. Voyage de *François Pyrard*, à Paris 1619. Tom. I. p. 426.

82) S. Voyage de *Jean Ovington*, à Par. 1725. Tom. I. p. 276.

83) S. Hiſt. generale des voyages par Mr. l'Abbé *Prevoſt*. Tom. IV. p. 229.

die Hunde daſelbſt in Zeit von drey oder vier Jahren ihre Stimme gänzlich verändern [84]), und lauter Junge mit ſteifen Ohren, wie die Füchſe, zeugen. Ueberhaupt ſchreibt man von den daſigen Hunden, ſie wären beſonders häßlich, mit langen, ſteifen Ohren, einem langen, ſpitzigen Schwanz, und mit gar keinen Haaren verſehen. Sie wären über den ganzen Leib nackend, meiſtentheils gefleckt, oft auch einfarbig, kurz: häßlich anzuſehen und noch häßlicher anzufühlen.

Es läßt ſich hieraus bereits ziemlich wahrſcheinlich vermuthen, daß unter allen Hunden der Spitz oder Schäferhund, ſich der urſprünglichen Raſſe dieſes Geſchlechts am allermeiſten nähere, weil die Hunde in allen von wilden oder halb geſitteten Menſchen bewohnten Ländern, dieſer Art von Hunden mehr, als irgend einer andern gleichen, weil man auch auf dem ganzen veſten Lande der neuen Welt von keinen andern etwas wahrgenommen, und ſie auch nur allein in den ſüdlichen und nördlichen Theilen unſers veſten Landes antrift; weil ſie ferner in Frankreich, wo ſie Hunde von Brie heiſſen, und in andern gemäßigten Himmelsſtrichen, in groſſer Menge vorkommen; ob man gleich ſich mehr beſtrebet hat, die angenehmern Hundearten daſelbſt fortzupflanzen und mehr zu vervielfältigen, als dieſe zu erhalten, die bloß nützlich, aber nicht reitzend, folglich verachtet und bloß den Bauern

84) In der Käſtneriſchen Ueberſetzung wird noch hinzu geſetzt: ſie höreten dann auf zu bellen und pflegten bloß ein trauriges Geheul von ſich hören zu laſſen. M..

ern überlaſſen worden iſt, die ſelbige zur Bewachung ihrer Heerden brauchen.

Erwäget man hierbey noch, daß die Bauernhunde, bey aller ihrer Häßlichkeit oder ihrem traurigen und wilden Anſehen, doch andere an natürlichen Trieben und Fähigkeiten übertreffen, einen beſtimmten, eigenthümlichen Charakter beſitzen, wozu die Erziehung nichts beygetragen, daß dieſe nur allein keiner Zucht bedürfen, ſondern bloß durch ihr Naturell abgerichtet und angetrieben werden, die Heerden mit einer auſſerordentlich emſigen Wachſamkeit und Treue zu hüten, ſie mit einer bewundernswürdigen und nicht erſt erlernten Klugheit zu führen, durch ihre angebohrne Fähigkeit die Ruhe ihrer Herrn zu befördern, und ihre Verwunderung auf ſich zu ziehen; da es hingegen viel Zeit und Mühe koſtet, andere Hunde gehörig abzurichten und zu ihrer Beſtimmung geſchickt zu machen; ſo wird man in der Meynung immer mehr beſtärket, daß dieſes der wahre, natürliche Hund, welchen die Natur zum gröſten Nutzen der Menſchen hervorgebracht, welcher auch die meiſte Aehnlichkeit mit der allgemeinen Ordnung der belebten Geſchöpfe hat, wovon immer eines des andern Beyſtandes bedarf, kurz derjenige Hund ſey, welcher als der Stamm und als das Muſter des ganzen Geſchlechtes betrachtet werden muß.

Wie die Menſchen in den mitternächtlichen eiskalten Ländern rauh, entſtellt und klein erſcheinen; wie man in Lappland, Grönland und andern unmäßig kalten Ländern erſt lauter kleine, häßliche Menſchen, hernach aber in den angrenzenden gelindern Himmelsſtrichen das ſchöne Finnländiſche, Däniſche Volk u. ſ. w.

 antrift,

antrift, welche in Anſehung der Geſtallt, Farbe und langem Wuchs, vielleicht unter allen Menſchen die ſchönſte vorſtellen; ſo wird man auch beym Hundegeſchlecht eben dieſe Ordnung, eben dieſes Verhältniß gewahr. Die lappländiſche Hunde ſind auſſer ihrer häßlichen Geſtallt, nicht allein ſehr klein, ſondern auch nicht über einen Fuß lang [85]). Die ſiberiſche ſind wohl nicht ſo ungeſtalltet, ſie haben aber doch noch ſteife Ohren, auch ein plumpes und wildes Anſehen Dagegen trift man in den benachbarten Gegenden, wo ſich die ſchöne Menſchen aufhalten [86]), deren wir oben gedacht haben, die ſchönſten, anſehnlichſten und gröſten Hunde. Die tartariſche, albaniſche, in den mitternächtlichen Gegenden ſich aufhaltende, griechiſche, däniſche und irrländiſche Hunde, werden mit Recht allen andern an Gröſſe, Stärke und Kräften vorgezogen. Man ſpannt ſie daher gemeiniglich für die Wagens. Dieſe Art, welche wir irrländiſche Hunde nennen wollen, iſt von ſehr alten Herkommen, und hat ſich, ob wohl in geringer Anzal, in dem Himmelsſtrich erhalten, unter welchem ſie entſtanden war. Bey den Alten hieſſen ſie epiriſche oder albaniſche Hunde. Plinius erzählet, mit vieler ausgeſchmückten Beredſamkeit, den Kampf eines dieſer Hunde mit einem Löwen, und hernach mit einem Elephanten [87]).

Dieſe

85) S. Il genio vagante. Tom. II. p. 13.

86) Man leſe hiervon den VIten Theil der allgem. Geſchichte, in dem Abſchnitt von den Verſchiedenheiten des menſchlichen Geſchlechtes.

87) Indiam petenti Alexandro magno, Rex Albaniae dono dederat inuſitatae magnitudinis unum, cujus ſpecie

Dieſe Hunde übertreffen unſre ſtärkſte Bauernhunde weit an Gröſſe. In Frankreich ſieht man ſie nur ſo ſelten, daß mir ſelbſt nur ein einziger zu Geſichte gekommen, der mir im Sitzen beynahe fünf Schuh hoch zu ſeyn, und in Anſehung der Geſtallt dem ſogenannten groſſen däniſchen Hunde 88) zu gleichen ſchien. Doch unterſchied er ſich von dieſem merklich durch ſeine ungeheure Gröſſe. Dabey war er ganz weiß und von ungemein ſanftem und ruhigen Naturell.

Kömmt man hernach in die noch gemäßigtern Himmelsſtriche, als nach Engelland, Frankreich, Deutſchland, Spanien und Italien, ſo kann man darauf

ſpecie delectatus, juſſit *urſos*, mox *apros* et deinde *damas* emitti, contemtu immobili jacente eo; quâ ſegnitie tanti corporis offenſus Imperator generoſi ſpiritus, eum interimi juſſit. Nunciavit hoc fama Regi; itaque alterum mittens, addit mandata, ne in parvis experiri vellet, ſed in *Leone Elephantoque*, duos ſibi fuiſſe; hoc interempto, praeterea nullum fore. Nec diſtulit Alexander, *leonemque* fractum protinus vidit. Poſtea *Elephantum* juſſit induci, haud alio magis ſpectaculo laetatus. Horrentibus quippe per totum corpus villis, ingenti primum latratu intonuit, moxque increvit aſſultans, contraque belluam exſurgens hinc et illinc artifici dimicatione, quâ maximè opus eſſet, infeſtans atque evitans, donec aſſidua rotatam vertigine afflixit, ad caſum ejus tellure concuſſa. *Plinii Hiſt. Nat.* Libr. VIII.

88) Man ſehe die Kupferplatte mit dem groſſen däniſchen Hunde. Nro. XXII.

darauf rechnen, Menſchen und Hunde von allerley Raſſen anzutreffen. Der Grund einer ſo groſſen Mannigfaltigkeit muß zum Theil im Einfluß des Himmelsſtriches, zum Theil aber in der Zuſammenkunft und Vermiſchung fremder und von einander ſtark abweichender Arten geſucht werden, die allmählig eine groſſe Menge von unterſchiedenen vermiſchten Raſſen oder Blendlingen hervorbrachten, deren wir hier nicht gedenken wollen, weil ſie Hr. Daubenton [89]) nicht allein beſchrieben, ſondern auch alle wieder unter die reine Raſſen geſetzt hat, von welchen ſie entſproſſen waren. Doch wollen wir, ſo viel in unſerer Gewalt iſt, alle Verſchiedenheiten und Aehnlichkeiten berühren, welche die Pflege, Wartung, Nahrung und der Himmelsſtrich bey dieſen Thieren hervorbringen konnten.

Der groſſe däniſche Hund [90]), der Bauernhund oder Spitz [91]) und das Windſpiel [92]) ſind, wenn gleich beym erſten Anblick ihr Unterſchied noch ſo groß zu ſeyn ſcheinet, gleichwohl nur einerley Art von Hunden. Im groſſen däniſchen erblickt man weiter nichts, als einen ſtärkern und ſtammhaftern Bauernhund, welcher

89) S. unſern Anhang an dieſem Artickel von den Hunden.

90) S. die Platte mit dem groſſen däniſchen Hund. Nro. XXII.

91) S. die Platte mit dem Spitz. Nro. XXI.

92) S. die Platte mit dem Windſpiel. Nro. XXIII.

welcher ſich im Windſpiel ſchlanker und geſtreckter darſtellet. An beyden blicken die Vortheile der mehrern Wartung deutlich hervor. Zwiſchen einem groſſen Däniſchen, einem Bauern- und einem Windhund iſt aber kein weiterer Unterſchied wahrzunehmen, als zwiſchen einem Holländer, Franzoſen und Italiäner. Nimmt man alſo den Bauernhund für den urſprünglichen oder vielmehr für den einheimiſchen Hund in Frankreich an, ſo müßten in einem kältern Himmelsſtrich von ihm der groſſe däniſche Hund, in einem wärmern aber das Windſpiel erzeugt worden ſeyn. Und findet man dieſes nicht wirklich durch die Erfahrung beſtätiget, in ſo fern wir die groſſe däniſche Hunde aus nördlichen Ländern, das Windſpiel aber aus Konſtantinopel und aus der Levante bekommen? Der Spitz oder Hirtenhund 93), der Wolfshund 94) und jene Gattung deſſelben, die wir den ſiberiſchen Hund 95) nennen, ſind eigentlich alle drey nur einerley Hunde. Man könnte dieſen ſogar noch die Hunde der Lappländer, Kanadenſer, der Hottentotten und alle andere Hunde mit ſteifen Ohren an die Seite ſetzen. Der einzige Umſtand, wodurch ſie ſich von dem Schäferhund hauptſächlich unterſcheiden, beſteht in der veränderlichen Leibesgröſſe, weil ſie bald mehr oder weniger ſtammhaft und mit einem bald mehr oder weniger groben, langen und dichten Haar bedecket ſind.

93) S. die Platte vom Schäferhund. Ebend. fig. 1.

94) S. die Platte vom Wolfshund. Nro. XXIV.

95) S. die Platte vom ſiberiſchen Hund. Nro. XXV. fig. 1.

Den Jagdhund [96]), Spürhund [97]), Dachshund [98]), Budel [99]), und ſo gar den ſpaniſchen Wachtelhund [100]), hat man als einerley Hunde zu betrachten. Sie haben faſt einerley Geſtallt und natürliche Triebe. Ihr Unterſchied beſteht gröſtentheils in der Höhe der Beine und in der Breite der Ohren, welche leztere doch bey allen dieſen Hunden lang, weich und herabhängend erſcheinen. Sie gehören ſämmtlich unter dieſem Himmelsſtrich zu Hauſe, und mir ſcheint es unbillig zu ſeyn, wenn man den ſo genannten bengaliſchen Spür- oder Tigerhund [1]), der bloß an der Beſchaffenheit ſeines Felles von unſerm Spürhund abweichet, von ihnen trennen wollte.

Ich kann mich nicht überreden, daß dieſer Hund urſprünglich aus Bengalen oder andern indianiſchen Orten komme, oder daß er, wie einige vorgeben, gerade der indianiſche Hund ſey, von welchen die Alten, wenn ſie eben ſeiner gedenken, behaupten wollen, er ſey von einem Tiger und einer Hündin entſproſſen; denn eben dieſer Hund iſt in Italien ſchon vor mehr als

96) S. die Platte vom Jagdhund. Nro XXVI.

97) S. die Platte vom Spürhund. Nro. XXVII.

98) S. die Platte vom Dachshund, Nro. XXIX.

99) S. die Platte vom Budel. Nro. XXX. fig. 1.

100) S. die Platte vom ſpaniſchen Wachtelhund. Nro. XXXI. fig. 1.

1) S. die Platte vom bengaliſchen Spürhund oder Tigerhund. Nro. XXVIII.

als hundert und funfzig Jahren als ein Hund bekannt geweſen, der nicht für einen aus Indien abſtammenden, ſondern für einen gewöhnlichen Spürhund angeſehen worden [2].

In Engelland, Frankreich, Deutſchland u. ſ. w. ſcheinen die Jagd- Spür- und Dachshunde vornämlich zu Hauſe zu ſeyn. In wärmern Himmelsſtrichen, als in der Türkey und Perſien, pflegen ſie gleich auszuarten. Spanien hingegen und die Barbarey ſind eigentlich das Vaterland der ſpaniſchen Wachtelhunde und Budel. Die Temperatur dieſer Himmelsſtriche verſchaft allen Thieren längere, ſeidenartigere und feinere Haare, als dieſe in irgend einem andern Lande bekommen würden.

Der Bullenbeiſſer oder die engliſche Dogge [3]) und der Hund, welchen man im ſehr uneigentlichen Verſtande den kleinen däniſchen Hund [4]) zu nennen pflegt, weil er mit dem groſſen däniſchen Hund bloß

2) Canis Sagax, (vulgò *Brachus*), heißt es beym Aldrovand, an unius vel varii coloris ſit, parum refert; in Italia eligitur varius et maculoſae lynci perſimilis, cum tamen niger color vel albus aut fulvus non ſit ſpernendus. De *Quadrup. digit. vivip.* Libr. III. p. 552.

3) S. die Platte vom Bullenbeiſſer. Nro. XXXVI. fig. 1.

4) S. die Platte vom kleinen däniſchen Hund. Nro. XXXIV. fig. 1.

die kurze Haare gemein hat, der türkiſche [5]) und, wenn man will, auch der isländiſche Hund [6]), ſtellen ebenfalls nur eine Gattung vor, welche in einem ſo kalten Himmelsſtrich, als Island iſt, einen dickern Pelz angeleget, in den ſehr heiſſen Ländern aber, wie Afrika und Indien, die warme Bedeckung wieder abgeleget haben mag. Es iſt ein wirklicher Irrthum, wenn man den ganz kahlen, den türkiſchen Hund nennet, weil in dem gemäßigten Himmelsſtrich der Türkey ein Hund unmöglich, deſto leichter aber in Guinea und in den heiſſeſten Gegenden Indiens, die Haare verlieren kann. Man hat ſich daher unter dem türkiſchen bloß einen kleinen däniſchen Hund vorzuſtellen, welcher, durch den zufälligen Aufenthalt in den heiſſeſten Ländern, wo er hingebracht worden, ſeine Haare verlohren, deſſen Raſſe man hernach in die Türkey gebracht, und in dieſem Lande mit Sorgfalt und Mühe zu vermehren geſuchet hat.

Die erſte Hunde dieſer Art, welche man in Europa geſehen, waren zu Aldrovands Zeiten, wie er berichtet, nach Italien gebracht worden, ſie haben ſich aber da, ſeiner Ausſage nach, weder halten, noch vermehren können, weil der Himmelsſtrich für ihre Zärtlichkeit viel zu kalt geweſen. Da inzwiſchen Aldrovand von dieſen kahlen oder nackichten Hunden keine weitere Beſchreibung liefert, ſo können wir auch nicht ſagen, ob ſie unſern ſogenannten türkiſchen Hunden

5) S. die Platte vom türkiſchen Hund. Nro. XXXV. fig. 1.

6) S. die Platte vom isländiſchen Hund. Nro. XXV. fig. 2.

den ähnlich waren und ob man ſie folglich mit unter die kleine däniſche Hunde zu rechnen habe; weil in den allerheiſſeſten Ländern alle Hunde, von welcher Art, oder aus welchem Lande ſie auch ſeyn mögen, kahl werden 7), und, wie ſchon erinnert worden, ſo gar die Stimme verlieren. In einigen Ländern ſind ſie gänzlich ſtumm, in andern vergeht ihnen bloß das Vermögen zu bellen; ſie heulen dann entweder, gleich den Wölfen, oder gelfern, wie die Füchſe, und ſcheinen auch durch dieſe Veränderung ihrem natürlichen Zuſtande wieder näher zu kommen. Denn ſie pflegen auch andere Geſtalten und andere Naturtriebe anzunehmen. Sie werden häßlich 8) und bekommen zugleich ſteife, ſpitzige Ohren.

Man

7) S. Hiſt. générale des Voyages par Mr. *l'Abbé Prevoſt*. Tom. IV. p. 229.

8) Voyage de la *Boullaye le-Gouz*. à Par. 1657. p. 257. Voyage de *Jean Ovington*. à Par. 1725. Tom I. p. 276. Hiſtoire univerſelle des Voyages par *du Perrier de Montfraſier*. à Par. 1707. p. 344. &c. *Vie de Chriſtophe Colomb*. à Par. 1681. I Partie p. 106. Voyage *de Bosman* en Guinée &c à Utrecht 1705. p 240. Hiſtoire générale des Voyages par Mr. *l'Abbé Prevoſt*. Tom. IV. p. 229. A. D. V.

Hr. Boßmann ſagt ausdrücklich, in ſeiner Reiſe nach Guinea, Hamb. 1708. p. 282. Die Hunde pflegen ſich in hieſigen Landen, ſchon beym erſten Wurf, ungemein zu verändern. Die Ohren werden lang und ſo ſteif, wie bey den Füchſen, auch meiſtens von eben ſolcher Farbe. In Zeit von drey oder vier Jahren werden ſie ſo gräßlich, daß man ſich ſcheuet, ſie anzuſehen. Sie verlieren auch gänzlich

Man hat auch angemerket, daß die Hunde nur in gemäßigten Himmelsſtrichen ihr Feuer, Muth, Verſchlagenheit und andere ihnen eigne Fähigkeiten erhalten. Ihr Verluſt an allen dieſen Vorzügen iſt alſo ſehr beträchtlich, wenn ſie unter allzuheiſſe Himmelsſtriche gebracht werden. Es hat aber dennoch das Anſehen, als ob die Natur überhaupt nichts ganz Unnützes habe hervorbringen wollen, weil die Hunde in den Ländern, wo ſie nicht zu gleichen Abſichten, als bey uns, tauglich ſind, mit Appetit verzehret werden. Die Neger ſchätzen das Hundefleiſch höher, als das Fleiſch aller andern Thiere. Man bringt bey ihnen die Hunde ordentlich zu Markte. Sie werden von den Einwohnern theurer, als Schöpſe und Ziegen, ja noch theurer, als alles Wildpret, bezahlet. Kurz, bey den Schmäuſen der Neger iſt ein gebratner Hund allemal das herrlichſte Gericht 9).

Man

lich die Kraft zu bellen, wenn ſie drey oder viermal Junge gehabt. Denn das Bellen der Hunde, die man hieher bringt, ſcheint einem entſetzlichen Geheule viel ähnlicher, als einem Gebelle.

Die Schwarzen glaubten daher mit vieler Zuverſicht, unſere Hunde müßten auch ſprechen können, weil ſie ſo vernehmlich belleten, und pflegten aus dieſem Grunde dieſe Ausländer, wegen ihrer guten Mundart, ſehr hoch zu halten.

M...

9) S. Boßmanns Beſchreibung von Guinea. l. cit. Gekochte junge Hunde ſind bey den egyptiſchen Frauenzimmern ein ſehr beliebtes Gerichte. Sie haben bey deſſen Genuß auch noch eine beſondere

Abſicht,

Man könnte zwar muthmaſſen, der herrſchende Geſchmack der Neger am Fleiſch ſolcher Thiere habe viel-

Abſicht, weil ſie glauben, dieſes Gerichte trage vieles bey, eine aufgeſchwollne, ſchlappe Fettigkeit, welche mit zur egyptiſchen Schönheit gehöret, zu erlangen. Die Karthaginenſer waren vor Zeiten wegen des Hundefleiſcheſſens vorzüglich berühmt, und wurden daher *Canarii* oder Hundefreſſer genannt, welche Benennung, nach Hrn. Shaw in ſeinen Reiſen, Leipz. 1765. p. 61., den Zaabiern im Königreich Algier noch heutiges Tages zukömmt. Zu eben dieſer Klaſſe gehören auch die Chineſer, Kalmucken und Samojeden. Zu Angola, wo die Hunde gemäſtet, geſchlachtet und auf dem Markte verkauft werden, kann man zuweilen für einen groſſen fetten Hund an zwey und zwanzig Sklaven bekommen, ob gleich einer von dieſen Sklaven gemeiniglich zu zehn Dukaten gerechnet wird.

Wenn in dieſen Ländern jemand ſo ehrgeitzig iſt, ſich adeln laſſen zu wollen, verſchaft er ſich, wie Hr. Hallen l. c. p. 492. verſichert, den Zutritt zum König und zu dieſer Würde dadurch, daß er bey Gelegenheit dem König ein verdienſtvolles Geſchenke mit einigen fetten Hunden machet.

Die Grönländer haben auf den ſogenannten Hundsinſeln, ganze Hundezuchten und Kolonien von etlichen tauſenden, welche ſie mit Seemoos, Muſcheln und Robbenſpeck füttern, um ſie hernach zu fangen und zu ſchlachten. Dieſe Hunde, welche von einer ſehr trägen Art ſind, gehören ebenfalls unter die ſtummen, welche nicht bellen können.

Ueber-

vielleicht ſeinen Grund in der veränderten Beſchaffenheit dieſes Fleiſches, wenn es etwan, ohnerachtet ſeines ſchlechten Geſchmacks in unſern gemäßigtern Himmelsſtrichen, unter dieſen brennenden Himmelsſtrichen einen vorzüglichern Geſchmack annähme. Allein ich denke hierbey ganz anders und glaube, daß es hierbey vielmehr auf die unterſchiedene Naturen der Menſchen, als der Hunde ankomme, weil die kanadenſiſche Wilden, die ein kaltes Land bewohnen, das Hundefleiſch eben ſo hoch ſchätzen, als die Neger, und ſogar unſre Mißionarien ſelbiges zuweilen ſonder Eckel genoſſen haben. "Bey ihren Schmäuſen, ſagt der „Pater Sabard Theodat, genüſſen ſie das Hunde„fleiſch ſtatt der Schöpſe. Da ich ihren Hundefeſten „unterſchiedenemale beygewohnet, muß ich offenherzig bekennen, daß ich, ohnerachtet des anfänglich „empfundenen Abſcheues, kaum zweymal davon ge„koſtet hatte, als ich das Hundefleiſch in der That „wohlſchmeckend, und im Geſchmacke dem Schwei„nefleiſch ähnlich fand" 10).

Unter allen wilden Thieren ſind in unſern Himmelsſtrichen der Wolf und Fuchs diejenigen, welche mit unſern Hunden, beſonders mit den ſteifohrigen oder Schäferhunden, die von mir als der Stamm und das Muſter des ganzen Geſchlechts betrachtet werden,

Uebrigens leſe man von den Hundefreſſern ein mehreres in *Kundmanni* rar. nat. et artis p. 1055.

M. .

10) S. Voyages au Pays des Hurons *par le P. Sabard Theodat, Recollet*, à Par. 1632. p. 311.

werden, am allernächſten übereinkommen. Da ich ſie nun, in Abſicht ihres innern Baues, einander faſt ganz ähnlich, auch äuſſerlich nur eine ſehr unbeträchtliche Verſchiedenheit wahrnahm, verfiel ich darauf, einen Verſuch zu machen, ob ſie wohl mit einander ſich paaren und etwas zuſammen zeugen würden. Ich hofte ſie dahin zu bringen, ſich wenigſtens mit einander zu belaufen, und glaubte, wenn ſie auch keine fruchtbare Thiere zeugen könnten, von ihnen wenigſtens gewiſſe Baſtarten zu erhalten, welche von der Natur oder von den Eigenſchaften beyder Eltern etwas angenommen hätten. Ich lies daher eine Wölfin von zween bis drey Monathen, die man im Wald gefangen hatte, mit einem eben ſo alten Bauernhund erziehen. Man hatte ſie beyde ganz allein, in einem groſſen Hof eingeſperrt, wohin keinem andern Thier der Zugang offen, und wo ihnen alle Gelegenheit, ſich zu verbergen, gelaſſen war. Keines von dieſen beyden Thieren, hatte noch ein anderes von ſeinem Geſchlechte, nicht einmal einen andern Menſchen, als den einzigen geſehen, der ihnen ihr tägliches Futter bringen mußte. Drey Jahre hindurch bewahrete man ſie auf dieſe Weiſe, immer mit gleicher Sorgfalt und ohne ihnen irgend einen Zwang, viel weniger aber Ketten anzulegen. Im erſten Jahre ſpielten dieſe Thiere beſtändig mit einander, und ſchienen viel Zuneigung gegen einander zu empfinden. Im zweyten Jahr fiengen ſie ſchon an, ſich den Fraß ſtreitig zu machen, ob ſie gleich damit überflüßig verſorgt wurden. Allemal war die Wölfin die Urheberin des Streites. Man ſetzte ihnen gemeiniglich Fleiſch und Knochen in einer groſſen hölzernen Schüſſel vor. Die erſte Sorge der Wölfin war allemal, nicht gleich über das Freſſen herzufallen, ſondern vor

allen Dingen den Hund weg zu jagen. Wenn dieſes geſchehen, faßte ſie die Schüſſel ſo geſchickt beym Rande, daß von dem, was darauf lag, nichts herunter fallen konnte, und ſäumte nicht, mit ihrer Beute die Flucht zu ergreifen. Da ihr nun der Ausgang allenthalben verſperrt war, habe ich ſie wohl fünf, auch ſechsmal an der Mauer des Hofes rings herum laufen, ihre Schüſſel aber immer ſchnurgerade zwiſchen den Zähnen halten geſehen. Sie ſetzte dieſelbe zuweilen bloß in der Abſicht einen Augenblick auf die Erde, um friſchen Athem zu ſchöpfen, mit ſichtbaren Heißhunger etwas vom Fleiſche zu verſchlucken, den Hund aber, wenn er ſich unterſtand, ihr näher zu kommen, grimmig anzufallen. Der Hund war zwar ſtärker, aber auch viel ſanftmüthiger, wenigſtens nicht ſo grimmig, als die Wölfin. Aus billiger Beſorgniß für ſein Leben, ward ihm demnach ein Halsband umgeleget.

Nach dem zweyten Jahr fielen unter ihnen ſchon ſtärkere und häufigere Kämpfe vor. Auch die Wölfin bekam ein Halsband, weil es der Hund nun überdrüßig zu ſeyn ſchien, ſie noch ſo ſehr, als in den erſten Zeiten, zu ſcheuen. Dieſe zwey Jahre vergiengen, ohne die mindeſte Spur einer merklichen Erhitzung von der einen oder von der andern Seite. Gegen das Ende des dritten Jahres ſchienen beyde Thiere die Eindrücke der Vermehrungstriebe, doch ohne Zuneigung für einander, zum erſtenmal zu empfinden. An ſtatt aber in dieſem Zuſtande freundlicher gegen einander oder verträglicher zu werden, ſo verſtärkte ſich vielmehr ihr Grimm und ihre Unbändigkeit. Man hörte von ihnen weiter nichts, als ein mit zornigem Geſchrey untermiſchtes Geheule. In

weniger,

weniger, als drey Wochen waren beyde ganz abgezehret und näherten ſich einander nie, als um ſich brav herum zu beiſſen. Endlich ſtieg die Erbitterung zu einem ſo hohen Grade, daß der Hund die am ſtärkſten abgezehrte und entkräftete Wölfin todt biß, und uns nöthigte, ihn einige Tage nachher gleichfalls todt zu ſchlagen, weil er in dem Augenblick, da er ſeine Freyheit bekam, ſich nicht ſcheuete, das Federvieh, die Hunde, ſogar die Menſchen wüthend anzufallen und groſſen Schaden zu ſtiften.

Zu gleicher Zeit hatte ich zween Füchſe und eine Füchſin, welche in Schlingen gefangen worden. Alle drey wurden an unterſchiedenen Orten, in ziemlicher Entfernung von einander, aufbewahret. Ich hatte dem einen von dieſen Füchſen eine leichte, doch ziemlich lange Kette anlegen, und eine Hütte für ihn bauen laſſen, worein er ſich nach Gutbefinden verkriechen konnte. In dieſem Zuſtand hatte er ſchon unterſchiedene Monathe zugebracht und ſich recht wohl befunden. Ob er gleich eine verdrüßliche Miene zu machen ſchien, und beſtändig die Augen auf das vor ſeiner Hütte liegende Feld gerichtet hatte, unterließ er doch nicht, alle vorgelegte Nahrungsmittel mit groſſem Appetit zu verzehren. Man gab ihm eine läufiſche Hündin zur Geſellſchaft, welche man eingeſperret und noch zu keinem Hunde gelaſſen hatte. Weil ſie aber keine Luſt bezeigte, beym Fuchſe zu bleiben, ſo wurde beſchloſſen, ſie an eben dem Ort an Ketten zu legen und beyden Thieren reichliches Futter vorzulegen. Es fiel dem Fuchs gar nicht ein, die Hündin zu beiſſen oder ihr übel zu begegnen. Zehn Tage ließ man ſie beyſammen. In dieſer ganzen Zeit ſahe man unter ihnen auch nicht die mindeſte

Streitigkeit, weder bey Tage oder bey Nacht, noch zur Freßzeit entſtehen. Der Fuchs nahete ſich ſogar der Hündin mit einer ziemlichen Vertraulichkeit. So bald er ſie aber in der Nähe berochen hatte, ſchien ihm alle Luſt ſo gleich zu vergehen, und er ſchlich traurig wieder nach ſeiner Hütte zurück. Es kam alſo mit beyden nicht zur Sache.

Als die Hitze dieſer Hündin vorüber war, brachte man eine andere, die erſt läufiſch geworden, an ihre Stelle und ſo wurde hernach noch mit einer dritten und vierten verfahren. Der Fuchs bewies allen eine gleiche Verträglichkeit, blieb aber gegen die eine Hündin ſo gleichgültig, als gegen die andern. Damit ich mich überzeugen mögte, ob hier die natürliche Abneigung oder vielmehr der Zwang, worinn ſich der Fuchs befand, ihn abhielt, ſich zu belaufen, lies ich ein Weibchen ſeines Geſchlechtes zu ihm bringen, das er, noch an ſelbigem Tage, mehr als einmal belegte. Vierzehn Tage nachher, als wir die Füchſin aufſchnitten, ſahen wir, daß ſie trägtig war, und vier Junge würde geworfen haben.

Dem andern Fuchs hatte man ebenfalls nach und nach unterſchiedene läufiſche Hündinnen zugeführet, und in einen Hof, wo ſie ganz frey, ohne Ketten, leben konnten, mit ihm eingeſperret. Es wurde aber unter ihnen weder Haß, noch Zuneigung, weder Streit, noch Liebkoſungen wahrgenommen. Nach einigen Monathen aber war dieſer Fuchs für Gram oder Ueberdruß geſtorben.

Wenn auch dieſe Verſuche weiter keinen Vortheil hätten, ſo würden ſie uns wenigſtens lehren, daß der

Fuchs

Fuchs und Wolf mit dem Hund nicht vollkommen einerley Natur haben, und folglich dieſe Thiere ſich nicht allein als beſondere Gattungen von einander unterſcheiden, ſondern auch weit genug von einander abſtehen, ſich, wenigſtens in unſerm Himmelsſtrich nicht vereinigen zu können. Daraus würde folgen, daß der Hund weder vom Fuchſe, noch vom Wolf abſtamme, daß alſo die Methodiſten, welche dieſe beyde Geſchlechter für wilde Hunde, oder den Hund bloß für einen zahm gewordenen Fuchs oder Wolf halten und aus dieſem Grunde allen drey Geſchlechtern die Benennung des Hundes beylegen [11]), bloß aus Mangel genugſamer Naturforſchung auf Irrwege gerathen ſind [12]).

11) *Canis* caudâ (ſiniſtrorſum) recurvâ. der Hund; *Canis* caudâ incurvâ, der Wolf; *Canis* caudâ rectâ der Fuchs. *Linn. S. Nat.* Ed XII. p. 56-59.

12) Wir vermuthen, Hr. von Büffon werde überzeugt ſeyn, daß der Archiater und Ritter von Linne weder hier noch bey andern Hauptgeſchlechtern aus Unwiſſenheit oder Mangel einer nöthigen Aufmerkſamkeit geirret habe, wenn er Gattungen unter einem Geſchlechtsnamen vereiniget, welche ſich nicht alle mit einander zu paaren pflegen. Als Methodiſt, welcher gewiſſe äuſſere, ſichtbare Merkmale veſtſetzet, wornach er ſeine Geſchlechter und Gattungen ordnet, hatte der Archiater bloß darauf zu ſehen, daß die untergeordnete Gattungen in den beſtimmten Charakteren mit einander übereinkamen und bloß in ſolchen Punkten von einander abwichen, die einen Gattungscharakter ausmachen konnten, ohne dem allgemeinen Charakter des Geſchlechs entgegen zu ſeyn. Da er nun

In den Himmelsſtrichen, die noch heiſſer, als die unſrigen ſind, pflegt ſich ein wildes, grauſames Thier aufzuhalten, welches mit dem Hunde noch mehr Aehnlichkeit hat, als vom Wolf und Fuchs behauptet worden. Einige Reiſende, die es *Adive* oder *Chacal* 13) nennen, haben es geſehen und mit einer ziemlichen

nun die vierfüßige Thiere hauptſächlich nach der Anzahl, Ordnung und Beſchaffenheit der Zähne zu ordnen beliebt, ohne ſich an Verhältniſſe zu binden, die ſich bey den wenigſten ausländiſchen Thieren richtig beobachten laſſen, dieſe Zahl, Ordnung und Beſchaffenheit der Zähne aber bey Hunden, Füchſen und Wölfen einerley befunden wird, ſo läßt ſich hier nicht ſo wohl behaupten, daß der Hr. von Linne, aus Mangel hinlänglicher Naturkenntniß, geirret, als daß er vielmehr es nicht gut gefunden habe, ſich eine Methode zu wählen, welche dieſe Benennung ſo wenig, als die Büffoniſche verdienet, nach welcher man die Schafe zum B. die Ochſen, die Schweine, Hirſche u. ſ. w. bloß weil ſie unter verſchiedenen Himmelsſtrichen leben, aus acht unterſchiedenen Bänden zuſammen ſuchen muß. Es bleibt allemal ein groſſer Unterſchied unter einer ausführlichen Geſchichte der Natur und unter einem nach äuſſern, in die Augen fallenden Merkmalen, veſtgeſetzten Lehrgebäude derſelben. M. . .

13) Es iſt eigentlich der ſogenannte Goldwolf, Canis aureus *Linn.* l. c. p. 59. Lupus aureus *Kaempf.* amoen. 413. T. 407. fig. 3. Adill. *Bell.* Itin. p. 160. welchen Hr. von Büffon in einem ſeiner letzten Bände unter dem Namen Jackal und Adive beſchreibet. Man findet eine Abbildung deſſelben in des

lichen Genauigkeit beſchrieben. Es findet ſich häufig in Aſien und Afrika, in den Gegenden um Trebiſonde [14]), um den Berg Kaukaſus, in Mingrelien [15]), in Natolien [16]), Hyrkanien [17]), in Perſien, Indien, bey Surate [18]), Goa, Guzarat, Bengala, in Kongo, Guinea [19]), und an vielen andern Orten dieſer Welttheile. Ob indeſſen gleich dies Thier von den Einwohnern der Gegenden, wo ſichs

des Ritters von Linne vollſtändigen Naturſyſtem I Th. Nürnb. 1773. Tab. 30. fig 1.

M. . .

14) S. Voyage de *Gemelli Carreri.* à Paris 1719. Tom, I. 419.

15) S. Voyage de *Chardin.* à Londres 1686. p. 76.

16) S. Voyage de *Dumont.* à la Haye 1699. Tom IV. pag. 28. &c.

17) S. Voyage de *Chardin.* à Amſt. 1711. Tom. II. p. 29.

18) S. Voyage d'Innigo de *Biervillas.* à Par. 1736. I Part. p. 778.

19) S. Voyage de *Bosmann.* p. 241. 331. 332. Voyage du P. *Zuchel*, Capucin. p. 293. In der deutſchen Hamburg. Ausg. von 1708. redet Hr. Bosmann p. 291. von dieſem Thiere unter dem Namen *Jakhals* oder *Boshond* d. i. böſer Hund. Es hält ſich in Guinea vorzüglich um Akra und Aquamboe auf, und wird ſo wild und kühn beſchrieben, daß es Menſchen und Vieh, Kühe, Schweine, Hammel, und was ihm vorkömmt, verzehret.

M. . .

aufhält, wie der Name bezeuget, für einen wilden Hund angeſehen wird, ſo iſt es doch ſehr zweifelhaft, ob es mit andern Hunden läuft, und mit ihnen wirkliche Junge zeugen kann. Daher wollen wir die Geſchichte, ſo wohl dieſes Goldwolfes, als des gemeinen Wolfes, des Fuchſes und aller andern Thiere beſonders liefern, die eben ſo viel beſondere und unterſchiedene Geſchlechter ausmachen, weil ſie ſich nicht mit einander zu vermiſchen pflegen.

Meine Meynung iſt gar nicht, ſchlechterdings und in einem entſcheidenden Tone zu behaupten, daß der Jackhals, und ſo gar der Wolf und Fuchs, unter keinem Himmelsſtriche mit Hunden ſich zu irgend einer Zeit belaufen haben mögten. Die Alten ſprechen davon mit allzugroſſer Zuverſicht, als daß man, ohnerachtet meiner angeführten mißlungenen Verſuche, noch daran zweifeln ſollte. Ich ſelbſt bin der Meynung, daß man erſt viel mehr ähnliche Verſuche zu machen habe, wenn man in dieſem Fall zu einer völligen Gewißheit gelangen will. Ariſtoteles, deſſen Zeugniſſe nach meinem Urtheil immer ein entſcheidendes Gewichte haben, ſagt ausdrücklich [20]: "Es wäre zwar eine Seltenheit, wenn Thiere von „unterſchiedenen Geſchlechtern ſich mit einander ver„miſchten, von Hunden, Füchſen und Wölfen aber „lieſſe ſich dieſes zuverläßig behaupten. Die Hunde „in Indien hätten ihren Urſprung einem Hunde und „einem andern wilden Thiere, welches dieſem ähnlich „wäre, zu verdanken". Man könnte vermuthen, er wolle unter dieſem unbenannten Thiere den Jackhals

20) De generatione animalium Lib. II. cap. 5.

hals verſtanden wiſſen; an einem andern Ort erklärt er ſich aber deutlicher [21]), und giebt vor, dieſe indianiſche Hunde wären von einem Tiger und einem Hund entſproſſen, welches mir aber ſehr unwahrſcheinlich vorkömmt, weil ſich der Tiger, in Anſehung ſeiner Natur und Geſtallt vom Hunde noch weit mehr, als der Wolf oder Fuchs, oder auch der Jackhals, unterſcheidet. Ariſtoteles ſcheint in dieſem Fall ſeinem Zeugniſſe ſelbſt die Zuverläßigkeit zu benehmen. Denn erſt ſagt er von den indianiſchen Hunden, ſie wären von einem wilden, dem Wolf oder Fuchs ähnlichen Thier, an einem andern Ort aber, ſie wären von einem Tiger und einem Hund entſproſſen, ohne ſich einmal darüber zu erklären, ob die Vermiſchung mit einem Tiger und einer Hündin, oder mit einem Hunde und einer Tigerinn geſchehen ſey. Er ſetzet bloß hinzu, die Sache gieng nicht gleich zum erſtenmal, ſondern dann erſt von ſtatten, wenn ſie zum drittenmale trägtig würden. Im erſten Wurfe fielen immer noch Tiger. Man bände die Hunde zu der Abſicht in den Wüſten an, wo ſie aber, wenn der Tiger nicht eben hitzig wäre, von ihm oftmals aufgefreſſen würden.

Daß man in Afrika ſo viel ſonderbare, mißgeſtaltete Thierarten findet, erkläret Ariſtoteles daher, weil das Waſſer daſelbſt ungemein rar und die Hitze beſtändig ſehr groß wäre. Dadurch fänden ſich die Thiere von unterſchiedenen Gattungen genöthigt, ſich, zu Abkühlung ihres Durſtes, in groſſer Anzal an einerley Orte zu verſammlen, und das wäre die Gelegenheit,

21) *Ariſt.* Hiſt. animalium L. VIII. cap. 28.

genheit, wobey ſie mit einander bekannt würden, ſich vermiſchten und allerley Blendlinge zeugeten. Das ſcheinen mir aber lauter unzuverläßige und viel zu verdächtige Muthmaſſungen zu ſeyn, als daß man ſie auf Gerathewohl für wahr annehmen könnte. Denn je mehr Aufmerkſamkeit man auf die Natur der Thiere verwendet, deſtomehr überzeugt man ſich, daß man ſie nach nichts genauer und ſicherer, als nach ihrem Inſtinkt oder natürlichen Trieben, beurtheilen könne. Aus der genaueſten Unterſuchung ihrer innern Theile, laſſen ſich bloß die gröbern Unterſcheidungsmerkmale nehmen. Das Pferd und der Eſel, welche ſich in Anſehung der innern Bildung ſo vollkommen gleichen, ſind, bey dem allen, Thiere von ſehr unterſchiedener Natur. Der Ochs, der Widder und der Ziegenbock, welche in Anſehung aller innern Eingeweide ſo ähnliche Bildung haben, ſind noch weit mehr von einander entfernte Geſchlechter, als das Pferd und der Eſel. Eben dieſes gilt auch vom Hunde, vom Fuchs und vom Wolfe. Die Betrachtung der äuſſern Geſtallt pflegt uns in dieſem Fall noch ein helleres Licht aufzuſtecken. Weil aber bey vielen, beſonders nicht allzuſehr von einander entfernten Thiergeſchlechtern, im äuſſern Anſehen, allemal mehr Aehnlichkeit, als Unterſchied wahrgenommen wird, ſo läßt ſich auch dadurch noch nicht entſcheiden, ob dergleichen Thiere völlig einerley oder unterſchiedene Geſchlechter ſind. Bey noch geringern Abweichungen wird man den Unterſchied ehe gar nicht gewahr, bis man die Aehnlichkeiten ihrer natürlichen Triebe genau mit einander vergleichet.

Um von der Natur der Thiere vernünftig urtheilen zu können, muß man ihr Naturel hauptſächlich zum

zum Grunde legen. Fände man alſo zwey Thiere von einer vollkommen ähnlichen Geſtallt, aber ganz unterſchiedenem Naturel, ſo würden dieſe Thiere ſich nicht mit einander begatten, folglich, bey der grö⸗ſten Aehnlichkeit, gleichwohl zwo ganz unterſchiede⸗ne Gattungen ausmachen.

Eben dieſes Mittels, das uns in Beurtheilung des Unterſchiedes ähnlicher Gattungen behülflich ſeyn muß, bedient man ſich mit noch mehrerm Grunde, uns vor allen andern, wenn es darauf ankömmt, die mannigfaltige Abänderungen, die ſich in einerley Gat⸗tung finden, gehörig zu beſtimmen. Von den Hun⸗den ſind uns ſchon dreyßig, aber doch gewiß noch nicht alle Abänderungen bekannt. Unter dieſen dreyßig Abänderungen finden ſich ſiebenzehn, die bloß durch den Einfluß der unterſchiedenen Himmelsſtriche ſcheinen entſtanden zu ſeyn. Dahin gehören: der Spitz oder Schäferhund, der Wolfshund, der ſibe⸗riſche, isländiſche und lappländiſche, der Bauern⸗hund, die Windſpiele, der groſſe däniſche und irr⸗ländiſche Hund, der Jagdhund, die Spürhunde, die Dachshunde, ſpaniſche Wachtelhunde, der Bu⸗del, der kleine däniſche, der türkiſche Hund und der Bullenbeiſſer. Die dreyzehn übrige ſind lauter aus der Vermiſchung der erſten entſtandene Blendlinge, deren Natur alsdann genugſam bekannt iſt, wenn man bey jedem auf beyde Raſſen, von welchen er abſtammte, ſein Augenmerk richtet. Zu dieſen letztern rechnet man; den Blendling vom türkiſchen Hunde, das Wind⸗ſpiel mit Wolfshaaren, den Dickbauch[22]), das Mal⸗

22) Zu dem zuſammengeſetzten Worte: *Chien-bouffé* haben wir keine Benennung finden können.

M. . .

Maltheſer: oder Bologneſerhündchen, den Roquet oder Blendling vom Mops und kleinen däniſchen Hunde, die groſſe Dogge, den Mops, den kalabariſchen und den Hund von Burgos, den alikantiſchen, die Löwenhündchen, den kleinen Budel und artoiſiſchen Hund, welchen man auch den ryſſeliſchen oder den achtziger (Quatre-vingt) nennet.

Beſchäftiget man ſich hingegen mit Unterſuchung der Aehnlichkeiten, welche die ſiebenzehn erſte Raſſen unter einander haben können, ſo darf man dabey die Naturtriebe, Geſtallt und allerley andere Umſtände ja nicht aus den Augen laſſen. Ich habe den Schäferhund, den Wolfshund, den ſiberiſchen, lappländiſchen und isländiſchen Hund deßwegen mit einander vereinigt, weil ſie unter einander ſelbſt viel mehr Aehnlichkeit, als mit andern Hunden, ſowohl in Anſehung der Geſtallt als der Haare, auch alle fünf eine faſt eben ſo zugeſpitzte Schnautze wie der Fuchs, und nur allein ſteife Ohren haben, endlich aber alle fünfe durch die Natur zu Bewachung und Schutz der Heerde angetrieben werden. Am Bauernhund, am Windſpiel, am groſſen däniſchen und irrländiſchen Hunde bemerkt man, auſſer der Aehnlichkeit ihrer Geſtallt und verlängerten Schnautze, zugleich einerley Naturel. Alle viere finden ein Vergnügen daran, ſchnell zu laufen, den Pferden und Wagen zu folgen. Alle viere jagen, wegen ihrer ſchwachen Witterung, vielmehr nach Anleitung des Geſichtes, als der Naſe.

Zur Jagd ſind ohnſtreitig die eigentliche Jagd- und Spürhunde, die Dachſe, ſpaniſche Wachtelhunde und Budels die vorzüglichſten. Sie pflegen zwar in Anſehung der Leibesgeſtallt merklich von einander abzu-

abzuweichen, in Anſehung der ſtarken, breiten Schnauzen aber alle mit einander überein zu kommen; da ſie auch einerley Naturtriebe zeigen, ſo thut man am beſten, wenn man ſie zuſammen beſchreibet. Einige Naturforſcher haben z. B. den ſpaniſchen Wachtelhund *Canis aviarius terreſtris*, den Budel aber *Canis aviarius aquaticus* genennet. In der That beſteht auch der ganze Unterſchied beyder Hunderaſſen bloß darinn, daß der Budel mit ſeinem dichten, langen und krauſen Haar lieber, als der glatte, minder dickhaarige ſpaniſche Wachtelhund, und alle drey übrige Arten, ins Waſſer geht, weil die letztern, wegen ihrer allzukurzen, dünnen Haare ſich ſcheuen, ihr Fell naß werden zu laſſen. Endlich müſſen auch der kleine däniſche und türkiſche Hund nothwendig beyſammen ſtehen, weil man als ausgemacht annehmen kann, daß der türkiſche Hund weiter nichts, als ein kleiner däniſcher, mit ausgefallenen Haaren, iſt.

Nun iſt nur noch der Bullenbeiſſer übrig, der ſich, in Anſehung der kurzen Schnautze, den kleinen däniſchen Hunden mehr, als andern zu nähern ſcheint, in vielen andern Stücken aber von dieſen ſo merklich abweichet, daß er, an Geſtallt und Naturtrieben, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſich von allen andern gänzlich unterſcheidet. Mich dünkt ſogar, daß er unter einem beſondern Himmelsſtrich zu Hauſe gehöre. Er kömmt eigentlich aus Engelland, und es koſtet in Frankreich viel Mühe, die Raſſe dauerhaft zu machen oder zu erhalten. Die von dieſen Bullenbeiſſern abſtammende Blendlinge, die groſſe Dogge nämlich und der Mops, pflegen in Frankreich viel beſſer fortzukommen. Die Naſe von allen dieſen Hunden reichet nicht weit. Sie ſpüren alles nur in der Nähe,

machen ſich aber zuweilen durch einen ſtarken von ihnen ausduftenden Geruch merkwürdig. Es hat auch das Anſehen, als ob es beym feinen Geruch der Hunde mehr auf die Breite als auf die Länge der Schnautzen ankomme; weil man am Windſpiel, am groſſen däniſchen und am Bauernhunde, welche doch eine ſehr lange Schnautze haben, lange nicht ſo feine Naſen, als am Jagd- und Spürhund, am Dachs und am Budel bemerket, an welchen doch, im Verhältniß mit ihrem Körper, allemal die Schnautze kürzer, zugleich aber breiter, als an den erſten, zu ſeyn pfleget.

Die mehrere oder geringere Vollkommenheit der Sinnen, welche bey den Menſchen keinen beſondern, ja nicht einmal einen bemerkenswürdigen Vorzug ausmachet, iſt bey den Thieren von groſſer Wichtigkeit. Man hat ſie bey den letztern als die Urſache zu betrachten, aus welcher alle Gaben entſtehen, wozu ſie von Natur fähig ſind. Ich will mich hier nicht auf die umſtändliche Beſchreibung aller Eigenſchaften der Jagdhunde einlaſſen. Man weis ſchon genugſam, wie weit eine vortrefliche Naſe und gute Abrichtung einen Jagdhund über andere Thiere zu erheben vermag. Dergleichen Umſtände gehören aber nur auf eine ziemlich entfernte Art zur Naturgeſchichte. Auſſerdem entdecket man in den liſtigen, ob gleich von der Natur ſelbſt gelehrten Mitteln, deren ſich die wilde Thiere bedienen, um dem Nachſpüren, den Verfolgungen, und Anfällen der Hunde zu entgehen, wirklich mehr Wunderbares, als in den allerfeinſten Methoden der Jagdkunſt.

Der Hund kömmt bey der Geburth nicht gleich vollkommen zur Welt. Bey dieſem Geſchlechte ſo wohl,

wohl, als bey allen, die ſich ſtark vermehren, pfle- gen die Jungen, gleich bey der Geburth nicht ſo voll- kommen, als bey denjenigen Geſchlechtern zu ſeyn, die auf einmal nur eins oder zwey Junge werfen.

Die Hunde werden gemeiniglich blind gebohren, ihre beyden Augenlieder ſind aber nicht bloß zuſammen geklebt, ſondern vermittelſt eines Häutchens an ein- ander beveſtigt, welches alsdann gleich zerreiſſet, ſo bald nur der obere Muskel des Augenliedes genugſa- me Stärke bekommen, dieſes Hinderniß aus dem We- ge zu räumen, und das Augenlied aufzuheben. Bey den meiſten Hunden bleiben die Augen bis zum zehn- ten oder zwölften Tage verſchloſſen. Zu eben der Zeit ſind auch die Knochen des Hirnſchädels noch nicht völlig zu ihrer Vollkommenheit gediehen; ſie haben einen aufgedunſenen Leib, eine dicke Schnautze und überhaupt eine ſchlechte Figur. Ehe aber noch ein Monath vergehet, haben ſie ſchon den Gebrauch aller Sinnen erlernt. Sie nehmen dann ſichtbar, an Stärke, und ſchnell an Gröſſe zu.

Im vierten Monath verlieren ſie einige von ihren Zähnen, die aber bald wieder, wie bey den übrigen Thieren, durch andere, die nicht wieder ausfallen, erſetzet werden. Ueberhaupt erſtreckt ſich die Anzal ihrer Zähne auf zwey und vierzig, nämlich am obern und untern Kinnbacken auf ſechs Schneidezähne, zween Hacken oder eigentlich ſogenannte Hundezähne, ingleichen auf zwölf Backzähne im untern, und vier- zehn im obern Kinnbacken. Doch findet man dieſes nicht bey allen überein, weil einige Hunde mehrere, andere hingegen weniger Backzähne haben.

In den erſten Monathen pflegen die jungen Hunde ſo wohl, als die Hündinnen, ſich ein wenig nieder zu tucken, wenn ſie harnen wollen. Im neunten oder zehnten Monath fangen erſt alle Hunde, zuweilen auch einige Hündinnen an, das Bein dabey aufzuheben. Zu eben dieſer Zeit werden ſie auch für geſchickt und fähig zur Fortpflanzung gehalten. Der Hund läßt ſich zum Belaufen allezeit, jede Hündinn aber nur zu beſtimmten Zeiten geneigt und willig finden. Gemeiniglich ſind ſie zweymal des Jahres läufiſch, und zwar im Winter öfter als im Sommer. Die Hitze dauret ohngefähr zehn, zwölf bis vierzehn Tage, und läßt ſich an äuſſern Merkmalen deutlich erkennen, weil die Geſchlechtstheile zu ſolcher Zeit beſtändig feucht, aufgeſchwollen und hervorragend ſind. Während einer ſolchen Hitze zeigen ſich ſogar Spuren eines Blutfluſſes. Beyde Merkmale nehmen ihren ſichtbaren Anfang einige Tage vor der Paarung. In dieſem Zuſtande wittert ein Hund ſchon in der Ferne die läufiſche Hündinn, und verfolgt ſie auf allen Schritten, gemeiniglich überläßt ſie ſich ihm erſt ſechs oder ſieben Tage nach dem Zeitpunkt, in welchem ſie angefangen, hitzig zu werden. Obgleich nach ſichern Beobachtungen, eine Hündin von einer einzigen Begattung ſchon ziemlich viel Junge zu empfangen pfleget, ſo braucht es doch bey ihr nichts, als in Freyheit zu ſeyn, um in einem Tage mit allen ihr vorkommenden Hunden ſich einigemal zu belaufen. Nur dieſe Bemerkung hat man öfters zu machen Gelegenheit gehabt, daß eine Hündinn, ſo lange die Wahl auf ſie ankömmt, allemal die größte und längſte Hunde den übrigen vorziehet, ſie mögen übrigens im Anſehen ſo häßlich und im Wuchſe ſo übel, als möglich, proportioniret ſeyn. Daher trägt ſichs oftmals zu,

daß

daß kleine Hündinnen, die groſſe Bauerhunde zugelaſſen haben, ihre Nachkommenſchaft mit dem Leben erkauſen müſſen.

Für weltbekannt, aber nichts deſtoweniger für eine wahre Seltenheit in der Natur hat man den ſonderbaren Umſtand anzuſehen, daß die Hunde bey der Paarung, wenn gleich das ganze Zeugungsgeſchäfte ſchon vollendet iſt, noch ſo lange zuſammen hängen, bis die Steifigkeit und Aufſchwellung gänzlich verſchwindet. Der Grund hiervon iſt ohnſtreitig in der Bildung ihrer Zeugungstheile zu ſuchen. Der Hund iſt nicht allein, wie andere Thiere, mit einem Knochen im Zeugungsgliede, ſondern auch in der Mitte deſſelben mit ſchwammichten Körpern verſehen, die, wenn das Glied ſteif wird, ſtark aufſchwellen und merkliche Wulſte bilden. Die Hündinn, welche, ſo lange die Hitze dauert, vielleicht unter allen Thieren die beträchtlichſte und ſtärkſte weibliche Ruthe (Clitoris) hat, zeigt von ihrer Seite gleichfalls eine Wulſt oder vielmehr eine derbe hervorſtehende Geſchwulſt, deren Aufſchwellung, wie das Anlaufen der benachbarten Theile, vielleicht noch länger, als beym Hunde ſelbſt anhält, und ihn wider ſeinen Willen aufzuhalten vermögend iſt; denn gleich nach geendigter Begattung nimmt er eine andere Stellung an, ſpringt von der Hündinn herunter und begiebt ſich wieder auf ſeine vier Füſſe; er macht eine traurige Miene und man ſieht offenbar, daß die Anſträngungen, ſich loß zu machen, lediglich vom Hunde, keinesweges aber von der Hündinn, herrühren.

Die Hündinnen pflegen gemeiniglich neun Wochen oder drey und ſechzig, zuweilen auch wohl zwey

oder

oder ein und ſechzig, niemals aber unter ſechzig Tage zu tragen, und an ſechs, auch wohl ſieben, zuweilen bis zwölf Junge zu werfen. Die gröſten und ſtärkſten bringen mehr Junge, als die kleine, deren Wurf ſich nicht über vier oder fünf, zuweilen auch nur auf einen oder zween Junge, beſonders zum erſtenmal erſtrecket, wo bey allen Thieren eine geringere Zahl von Jungen zum Vorſchein kömmt, als bey den folgenden Würfen.

So feurig auch die Hunde in ihren Begierden zu ſeyn pflegen, ſo haben ſie doch auf ihre Dauer keinen merklich nachtheiligen Einfluß. Es hat nicht einmal das Anſehen, als ob das Alter ihrer Hitze nachtheilig wäre. Sie belaufen und vermehren ſich ihre ganze Lebenszeit hindurch, die gemeiniglich in die Grenzen von vierzehn bis funfzehn Jahren eingeſchloſſen zu ſeyn pfleget; ob man gleich auch einige bis ins zwanzigſte Jahr erhalten hat. Nach der Zeit des Wachsthums richtet ſich bey den Hunden, wie bey andern Thieren, die Dauer ihres Lebens. Die erſte Zeit erſtreckt ſich ohngefähr auf zwey Jahre; die letzte auf zweymal ſieben Jahre. Ihr Alter läßt ſich aus den Zähnen beurtheilen In der Jugend ſind ſie weiß, ſcharf und ſpitzig, mit dem zunehmenden Alter pflegen ſie aber ſchwarz, ſtumpf und ungleich zu werden. Auch die Haare geben Spuren des Alters zu erkennen, weil ſie mit den Jahren an der Schnautze, auf der Stirn und um die Augen grau zu werden anfangen.

Dieſe von Natur ſo wachſame, muntre, zur ſtärkſten Bewegung geſchafne Thiere, werden, durch Ueberladung mit überflüßigen Nahrungsmitteln, in unſern Wohnungen ſo ſchwerfällig und faul, daß in dieſem

ſem Zuſtand ihre ganze Lebenszeit unter ſchnarchen, ſchlafen und freſſen dahin ſtreicht. Dieſer faſt immer fortdaurende Schlaf, iſt mit öftern Träumen vergeſellſchaftet, welche ihrem Daſeyn auch ſchlummernd einige Annehmlichkeit ertheilen. Ihrer Natur nach ſind ſie gefräßig und gierig, im Nothfall können ſie aber dennoch ein langes Faſten ertragen.

Man findet in den Gedenkſchriften der Akademie der Wiſſenſchaften [23]. die Geſchichte von einer Hündin, welche man aus Unachtſamkeit auf einem Landgute zurück gelaſſen, und welche vierzig Tage daſelbſt gelebet, ohne nur das mindeſte von anderer Nahrung zu genüſſen, als die Wolle von einer Matratze, welche ſie aus Hunger allmählig zerfreſſen hatte. Das Waſſer ſcheint ihnen unentbehrlicher, als der Fraß zu ſeyn. Sie pflegen oft und viel Waſſer auf einmal zu lecken, und man glaubt gemeiniglich, der anhaltende Mangel an Waſſer pflege den Grund zu ihrer Tollheit zu legen.

Etwas Eigenthümliches und Beſonderes bey dieſem Geſchlecht, iſt ohnſtreitig der ſchmerzhafte Zwang, mit welchem ſie den geſammleten Unrath von ſich geben. Nach Ariſtotelis Ausſpruch [24] hat man hiervon die Urſache in dem gegen den Hintern zu, ſich verengernden Darmkanal zu ſuchen; es iſt vielmehr ausgemacht und gewiß, daß die groſſen Därme ſich bey

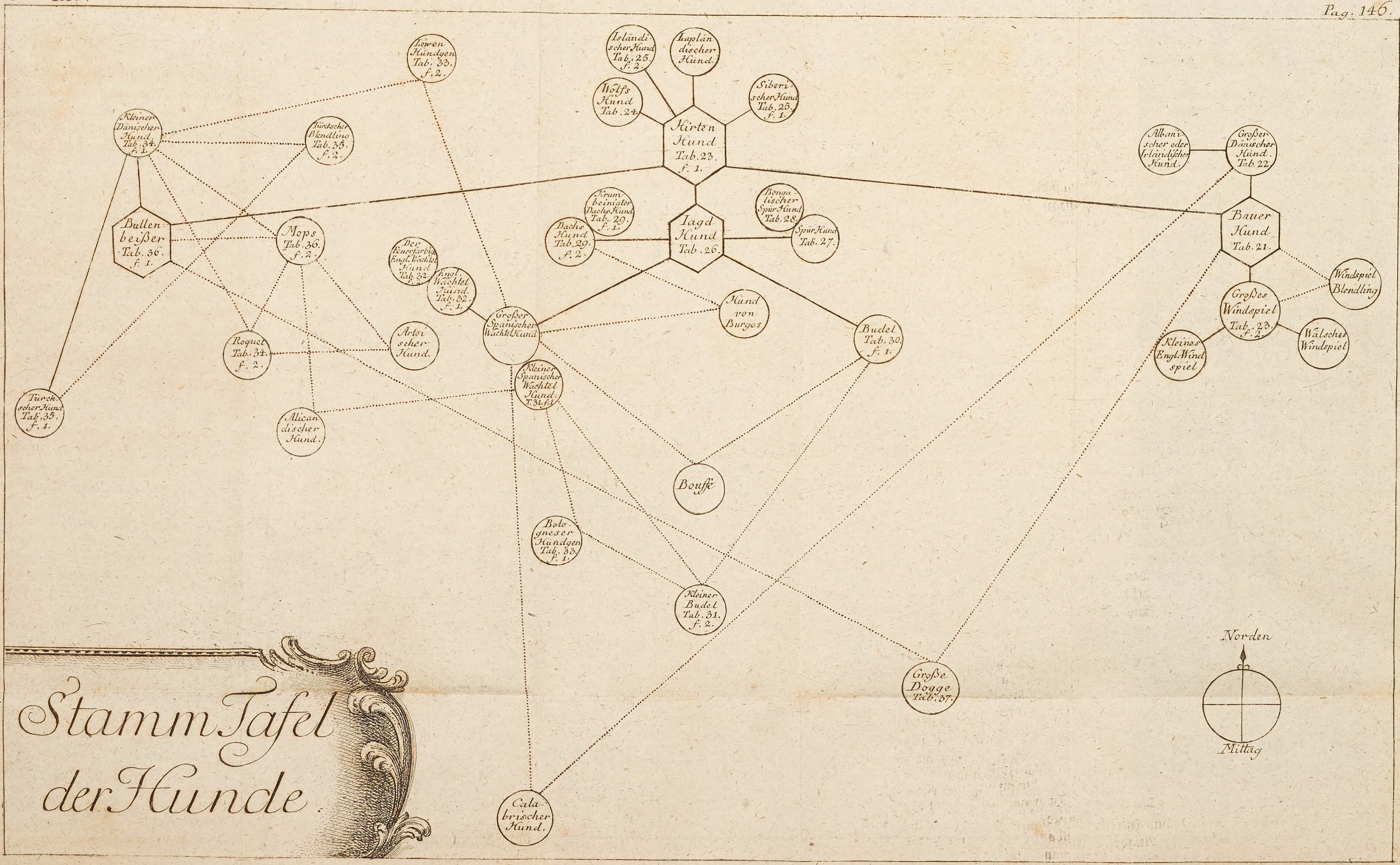
23) Hiſt. de l'Acad. des Scienc à Par. Année 1706. p. 5.

24) *Ariſtoteles* de partibus animal. Cap. ultimo.

bey den Hunden, wie bey andern Thieren mehr erweitern und der Maſtdarm allemal weiter, als der Krümmdarm iſt. Das trockne Temperament der Hunde iſt allein hinlänglich, dieſe Wirkung hervor zu bringen, und die Zuſammenſchnürungen des Krümmdarms ſind allzuweit entfernt, als daß man die Bildung der Eingeweide zu einer Urſache der Wuth machen könnte.

Um einen deutlichern Begrif ſowohl von der Ordnung und Erzeugung oder Ausartung der Hunde in unterſchiedenen Himmelsſtrichen, als von der Vermiſchung ihrer Arten, zu geben, habe ich hier eine Tabelle oder vielmehr einen Stammbaum, worauf ſich mit einem Blick alle Abänderungen überſehen laſſen, mit beygefüget. Ich habe zugleich auf dieſer Tafel, wie auf den Landcharten, die Himmelsgegenden angedeutet, und hierbey die Gegenden der Himmelsſtriche ſo genau, als möglich, beybehalten.

Der Spitz oder Schäferhund iſt eigentlich der Stamm des ganzen Baumes. Als dieſer in die ſehr kalte, mitternächtliche Länder gebracht wurde, bekam er bey den Lappländern ein kleines, häßliches Anſehen. Weil aber Island, Rußland und Siberien, minder ſtrenge und von etwas geſittetern Leuten bewohnte Länder ſind, hat ſich dieſe Raſſe daſelbſt nicht allein erhalten, ſondern ſo gar noch verbeſſert. Der einzige wahre Grund von dieſer Veränderung, die aber in der Geſtallt nicht ſonderlich zu merken iſt, liegt bloß im Einfluß der Himmelsſtriche. Denn alle dieſe Hunde ſind mit ſteifen Ohren, dichten und langen Haaren verſehen. Sie haben ein wildes Geſicht und bellen weder eben ſo fleißig, noch auf eben die Art, als die unter gelindern Himmelsſtrichen noch vollkomm-


Löwen Hündgen Tab. 33. f. 2.
Isländischer Hund Tab. 25. f. 2.
Lapländischer Hund.
Wolfs Hund Tab. 24.
Sibirischer Hund Tab. 25. f. 1.
Hirten Hund Tab. 23. f. 1.
Kleiner Dänischer Hund. Tab. 34. f. 1.
Türkischer Blendling Tab. 35. f. 2.
Albanischer oder Irländischer Hund.
Großer Dänischer Hund. Tab. 22.
Krumbeinigter Dachs Hund Tab. 29. f. 1.
Bongalischer Spür Hund Tab. 28.
Bullenbeißer Tab. 36. f. 1.
Mops Tab. 36. f. 2.
Dachs Hund Tab. 29. f. 2.
Iagd Hund Tab. 26.
Spür Hund Tab. 27.
Bauer Hund Tab. 21.
Der Feuerfarbige Engl. Wachtel Hund Tab. 32.
Engl. Wachtel Hund. Tab. 32. f. 1.
Windspiel Blendling
Hund von Burgos
Großes Windspiel Tab. 23. f. 2.
Großer Spanischer Wachtel Hund
Budel Tab. 30. f. 1.
Artoischer Hund.
Roquet Tab. 34. f. 2.
Kleines Engl. Wind spiel
Wälsches Windspiel
Kleiner Spanischer Wachtel Hund. T. 31. f. 1.
Türckischer Hund Tab. 35. f. 1.
Alicandischer Hund.
Bouſſe
Bologneser Hündgen Tab. 33. f. 1.
Kleiner Budel Tab. 31. f. 2.
Große Dogge Tab. 37.
Norden
Mittag
Calabrischer Hund.
Stamm Tafel der Hunde.

ner gewordene Hunde. Am islandiſchen Hund allein findet man die Ohren etwas minder ſteif und an ihren Enden ein wenig umgebogen, weil Island, unter allen mitternächtlichen Ländern, am längſten von halbgeſitteten Menſchen bewohnet worden.

In gemäßigtern Himmelsſtrichen, unter vollkommen geſitteten Völkern, als in Engelland, Frankreich, Deutſchland, verlohr eben dieſer Schäferhund natürlicher Weiſe ſein wildes Anſehen, ſeine ſteife Ohren, ſein grobes, dickes und langes Haar, und wurde, durch den bloſſen Einfluß des Himmelsſtriches, zu einem Bullenbeiſſer, Jagd- oder Bauernhund. Die Ohren des erſten und letzten haben von ihrer Steifigkeit noch etwas übrig behalten. Die vordere Hälfte nur iſt hängend gebauet. Sie behalten auch in Anſehung ihrer Sitten und ihres blutgierigen Naturels viel Aehnlichkeit mit ihrem gemeinſchaftlichen Stammvater.

Am allermeiſten hat unter obigen dreyen, der Jagdhund ausgeartet. Die lange, ganz herab hängende Ohren, die Freundlichkeit, Gelehrigkeit, und, wenn man ſich ſo ausdrucken darf, die Schüchternheit dieſes Hundes, gehören alle zu den Beweiſen ſeiner Ausartung, oder man könnte ſagen, von der groſſen Vollkommenheit, welche durch eine langwierige Zahmheit, imgleichen durch ſorgfältige fortgeſetzte Abrichtung bey ihm bewirket worden.

Den Jagdhund, Spür- und Dachshund hat man ſich als einerley Art von Hunden zu denken; denn es hat ſich wohl eher zugetragen, daß auf einmal oder zu gleicher Zeit Jagd- Spür- und Dachshunde von

einer Hündin geworfen worden, die nur mit einer von dieſen drey Hunderaſſen ſich belaufen hatte. Den bengaliſchen Spür- oder Tigerhund bringe ich zum gemeinen Spürhund, weil er ſich von dieſem nur bloß durch ſein getigertes Fell unterſcheidet. Den krummbeinigen und gemeinen Dachshund laſſe ich ebenfalls beyſammen, weil der Fehler an den Füſſen des erſtern, bloß von einer Art engliſcher Krankheit entſprungen iſt, womit einzelne Hunde befallen geweſen. Durch dieſe wurde die Unförmlichkeit in den Knochen, als eine Folge ihrer Krankheit, auf ihre Nachkommen fortgepflanzet.

Aus dieſem Jagdhund iſt, nachdem er nach Spanien und in die Barbarey gebracht worden, wo faſt alle Thiere mit feinen, langen Haaren dichte bedeckt ſind, bald ein ſpaniſcher Wachtelhund, bald ein Budel geworden. Als man die groſſe und kleine, bloß in der Leibesgröſſe von einander unterſchiedene Wachtelhunde nach Engelland gebracht, hat ſich ihre weiſſe Farbe ins Schwarze, ſie ſelbſt aber haben ſich, durch den Einfluß des Himmelsſtriches, in engliſche Wachtelhunde verwandelt. Hierzu kann auch der Pyrame gerechnet werden; denn er ſtellet bloß einen ſchwarzen engliſchen Wachtelhund vor, der an den vier Pfoten, an den Augen und an der Schnauze feuerfarbige Flecken hat.

Der Bauernhund hat ſich in mitternächtlichen Ländern in einen groſſen däniſchen Hund, in mittäglichen aber in ein Windſpiel verwandelt. Die groſſe Windſpiele kommen aus der Levante, die mittlern aus Italien, und aus dieſen ſind in Engelland die ganz kleine Windſpiele (Levrons) entſtanden.

Aus dem groſſen däniſchen Hund iſt in Irrland, in der Ukräne, in der Tartarey, in Epirus und in Albanien der gröſte unter allen, oder ein irrländiſcher Hund geworden.

Der Bullenbeiſſer, als er von Engelland nach Dännemark gebracht worden, verwandelte ſich in einen kleinen däniſchen, und aus dieſem entſtand in heiſſern Ländern der türkiſche Hund.

Alle dieſe Raſſen mit allen ihren Abänderungen, ſind bloß dem Einfluß des Himmelsſtriches, der guten Wartung, den Wirkungen des Futters und der Folge einer ſorgfältigen Abrichtung beyzumeſſen. Die andere Hunde ſind keine reine Arten, ſondern ſie entſtehen von der Vermiſchung der erſten. Der doppelte Urſprung dieſer Blendlinge, iſt auf der Stammtafel durch punktirte Linien angedeutet worden.

Das Windſpiel und der Bauernhund, erzeugten zuſammen den Windſpielblendling, der ſonſt auch das Windſpiel mit den Wolfshaaren genennet wird. Dieſer Blendling unterſcheidet ſich durch eine minder ſpitzige Schnautze von dem in Frankreich ungemein ſeltnen ächten Windhunde.

Vom groſſen däniſchen und groſſen ſpaniſchen Wachtelhund, iſt eigentlich der kalabriſche Hund entſproſſen. Dieſer hat ein ſchönes Anſehen, lange, dichte Haare und einen ſtärkern Wuchs, als die allergröſte Bauernhunde.

Der ſpaniſche Wachtelhund und der Budel, erzeugen mit einander einen andern Hund, welcher gemeiniglich Burgos heiſſet.

Vom ſpaniſchen Wachtelhund, wenn er ſich mit einem kleinen däniſchen Hund vermiſchet, entſtehen die Löwenhündchen, die man gegenwärtig als eine Seltenheit betrachtet.

Die Hunde mit feinen, langen, gekraußten Haaren, die man in Frankreich Bouffes nennet, und welche den groſſen Budeln an Leibesgeſtallt ähnlich ſind, haben ihr Daſeyn der Vermiſchung des groſſen ſpaniſchen Wachtelhundes mit dem Budel zu danken.

Vom kleinen ſpaniſchen Wachtelhund und vom Budel ſind eigentlich die kleine Budel entſtanden.

Aus der Vermiſchung des Bullenbeiſſers mit dem Bauernhund, entſteht ein Blendling, welcher die groſſe Dogge heiſſet, und an Gröſſe dem eigentlichen oder engliſchen Bullenbeiſſer weit überlegen iſt, auch mehr vom Bullenbeiſſer, als vom Bauernhunde an ſich hat.

Der Mops iſt ein Blendling vom engliſchen Bullenbeiſſer und vom kleinen däniſchen Hund.

Alle dieſe Hunde gehören unter die einfache Blendlinge, welche daher entſtanden ſind, wenn zwo reine Raſſen ſich mit einander vermiſchten. Es giebt aber auch Hunde, die wohl doppelte Blendlinge heiſſen könnten, weil ſie aus der Vermiſchung einer ganz reinen und einer Blendlingsraſſe entſtanden ſind.

Der Roquet, weil er den Mops und einen kleinen däniſchen Hund zu Aeltern hat, gehört unter dieſe doppelte Blendlinge, ſo wie der alikantiſche Hund, welcher

welcher von einem Mops und einem ſpaniſchen Wachtelhund erzeuget worden.

Das Malteſer- oder Bologneſerhündchen hat, als ein doppelter Blendling, ſeinen Urſprung einem kleinen Wachtelhund und einem kleinen Budel zu danken.

Man hat ſogar gewiſſe Hunde als dreyfache Blendlinge zu betrachten, weil ſie aus zwo bereits mit andern vermiſcht geweſenen Raſſen entſproſſen ſind. Dahin gehören, der artoiſche, rüſſeliſche Hund oder Achtziger (Quatre-vingt), den ein Mops mit einem Roquet erzeuget hat; ingleichen alle ſogenannte Gaſſenhunde, die allen Hunden überhaupt, keiner Art aber insbeſondere gleichen, weil ſie von lauter ſchon vielmal vermiſchten Raſſen zu entſtehen pflegen.

Anhang.

nach Hrn. von Daubenton.

Unter allen vierfüßigen Thiergeſchlechtern ſind vielleicht das Pferd und der Hund, was ihre mancherley Raſſen betrift, den häufigſten Verſchiedenheiten unterworfen. Doch iſt unter den Hunden in Anſehung der Gröſſe, der Proportion des Körpers, der Länge und Eigenſchaften ihrer Haare u. ſ. w. ein viel beträchtlicherer Unterſchied, als bey den Pferden wahrzunehmen. Wenn man den kleinen däniſchen Hund (34te Tafel Fig. 1.) mit der groſſen Dogge (37te Tafel), einem krumbeinigten Dachſe (29te Tafel Fig. 1.) einem Windſpiel (23te Tafel 2te Fig.) groſſem Budel (30te Tafel 1te Fig.) einem türkiſchen Hund (35te Tafel 1te Fig.) u. ſ. w. vergleichet, ſollte man beynahe glauben, es wären Thiere von ganz unterſchiedenen Geſchlechtern; beſonders da man zuverläßig weis, daß Pferde und Eſel, weil ſie keine fruchtbare Junge mit einander zeugen, zwey unterſchiedene Geſchlechter ausmachen [25]). Von den Hunden hingegen iſt aus Erfahrungen bekannt, daß dieſe, auf was Art ſie ſich auch immer mit einander vermiſchen mögen, in einer beſtändigen Reihe von Fortpflanzungen immer fruchtbar bleiben. Die Hunde ſind alſo, ihrer groſſen Mannigfaltigkeit und fortdauernden Verſchiedenheit ohngeachtet, nur für ein einziges Geſchlecht zu halten.

Bey

25) S. Vierf. Thiere I Band. Art. Eſel.

Bey aller Verſchiedenheit unter den Hunden ſieht man doch einem Blendlinge gleich die Raſſen an, aus welchen er entſtanden iſt. Die Junge haben gemeiniglich die Merkmale von beyden Raſſen, zwar vermiſcht, aber doch noch kenntlich genug an ſich. Zuweilen pflegen ſie dem Vater und der Mutter gleich ſtark und zwar ſo deutlich zu gleichen, als wenn die Vermiſchung zu gleichen Theilen geſchehen wäre. Gemeiniglich aber herrſchet in den Blendlingen nur eine von beyden Raſſen, die ſich mit einander vermiſcheten. Der doppelte Blendling, welcher nämlich von zween Blendlingen erzeugt worden, hat lauter zweydeutige Merkmale. Man kann es ihm nicht leicht anſehen, von welchen Raſſen er iſt erzeuget worden, beſonders wenn ſchon die beyden erſten Blendlinge, als Vater und Mutter des doppelten Blendlinges, aus vier unterſchiedenen Raſſen, der Vater nämlich aus zwoen und aus zwo andern die Mutter, entſtanden ſind.

In ſo fern die Blendlinge der andern Fortpflanzung von den bekannten Raſſen ſchon ſo merklich abweichen, würden ſie gewiß in der Folge der Fortpflanzungen, durch neue Vermiſchungen ſich immer ſtärker und ſtärker von ihnen unterſcheiden, wenn in der Natur der Gattung nicht ſelbſt ein gewiſſes Beſtreben läge, die Merkmale wieder herzuſtellen, welche die Hauptraſſen ausmachen. Läuft alſo ein Blendling mit einem Hund von einer Hauptraſſe, ſo müſſen die Jungen mehr von den Kennzeichen der letzten, als der erſten, an ſich haben. Man könnte ſich hiervon durch fortgeſetzte Beobachtungen und Erfahrungen, die man mit unterſchiedenen Fortpflanzungen, durch Vermiſchung der Hunde von Haupt- und Blendlings-

raſſen anſtellte, näher überzeugen; ob man ſich hierinn gleich aus bereits hinlänglich bekannten Vorfällen ſchon ziemliches Licht verſchaffen kann.

Wenn es wilde Hunde gäbe, die durch keine häusliche Auferziehung jemals verändert worden, ſo würde man alle Charaktere des Hundegeſchlechts in einem einzigen Hunde vereiniget finden, und bey den Hunden eben ſo, wie bey Füchſen, Wölfen u. ſ. w. keine andere, als wenig beträchtliche Verſchiedenheiten, antreffen; weil aber die Hunde ſich zähmen lieſſen, hat man allmählig alle Eigenſchaften ihrer Natur entwickelt. Die unterſchiedene Himmelsſtriche, wohin ſie gebracht wurden, das unterſchiedene Futter, das man ihnen reichte, die mancherley Künſte, die man ſie lehrte, waren gar wohl fähig, an ihrer Leibesform und natürlichen Trieben allerley Verſchiedenheiten hervorzubringen. Waren dieſe nun ſo beträchtlich, daß man ſie leicht bemerkte; ſo bemühete man ſich, durch mehrere Fortpflanzungen dergleichen Abänderungen zu erhalten. Man hat ſogar dadurch die Verſchiedenheiten vermehret, daß man Hunde von einerley Qualitäten ſich mit einander belaufen ließ, woraus eigentlich die neue und beſondre Raſſen entſtanden. Die Natur hat in der Folge dieſe Raſſen, die ſich bey den künftigen Fortpflanzungen weiter nicht veränderten, eben dadurch gleichſam für ächt erkläret. Die Charaktere, welche dieſe Raſſen von andern unterſcheiden, müſſen dieſem in ſeinem zahmen Zuſtand betrachteten Geſchlechte am natürlichſten ſeyn, weil ſie ſich eher, als die Merkmale der Blendlingsraſſen gezeigt haben; denn die Budel, die däniſche und Dachshunde, die Windſpiele u. ſ. w. pflegen, jeder ſeine Raſſe, ohne merkliche Veränderung fortzupflan-

zen.

zen. Wenn aber ein Budel und eine däniſche Hündin einen Blendling zeuget, welcher gewiſſe Merkmale von beyden Raſſen an ſich hat, und hernach dieſer Blendling ſich mit einem Budel oder däniſchen Hunde vermiſchet, ſo verſchwinden die Merkmale des Blendlings bey dieſer Fortpflanzung und die Natur iſt geſchäftig, die Charaktere des Budels oder däniſchen Hundes vollkommen wieder herzuſtellen. Dieſe Wiederherſtellung muß noch leichter und geſchwinder von ſtatten gehen, wenn der Vater oder die Mutter jedes der beyden Blendlinge aus einerley Raſſe geweſen ſind. Wenn z. B. der eine Blendling von einem Budel und einer däniſchen Hündin, der andere hingegen von einem Budel und einem weiblichen Windſpiel gezeuget worden iſt, ſo müſſen die Merkmale des Budels bey dieſer andern Fortpflanzung die Merkmale des däniſchen Hundes und Windſpieles übertreffen, und es können oftmals ächte Budel durch dieſe beyde Blendlinge gezeuget werden.

Dies iſt eigentlich die Art, wie die Hunde von den Blendlingen fortgepflanzet und ſo zu ſagen wieder hergeſtellet werden. Wenn in der Natur ſelbſt nicht ein gewiſſes Beſtreben läge, die Charaktere der Hauptraſſen wieder herzuſtellen; ſo würden die Raſſen, weil die Hunde ſich ohne Unterſchied mit einander vermiſchen, in kurzer Zeit ſich völlig verändern und verſchwinden. In dieſer willkührlichen Vermiſchung der Hunde liegt auch der Grund, warum, bey dem angeführten Beſtreben der Natur, einige Raſſen, die man in einer Gegend nicht ſo zahlreich, als in einer andern findet, ſo bald ausarten und gänzlich ausſterben. Läßt man aber die Hunde von unterſchiedenen Raſſen gar nicht zuſammen, ſo verhütet man alle Ver-

miſchung,

miſchung, folglich auch jede Veränderung, welche nicht bloß vom Einfluſſe des Himmelsſtriches abhänget.

Die Gleichförmigkeit unter den innern Theilen des Hundes, Wolfes und Fuchſes fällt ſo ſtark in die Augen, und pflegt von ſo beſondern Merkmalen abzuhangen, daß man daraus vielleicht einen Schluß auf die äuſſere Aehnlichkeit machen und daraus folgern könnte, die Geſtallt eines wilden Hundes müſſe der Geſtallt des Fuchſes oder Wolfes mehr, als irgend eines andern Thieres, gleichen. Es zeigt ſich aber gleich beym erſten Anblick, daß diejenige Hunde, welche mit den längſten Schnautzen verſehen ſind, mit Wölfen und Füchſen die meiſte Aehnlichkeit haben.

Die langſchnäutzigen Hunde würden alſo den wilden, wenn es anders ſolche gäbe, am ähnlichſten und durch die Auferziehung am wenigſten verändert, folglich mit den urſprünglichen Merkmalen des Geſchlechts noch am deutlichſten bezeichnet ſeyn.

Die Form der Schnautze macht in der Phyſiognomie der Hunderaſſen das deutlichſte Kennzeichen, zugleich auch den ſicherſten Charakter aus, wodurch ſich die Raſſen unterſcheiden laſſen. Die Leibesgröſſe iſt unter allen Charakteren zwar der ſichtbarſte, aber auch der unbeſtändigſte. Man findet in einerley Raſſe ſehr groſſe und ſehr kleine Hunde, beſtändig aber einerley Figur der Schnautze. Die längſte nähern ſich der urſprünglichen Beſchaffenheit der Gattung am allermeiſten, die kürzeſte und breitſte am allerwenigſten.

Herr Daubenton macht aus dieſem Grunde bey Beſchreibung der uns bekannten Hunderaſſen den Anfang mit ſolchen, welche die längſte Schnautzen haben; von dieſen geht er zu den Hunden mit kürzerer und endlich zu denen, mit breiter oder kürzeſter Schnautze über. Die längſte Schnautzen haben ohnſtreitig die Bauernhunde, däniſche Hunde und Windſpiel, die kürzeſte der Bullenbeiſſer. Der Bauernhund alſo, und Bullenbeiſſer können, in Abſicht auf die Schnautze, für die beyden äuſſerſten Raſſen der Hundegattung angeſehen werden. Bey den mittlern Raſſen äuſſert ſich die Veränderung der Geſtallt dieſes Theiles nach unmerklichen Graden.

Wir haben es auch hier mit Raſſen zu thun, die unter eine Gattung gehören, deren Unterſchied alſo auch nicht ſo beträchtlich, als zwiſchen wirklichen Geſchlechtern ſeyn kann. Dies iſt eigentlich der Grund, warum es oft ſo ſchwer fällt, die Haupt- und vermiſchte Raſſen von einander unterſcheiden zu können.

Es iſt eine bloß willkührlich angenommene Eintheilung, wenn man die Bauernhunde, Windſpiele und däniſche Hunde als drey unterſchiedene Hauptraſſen betrachtet. Denn wenn man die Raſſen der Hunde nach der Geſtallt ihrer Schnautzen eintheilet, ſo ſetzt man hier einen eben ſo willkührlichen Charakter veſt, als diejenige ſind, worauf man gemeiniglich die Methoden in der Geſchichte der Natur zu gründen pfleget.

Wenn man es auch als ausgemacht glauben dürfte, daß alle wilde Hunde ſolche Schnautzen wie unſere Bauernhunde hätten, und alle Hunde mit kurzen

Schnau-

Schnautzen von dieſer Raſſe ausgeartet wären, ſo lieſſe ſich doch, aus den unterſchiedenen Graden der Länge und Dicke der Schnautzen lange noch nicht ſicher beſtimmen, unter welchen Raſſen man ſich eigentlich die Haupt- oder die vermiſchte Raſſen gedenken ſollte. Wahrſcheinlich ſind ſie alle aus einer vermiſchten Begattung und durch den Einfluß des Himmelsſtriches entſtanden, und wir ſehen einige nur darum für Hauptgattungen an, weil ſie am längſten bekannt ſind.

Demohnerachtet zeigen doch wenigſtens die Kennzeichen, welche von der Figur der Schnautze genommen werden, die Folge der Veränderungen, die ſich beym ganzen Hundegeſchlecht ereignet haben, und man kann die unterſchiedene Raſſen deſſelben, durch Hülfe dieſes Merkmales beſſer, als vermittelſt irgend eines andern, erkennen.

Tab. XXI. der Haus-od. Bauern Hund. Pag. 159.

Büff. - - - - - - - - - - - II. T. C. B. G. ſc.

Beſondere Beſchreibung der Hunderaßen.

I. Hauptraßen.

1) Der Bauernhund [26].

Tab. XXI.

Dieſe Hunde ſcheinen unter allen die roheſten zu ſeyn, weil ſie faſt ihr ganzes Leben auf dem Felde zubringen, und auf eine bloß bäueriſche Art erzogen werden, die zur Ausartung und Veränderung der Merkmale wilder Hunde das wenigſte beytragen kann. Sie haben eine lange, aber nicht ſo dicke Schnautze, als die groſſe däniſche Hunde (Tab. XXII.). Der Kopf iſt lang, die Stirne platt, die Ohren ſind klein, und von ihrem Umfange, bis etwa zur

26) Der Haushund, Hofhund. *Canis familiaris* α) *domeſticus Linn.* S. N. XII. p. 57. auriculis erectis, cauda ſubtus lanatâ. Müllers Linneiſches Naturſyſt. I. p. 207. Hallen I. p. 487. Villaticus. Pacan. Fr. *Matin.* Gr. Οἰκουρὸς *Jonſt.* T. 70. fig. 1. *Klein.* Quadr. p. 68. Bauerreckel. M. . .

zur Hälfte der ganzen Länge, ſteif, der übrige Theil aber pflegt an denſelben herab zu hängen. Dabey haben ſie lange, nervichte, ſtarke Füſſe, einen langen, der Taille nach proportionirlich ſtarken, doch nicht ſonderlich dicken Körper, der um die Dünnungen etwas ſchmächtig erſcheinet. Ihr aufwärts gebogener Schwanz ſtellt einen Bogen, mit vorwärts ſtehender Spitze, vor. Durch die Umbiegung des Schwanzes nach der linken Seite unterſcheidet ſich dies allenthalben bekannte Thier, nicht allein vom Wolf und andern Thieren dieſes Geſchlechtes, ſondern auch überhaupt von allen vierfüßigen Thieren. Der Archiater von Linne glaubet, daß dieſes von dem ſchiefen Gang der Hunde herrühre, und daß ein Hund mit einem rechts umgebogenen Schwanze, wenn ſich ein ſolcher jemals fände, auch ſeine rechte Niere niedriger, als die linke, führen müſſe.

Auſſerdem haben die Bauernhunde gemeiniglich an der Kehle, vorn am Halſe, unter dem Bauche, hinten an den Schenkeln und auf dem Schwanze längeres Haar, als an den übrigen Theilen des Leibes, an welchen es ungemein kurz iſt. In Anſehung der Farbe giebt es unter dieſen Hunden mancherley Abänderungen. Sie werden weiß, grau, fahl, braun, ſchwarz, bunt, gemiſcht u. ſ. w. gefunden. In einigen Provinzen aber, ſonderlich in Bourgogne, haben die meiſten Hunde dieſer Art, auf ſchwarzem Grunde weiſſe Flecken. Die Urſache hiervon liegt aber vielleicht in der Meynung, daß die ſchwarze Bauernhunde beſſer, als die andern ſind, weswegen man auf dieſe vorzüglich zu halten pflegt. An Gröſſe gleicht ein ſolcher Hund gemeiniglich einem Fuchs. Unter ſeine vorzüglichſte Tugenden gehört die Wachſamkeit,

Tab. XXII. der groſse Dänische Hund. Pag. 161.

Büff. — — — — — — — — — — II. T. C. B. G. ſc.

keit, vermöge welcher er ein Beſchützer der Häuſer und Vertheidiger ſeiner Herrſchaft genennet zu werden verdiente.

2) Der groſſe däniſche Hund 27).
Tab. XXII.

Die Hunde von dieſer Art ſind an allen Theilen ihres Körpers merklich ſtärker, als die Bauernhunde (Tab. XXI.). Ihr ganzer Unterſchied beſteht auch, allem Anſchein nach, bloß in der mehrern Gröſſe. Ihr kurzes Haar iſt, in Anſehung der Farbe, nicht bey allen überein. Die meiſten ſind fahl, andere grau, noch andere ſchwarz, einige auch wohl mit weißgrauen, ſchwarzen, fahlen und andern Flecken bezeichnet. Gut abgerichtete werden von Jägern mit Nutzen gebraucht, und man pflegt in Dännemark ſelbſt, nach Herrn Pontoppidans Bericht, viel von ihnen zu halten. Groſſe däniſche Hunde werden ſie zum Unterſchied einer andern Art genennet, welche unter dem Namen der kleinen däniſchen Hunde bekannt ſind.

Nach der gewöhnlichſten Meynung ſollen die groſſe und kleine däniſche Hunde, in ſo fern ſie bloß an der Leibesgröſſe von einander unterſchieden ſind, nur Eine Art ausmachen. Man wird aber in der Folge ſehen, daß es noch viel andere Merkmale giebt, wodurch ſie von einander abweichen.

3) Der

27) Er wird auch, weil er gern hinter die Wagen herläuft, von einigen der däniſche Kutſchenhund genennet. S. Hallen l. c. p. 482. Fr. Le *grand Danois*, ou *Danois de Caroſſe*. Canis Daniae major.

3) Der Windhund [28].

Tab. XXIII. fig. 2.

Die Windſpiele ſcheinen von den Bauerhunden (Tab. XXI.) bloß darinn unterſchieden zu ſeyn, daß alle Theile ihres Körpers dünner und ſchmächtiger, ihre Knochen ſchwächer, und ihre Muskeln mager genug ſind, um ſie zu weit ſchlankern Thieren zu machen, als die Bauernhunde. Sie haben auch eine ſpitzigere Schnautze, kürzere Lefzen, ein viel gekrümmteres Stirnblatt, einen kleinern und längern Kopf, ſchmalere und dünnere Ohren, einen längern Hals und ſchmächtigern Leib, vornämlich in den Dünnungen, magrere Schenkel, einen minder fleiſchichten Schwanz und einen ſehr gebognen Rücken. Die Stärke und Kräfte, welche den groſſen däniſchen Hunden, vermöge der ſtarken Muskeln, eigen ſind, erſetzen die Windſpiele, wegen ihres langen Wuchſes, durch eine geſchmeidige Schnelligkeit. Ihr Haar iſt ſehr kurz und an den meiſten hellfahl. Die weiß, grau, ſchwarz u. ſ. w. gefärbte Windhunde, mögen wohl von einer Vermiſchung mit Bauer- oder däniſchen Hunden abſtammen, ſo wie einige ihr langes Haar einer Vermiſchung mit ſpaniſchen Wachtelhunden

28) Das Windſpiel. Hallen l. c. p. 481. fig. 33. Vertagus. *Linn.* S. N. l. c. p. 57. γ. *Canis familiaris grajus*, magnitudine Lupi, trunco curvato, roſtro attenuato. *Gesn.* Quadr. 249. *Aldrov.* Quadr. p. 545. Canis ſcoticus venaticus. *Jonſt.* T. 71. Canis venatorius, Windſpiel. Franz. *Levrier*; das Weibchen *Levrette*; die jungen Windhunde und eine kleine Art derſelben heiſſen *Levrons*. Holl. *Haazewind.*

M . .

den zu danken haben. Es giebt groſſe, mittelmäßige (Tab. XXIII. fig. 2.) und kleine Windhunde, die bey den Franzoſen *Levrons* heiſſen, auſſer der Taille aber nicht von einander unterſchieden ſind.

Sie kommen aus den warmen Ländern der Levante u. ſ. w. und in den heiſſen Himmelsſtrichen, wo die Hunde bekanntermaſſen ihr Haar und Stimme verlieren, ſind ſie eine Ausartung des Bauernhundes. In Kurland giebt es Windhunde, gröſſer als die Doggen, womit Bären und Elennthiere gehezt werden. Vielleicht ſind es diejenigen, welche Hr. Bomare 29) den Kuppelwindhund (Levrier d'attache) nennet, und von ihm erzählet, daß die Schottländer, Irrländer, Skythen, Tartarn und andere nordiſche Völker ſich ihrer bedienten, Wölfe, wilde Schweine, wilde Ochſen, Büffel u. ſ w mit ihnen zu jagen. In Skythien ſind ſie ſtark genug, um Tiger und Löwen damit hetzen zu können Die Einwohner des Landes brauchen ſie gemeiniglich zum Schutz ihrer Heerden, welche ſie beſtändig im Freyen erhalten.

Die groſſe kurländiſche Windhunde pflegt man mit lauter trocknem Brod und Waſſer zu beköſtigen, um ſie ſchlank zu erhalten, und gewöhnet ſie, an dem Hetzriemen immer neben dem Pferde zu laufen.

Den jungen Windhunden werden die Klauen beſchnitten, weil man gefunden, daß es ihnen dadurch leichter wird, ſchnell und frey zu laufen.

29) In ſeinem *Diction. d'Hiſt. Nat.* Tom. VI. p. 294. M. . .

Die kurländiſche Eishunde ſind eigentlich Windhunde mit haarigen Fußſohlen, wie man ſie an den Haſen wahrnimmt. Daher ſie auch geſchickt ſind, im Winter, wenn kein Schnee gefallen iſt, auf der gefrornen holprichten Erde, das Wild zu jagen.

4) Der Schäferhund [30].

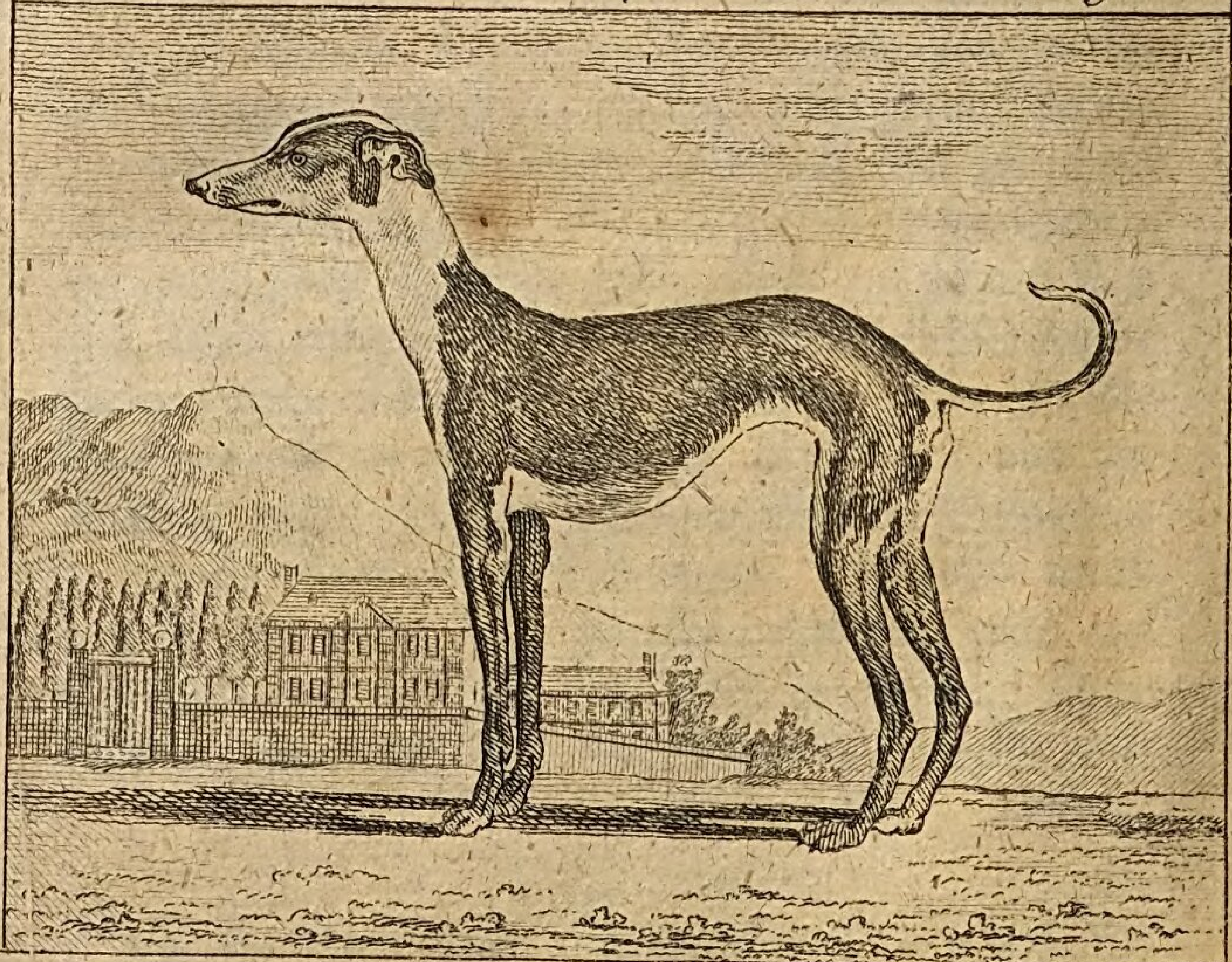
Tab. XXIII. fig. 1.

An Leibesgeſtallt ſind wohl dieſe Hunde merklich kleiner, als die Bauernhunde, (Tab. XXI.) groſſe Windſpiele und groſſe däniſche Hunde (Tab. XXII.); in Anſehung der Geſtallt des Kopfes aber und der Schnautze, welche bey ihnen dicker, als bey den Windſpielen, aber ſchwächer, als bey den däniſchen Hunden iſt, gleichen ſie vorzüglich den Bauerhunden. Sie haben kurze, ſteife Ohren, einen faſt gerade hintenaus ſtehenden Schwanz, der ſich zuweilen ein wenig oberwärts krümmet, oft aber auch gerade herunter hänget. Den ganzen Leib decket ein zottichtes Haar, die Schnautze, die äuſſere Seite der Schenkel und hintern Theile der Hinterfüſſe, unter den Ferſen, allein ausgenommen. Die gewöhnlichſte Farbe dieſer Hunde iſt eigentlich die ſchwarze. Der hier abgebildete war an der Kehle, auf der Bruſt und am Bauche grau. An den Füſſen und am Schwanze war mehr Graues als Schwarzes. Er hatte unter den Augen zween fahle Flecken, und war auch auf der Schnautze mit eben der Farbe bezeichnet. Ihre Benennungen zeigen ſchon genugſam, daß ihr vorzüglich=

30) Der Hirtenhund, Phylax. Hallen l. c. p. 479. Fr. Chien de Berger.

Tab. XXIII. Fig. 1. der Schäfer = od. Hirten Hund. Pag. 164.

Fig. 2. das Windſpiel. Pag. 162.



Büff. - - - - - - - - - - - - II. T. C. B. G ſc.

Büff. - - - - - - - - - - - - II. T. C. B. G. ſc.

züglichſter Gebrauch darinn beſtehet, die Heerden zu regieren, zu ſchützen und in Ordnung zu erhalten.

Die Engelländer, ſagt Hr. Baretti, in ſeinen Reiſen II Th. p. 178. pflegen ſich viel auf ihre Doggen einzubilden, und behaupten, ſie würden ſich lieber in Stücken zerhauen laſſen, als nachgeben, wenn ſie einmal angepackt haben. Allein die ſpaniſche Schäferhunde werden von ihnen gewiß nicht übertroffen. Dieſe wagen ſich an den gröſten Wolf auf den pyrenäiſchen Gebirgen, und können ihn in einem Augenblick erwürgen. Sie ſind nicht allein ſtark, ſondern auch ſehr hurtig, und ſollen einem Menſchen, welcher der Heerde entgegen kömmt, nichts zu Leide thun, ihn aber deſto ſicherer anfallen, wenn er von hinten kömmt, wofern die Schäfer ſie nicht abrufen.

5) Der Wolfshund [31]).
Tab. XXIV.

Dieſe Raße hat mit den Hirten= oder Schäferhunden (Tab. XXIII. fig. 1.) mehr Aehnlichkeit, als mit irgend einer andern. Ihre Benennung haben ſie daher, weil ſie an den Ohren und langen Haaren dem Wolfe gleichen. Sie ſind mit einer langen, ſpitzigen Schnautze, ſteifen, ſpitzigen Ohren, einem langen Kopf, mit wohlproportionirten Körper und Schenkeln, ingleichen mit einem hohen vorwärts gekrümmten Schwanze verſehen. Auf dem Kopf, an den Füſſen und Ohren pflegen ſie ein kurzes, über

31) Fr. Chien Loup. Cf. Pr. Müller l. c. p. 211. Hallen l. c. p. 480. M. . .

den ganzen Leib aber, vornämlich auf dem Schwanz, ein langes und ſeidenartiges Haar zu tragen. Man hat von dieſer Art ganz weiſſe, wie der hier abgebildete, aber auch graue, falbe und ſchwarze Hunde.

6) Der ſiberiſche Hund 32).

Tab. XXV. fig. 1.

Man hat ſonſt auch die eben beſchriebene Wolfshunde ſiberiſche Hunde genennet; wir unterſcheiden ſie aber dadurch von einander, daß die erſten überall mit langen Haaren, die ſiberiſche hingegen auf dem Kopfe nur mit einem kurzen Haar bedeckt ſind. Uebrigens iſt unter beyden faſt gar kein Unterſchied wahrzunehmen. Der hier abgebildete ſiberiſche Hund, war auf einem aſchgrauen Grunde mit lichten ſchieferfarbigen Flecken bezeichnet. Herr Hallen beſchreibt ihn als einen Wolfshund mit nicht ſo langem Halſe, kurzen Ohren, runderem und haarigerm Kopfe, imgleichen mit einem zottigen Schwanze, der auf dem Rücken in Schneckenförmiger Krümmung ſich überleget.

Die ſiberiſche Hunde, ſagt Herr Houttuyn 33), ſind entweder ganz weiß, oder ſchwarz, oder grau, von mittelmäßiger Gröſſe, kleinen Augen, kurzen Ohren, die ſo ſpitzig, als Hörner in die Höhe ſtehen, kurzen Haaren am Kopf, an den Ohren und Füſſen. Am

32) S. Hallen l. c. Pr. Müller l. c. p. 212. Franz. *Le Chien de Siberie*. M. ..

33) oder Hr. Prof. Müller am angef. Orte. M. ..

Tab. XXV. Fig 1. Siberiſcher Hund. Pag. 166.

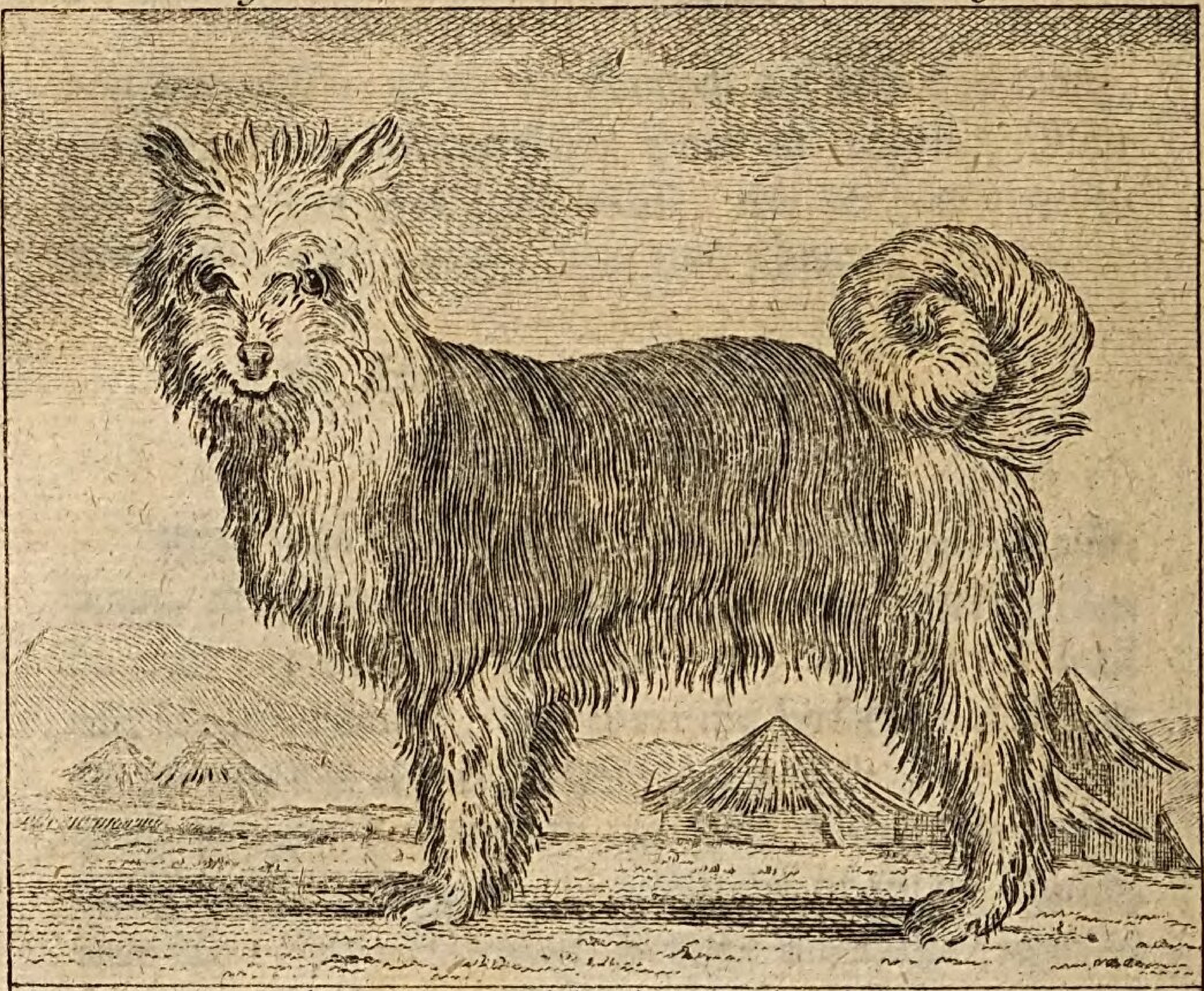
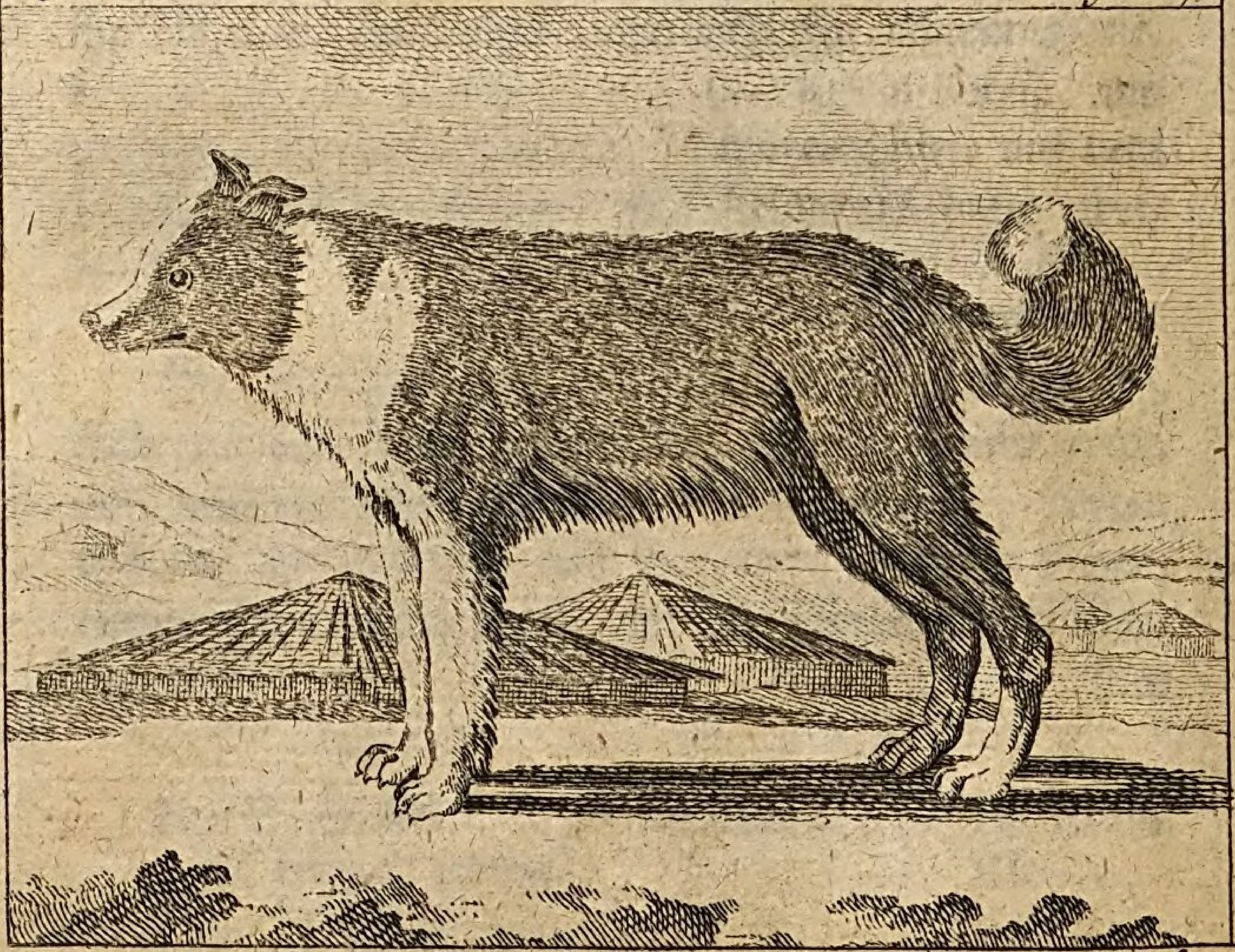


Fig. 2. der Isländiſche Hund. Pag. 167.



Büff. ——————— II. T. C. B. G. ſc.

Am übrigen Körper ſind ihre Haare deſto länger und faſt wie Seide anzufühlen. Dieſe Hunde ſind von einer ſanftmüthigen Art; ſie gehören aber zu der Klaſſe derjenigen ſiberiſchen und tartariſchen Hunde, welche daſelbſt wild herum laufen, und von den Einwohnern als ein Wildpret zum Eſſen gejaget werden.

7) Der isländiſche Hund [34].

Tab. XXV. fig. 2.

Die Länge dieſes Hundes pflegt 1 Schuh, ſieben Zoll, die Höhe, einen Schuh, zween Zoll zu betragen. An ſeinem runden Kopf, der ſich in eine ſchwache, kurze und kleine Schnautze endigt, wird man ein Paar groſſe Augen gewahr. In dieſer Abſicht und wegen ſeiner zum Theil ſteifen, zum Theil herabhangenden Ohren, ſcheint er mit dem kleinen däniſchen Hunde (Tab. XXXIV. fig. 1.) ziemlich viel Aehnliches zu haben. Hals und Leib ſind gleichſam aufgedunſen. Der kurze Hals ſcheint beynahe mit dem Rücken eine gleiche Linie zu ziehen. Das Haar iſt lang und glatt, beſonders hinten an den Vorderfüſſen, der Schwanz in der Mitte ſehr dick von Haaren, am Ende dicker, als am Anfange und an der Spitze rund.

In ſo fern der hier abgebildete Hund wirklich aus Island gebracht worden, (denn Hr. von Maupertuis hatte ihn vom Vicekönig in Island, Herrn Grafen von Ranzau, erhalten und von Hr. Fritken, damaligen

34) S. Hallen l. cit. Müller l. c. p. 213. Franz. *Chien d'Islande*. M. . .

maligen Zeichenmeiſter der hieſigen Akademie, abzeichnen laſſen), iſt wohl nicht zu zweifeln, daß er die ächte Geſtallt isländiſcher Hunde vollkommen habe.

8) Die Jagdhunde 35).

Tab. XXVI.

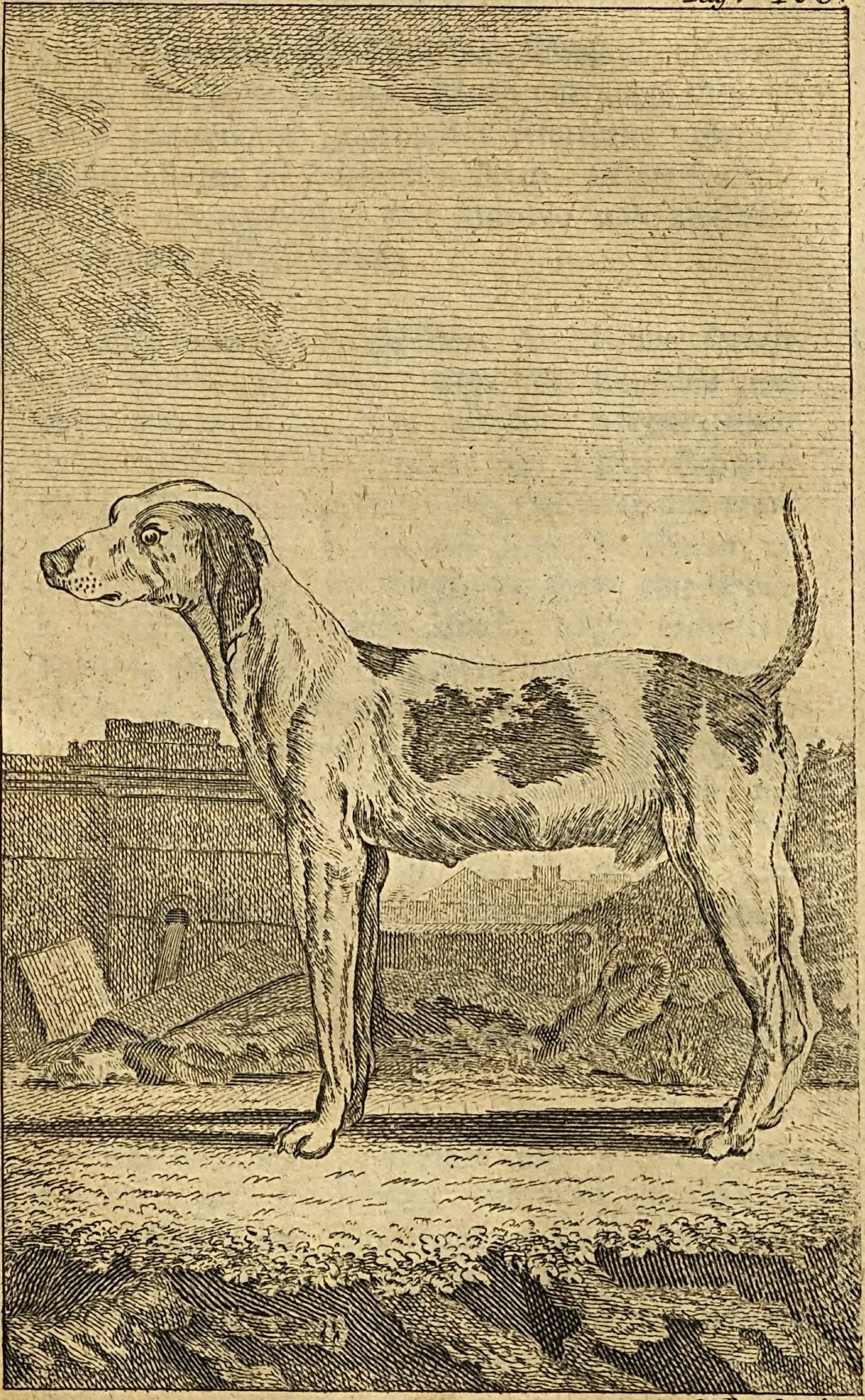
An den eigentlich ſogenannten Jagdhunden iſt die Schnautze eben ſo lang und noch ſtärker, als am Bauernhunde (Tab. XXI). Dabey haben ſie einen ſtarken, runden Kopf, breite, glatt herabhängende Ohren, lange, fleiſchichte Schenkel, einen ſtarken und geſtreckten Leib, einen in die Höhe gerichteten, ſich vorwärts biegenden Schwanz und kurzes Haar, das faſt über den ganzen Leib einerley Länge behauptet. Von Farbe ſind ſie entweder weiß, oder auf weiſſem Grunde mit ſchwarzen und fahlen Flecken bezeichnet.

In ſo fern man dieſe Hunde zur Jagd brauchen will, ſind ſie eben ſo vieler Mängel und Vollkommenheiten fähig, als die Schulpferde; denn die Jagdluſt iſt von eben ſo weitem Umfang, als die Reitkunſt. Man hat an den Jagdhunden ſo lange Bemerkungen angeſtellet, bis man endlich diejenigen Verhältniſſe aller ihrer äußerlichen Theile gefunden, welche ſo wohl in Abſicht auf die Schönheit ihrer Geſtallt, als ihres Gebrauchs zur Jagd, für die vortheilhafteſten zu halten ſind. Wir wollen hier

35) S. Hallen l. c. p. 483. Canis venaticus. *Linn.* l. c. p. 57. *Canis familiaris β) Sagax* vel *venaticus*, auriculis pendulis, digito ſpurio ad tibias poſticas. Fr. *Chien courant.*

M . .

der Iagd Hund.



Büff. - - - - - - - - - II. T. C.B. G. ſc.

hier nur diejenige Merkmale zum Beyſpiel anführen, welche die Jäger zu einer ſchönen und guten Geſtallt eines brauchbaren Jagdhundes erfordern. Gemeiniglich pflegen ſie dreyerley Arten, als die franzöſiſche, normandiſche oder Baubis und engliſche Jagdhunde anzunehmen.

Von einem franzöſiſchen Jagdhunde fordert man offne Naſenlöcher, einen vom Kopf bis zum Schwanze nicht allzu lang geſtreckten Körper, einen leichten und nervichten Kopf, eine ſpitzige Schnauze, große herausſtehende, reine, funkelnde und muntere Augen, große, weiche und hängende Ohren, einen langen, runden und biegſamen Hals, eine ſchmale, doch nicht allzu enge Bruſt, leichte Schulterblätter, einen runden, geraden und wohlgebildeten Schenkel, ſtarke Ribben, kurze, hohe, breite, nervichte, wenig fleiſchige Lenden, einen ſchmächtigen Bauch, runde, freyliegende Dickbeine, ſchmale, magere Dünnungen, einen beweglichen Schwanz, der am Ende nicht haaricht iſt, am Bauch grobe Haare, kurze, magere Pfoten, ſtarke Nägel u. ſ. w.

Die normandiſche Hunde ſind ſtärker am Leibe, mit einem kürzern Kopf und nicht ſo langen Ohren verſehen.

Am engliſchen Jagdhund bemerkt man einen kleinern Kopf, eine längere und ſpitzigere Schnauze, kürzern Leib, kürzere Ohren und Kniekehlen, eine leichtere Taille und beſſer gebildete Füße. Die Hunde von der ganz reinen Raße ſind gemeiniglich mit einem grauen, ſchwarz geſprenkelten Haar bedecket.

Die deutſche Jagdhunde ſind haaricht und leicht. Die pohlniſche ſind ſchwerer, dabey von wolfs- grauer, ſchwarzer, rothbraun- gelber Farbe. Die Jungen läßt man zween Monate ſaugen, und ge- wöhnt ſie, junge zahme Haſen anzugreifen. Man ſchonet ſie gern bey ſtarkem Wind, im Regen, Schnee und gegen die Füchſe. Ihr Futter beſtehet in Brod- te aus Korn, Gerſte und Hafer, welches in Hafer- ſchrot unter ſiedendes Waſſer, eingerühret wird. (S. Halle, l. cit.)

Die nordiſche Hunde ſind, wie anderwärts, theils als Vieh- oder Hirtenhunde abgerichtet, wel- che den Heerden auf den Bergen folgen, ſie zuſam- mentreiben und bewachen, theils zur Jagd, beſon- ders zur Bärenjagd gewöhnet. Hierzu werden vor- züglich die kleine Hunde gebraucht, welche ſich nicht ſo leicht greifen laſſen, und ſich vor andern furcht- bar machen. Die meiſten pflegt man in Norwegen zum Vogelfang abzurichten, weil man daſelbſt auf den ſteilen Bergenſeiten den Vögeln ſonſt gar nicht beykommen würde.

Auf Röſt, Väröen und anderwärts in Nord- land, wo der Vogelfang ſehr vortheilhaft iſt, wer- den von einem jeden Bauer zwölf bis ſechszehn der- gleichen Vogelhunde gehalten. Sie ſind klein, lang ſchmal und kurzbeinigt. Ihre Jagd bereichert den Bauer oft mehr, als ſeine andere Nahrung, und es pflegt aus dieſem Grunde unter ihnen oft ein Zank, wegen der Anzahl dieſer Hunde zu entſtehen. S. Pontopp. Norw. II. Th. p. 17.

9) Der

Büff. ______________ II. T. C. B. Glaſsbach ſc.

Tab. XXVIII. Tiger = od. Bengal. Spürhund. Pag. 171.

Büff. - - - - - - - - - - - - II. T. C. B. G. ſc.

9) Der Spürhund 36).

Tab. XXVII.

Von der vorigen Art ſind die Spürhunde nur darinn unterſchieden, daß ſie etwas kürzere und am Ende nicht ſo dicke Schnauzen, einen ſtärkern Kopf, kürzere, ſchmalere, zum Theil ſteife, zum Theil herabhängende Ohren, längere Schenkel, einen dickern Körper, auch einen fleiſchichtern und kürzern Schwanz haben. Die meiſte Spürhunde ſind weiß, doch giebt es auch einige mit ſchwarzen und falben Flecken.

Der Tigerhund oder bengaliſche Spürhund 37) (Tab. XXVIII.) gleicht, in Anſehung der Geſtalt, andern

36) Der Archiater von Linne hat ſo wohl den Jagd- als Spürhund unter einerley Benennung angezeigt S. Hr. Pr. Müller l. c. p. 207. Indeſſen könnte man ſie, weil ſie wenigſtens in Kleinigkeiten von einander abweichen und zu einem unterſchiedenen Gebrauch dienen, mit Hr. Hallen S. 484. ſo unterſcheiden, daß man den erſten Canis *venaticus*, den andern aber Canis *ſagax* nennte. Bey den Franzoſen heißt der Spürhund Le *Braque*.

M. . .

37) Der Bengaliſche Tigerhund. S. Hallen l. c. p. 484. *Brachus*. Franz. Le *Braque de Bengale*. Canis *avicularis* caudâ truncatâ *Linn*. l. c. Canis Pantherinus *Aldr*. Digit. 561. der Hünerhund. Er heißt auch bey den Franzoſen Chien couchant, weil er auf die Rebhüner und Vögel ſtill zu lauſchen pflegt; Cf. Müller l. c. p. 209. Wachtelhund.

M. . .

andern Spürhunden. An Schönheit iſt er ihnen weit überlegen, weil er auf weiſſem Grunde mit kleinen falben und ſchwarzen Flecken beſprengt oder angenehm getigert iſt. Der Schwanz iſt mehrentheils abgeſtumpft, und pflegt bey jungen Hunden dieſer Art ſelbſt ſo abzuſterben, daß ihnen bloß ein Stump davon übrig bleibt.

10) Die Dachshunde 38).

Tab. XXIX.

Es giebt von dieſer Art kleiner Jagdhunde zwo beſondere Raßen. An der einen ſind allemal die Vorderſchenkel auswärts gekrümmet, und ſie werden krummbeinichte Dachſe (Tab. XXIX. f. 1.) genennet; die andere, deren Schenkel eine gerade und natürliche Bildung zeigen, heiſſen Dachſe mit geraden Schenkeln. (Tab. XXIX. f. 2.) Sie haben alle ſehr kurze Beine, welche in Frankreich nicht allein zu der Benennung: *Baſſet* Anlaß gegeben, ſondern auch das vornehmſte Merkmal ausmachen, wodurch man ſie von den Jagdhunden (Tab. XXVI.) und Spürhunden (Tab. XXVII.) unterſcheidet. Außerdem ſind ſie mit einer langen Schnauze, einem dicken Kopf, hängenden Ohren und einem ſehr langen Leibe verſehen. Doch würde dieſer nicht

38) S. Hallen l. c. p. 484. Taxinus. Veſtigator cunicularis: Pr. Müller l. c p. 209. *Klein.* Quadr. p. 68. Taxinus der Tax- oder Fuchshund. *Linn* l. c. Canis familiaris *vertagus*, pedibus curvatis, trunco longo, ſaepius variegato. Franz. Le *Baſſet à jambes tors*, *Baſſet à jambes droites*. Schwed. *Hanſe*.

Fig. 2. der Dachs mit geraden Beinen.

C. B. Glaſsbach ſc.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere II. T.

nicht länger, als der Körper des Jagd- und Spürhundes zu ſeyn ſcheinen, wenn die Dachſe auf eben ſo hohen Schenkeln, als dieſe Arten, einhergiengen. Die Ohren des Dachshunde ſind nicht ſo lang, als an den Jagdhunden, einige haben auch eine längere Schnautze. In Anſehung der Farbe ſind ſie ſchwarz, haben rothe Flecken auf der Bruſt, über den Augen und unten an den Füſſen; Einige pflegen auch weiß oder ſchwarz, weiß und falb unter einander zu ſeyn.

Es finden ſich auch unter andern Hunden, als Budeln, ſpaniſchen Wachtelhunden, Mopſen u. ſ. w. einige, die von Natur kurze Beine haben. Bey dem Dachshunde ſcheint aber dieſe Bildung ein Fehler der Natur zu ſeyn. Denn ſie haben nicht allein ſehr kurze, ſondern ſo gar mißförmige, mit den ſichtbarſten Zufällen der engliſchen Krankheit behaftete Schenkel. Die Knochen des krummbeinichten Dachſes pflegen eben ſo aufgeſchwollen und krumm zu ſeyn, wie die Knochen rachitiſcher Menſchen.

Die Beſtimmung dieſer Hunde iſt, in die Höhle der Dachſe zu ſteigen, um dieſe herauszutreiben. Zu dieſen Verrichtungen waren ihnen, da ſie ohnehin kein ſonderlich ſcharfes Geſicht haben, die kurze Füße und ſcharfe Zähne ſehr behülflich und nöthig. Die Dachshunde mit geraden Schenkeln ſind wider den Dachſen zu hitzig, und pflegen ſich zu bald bey ihm abzumatten. Daher bringt man vorzüglich die krummbeinichten, in einem Alter von drey Viertel Jahren an die Dachshöhlen, wenn eben ein alter, abgerichteter hinein gelaſſen wird. Dem gefange-

fangenen Dachſe bricht man ſogleich die Zähne aus, und hetzt ihn ſodann mit den jungen Hunden, damit dieſe nicht gleich durch den erſten fehlgeſchlagenen Verſuch allen Muth verlieren. Sonſt werden auch Haſen, Füchſe und Iltiſſe mit ihnen gehetzet.

11) Der große Budel [39]).
Tab. XXX. f. 1.

Die Budels oder Waſſerhunde haben einen dicken, runden Kopf, lange hängende Ohren, kurze Schenkel, einen dicken, kurzen Leib, und einen hinten faſt gerade herabhängenden Schwanz, ein langes, über den ganzen Leib ſo krauſes Haar, daß man ſich die wahre Geſtallt dieſes Thieres, deſſen Theile ſämmtlich unter wollichten Haaren verborgen liegen, kaum ohne Mühe vorzuſtellen vermag. Gemeiniglich ſind ſie weiß oder gelblicht weiß, doch giebt es auch rothe, ſchwarze, braune u. ſ. w.

Man unterſcheidet bey den Budeln, in Abſicht auf ihre Größe, zwo Arten. Die ſogenannte kleine Budel haben aber noch andere Merkmale, wodurch ſie ſich von den großen unterſcheiden, daher wir ſie erſt in einem der folgenden Artikel beſonders beſchreiben werden.

Es iſt übrigens von den Budeln bekannt, daß ſie gern ins Waſſer gehen, daß man ihr Haar im Som-

39) Der Pudel, Waſſerhund. Hallen. l. c. p. 405. *Aviarius aquaticus*: Pr. Müller l. c. p. 208. *Linn.* l. c. *Canis* familiaris *aquaticus*, pilo criſpo, longo, inſtar ovis. Fr. Le Barbet.

M. . .

Tab. XXXI. F. 1. der Spanische Wachtelhund. Pag. 175.

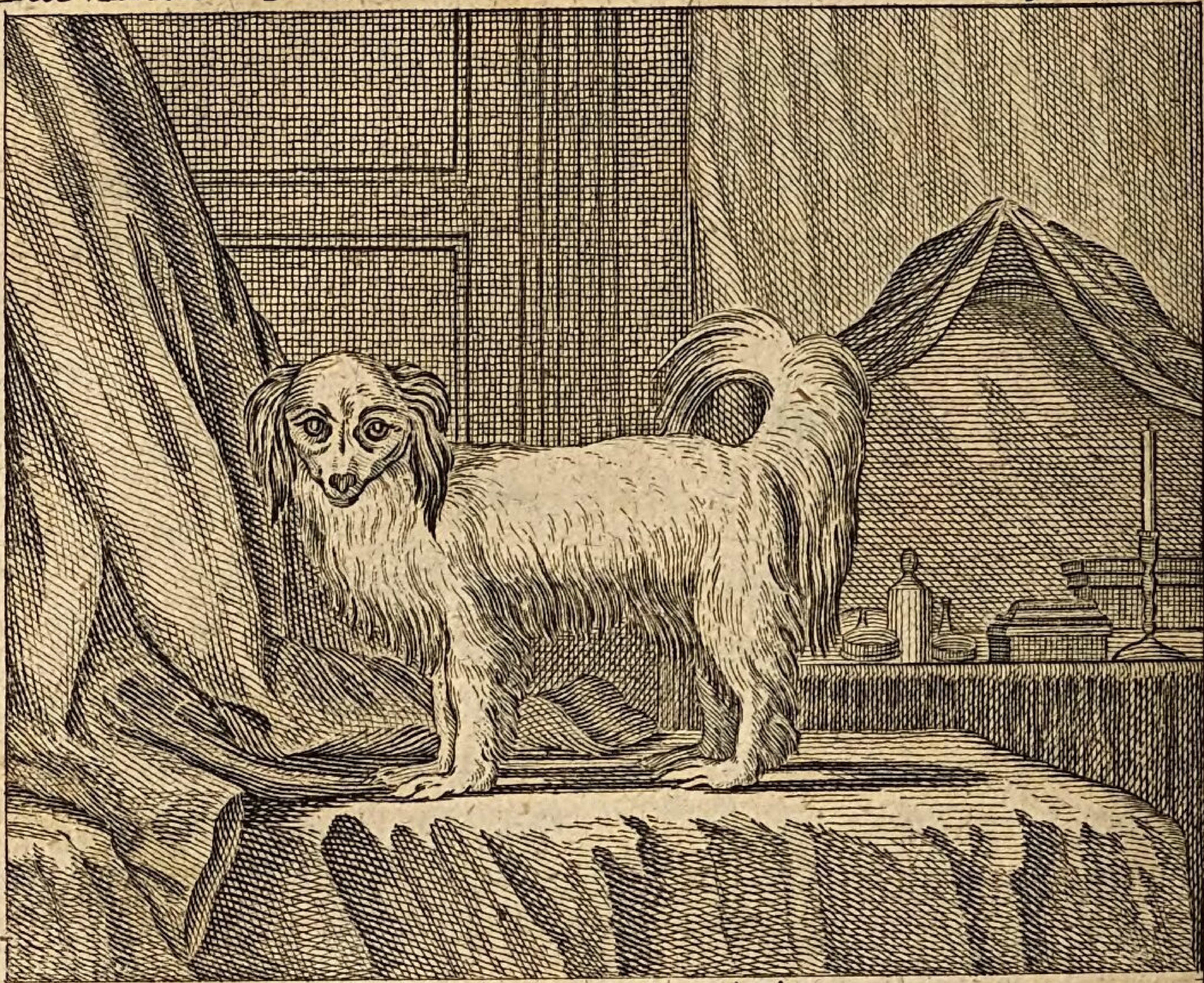
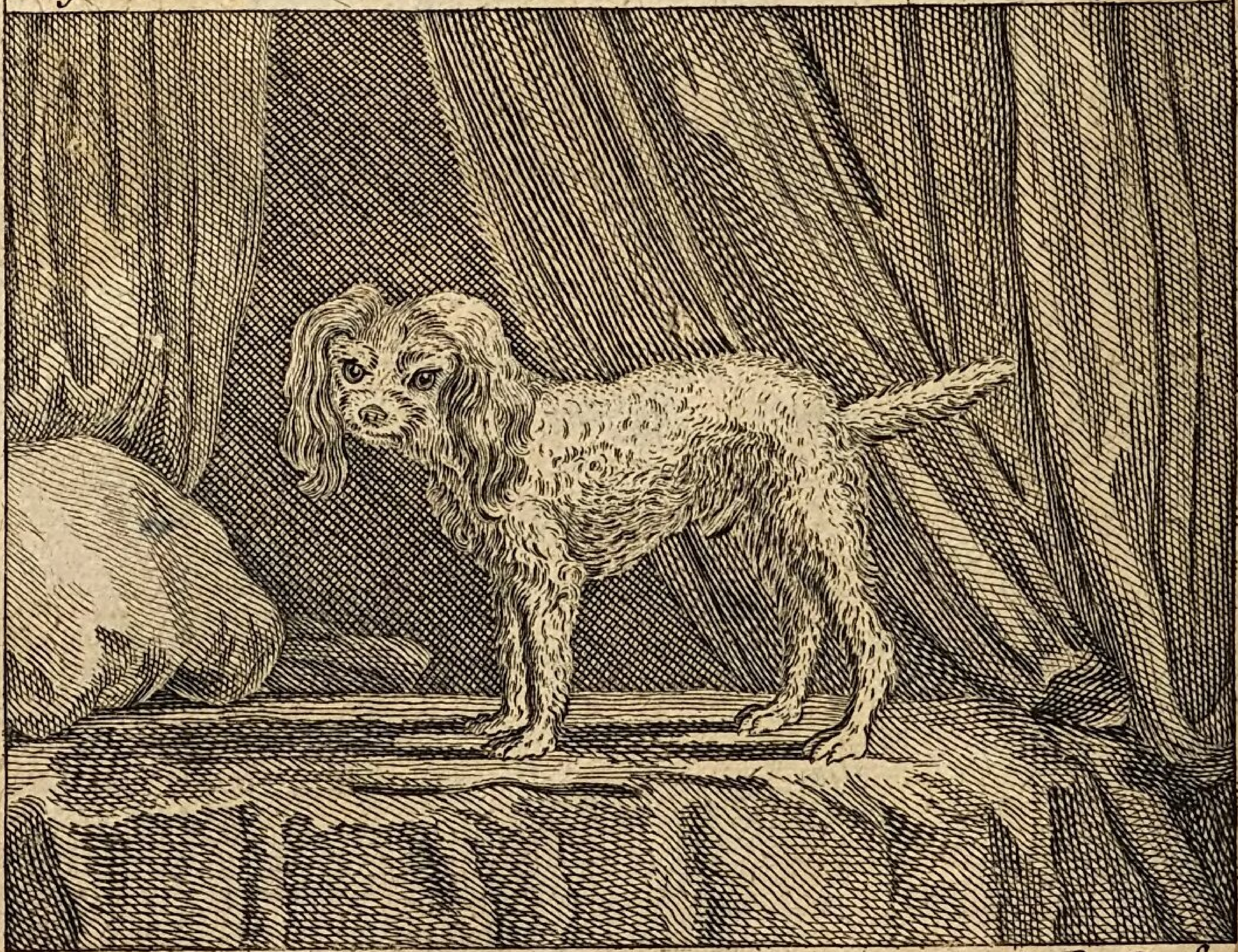


Fig. 2. der kleine Budel. Pag. 183.



Büff. ----------- II. T. C. B. G. ſc.

Tab. XXX. F. 1. der groſse Budel. Pag. 174.

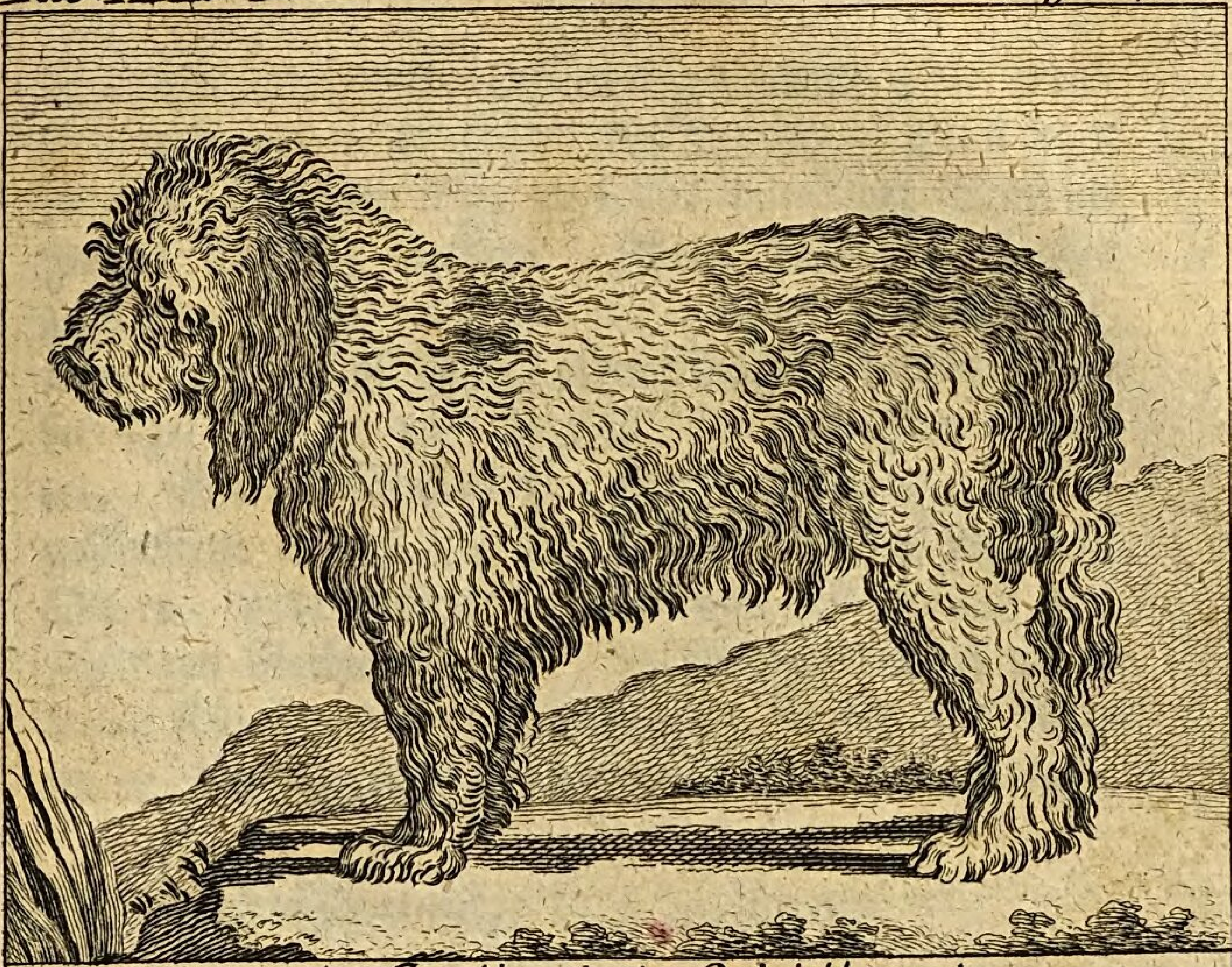
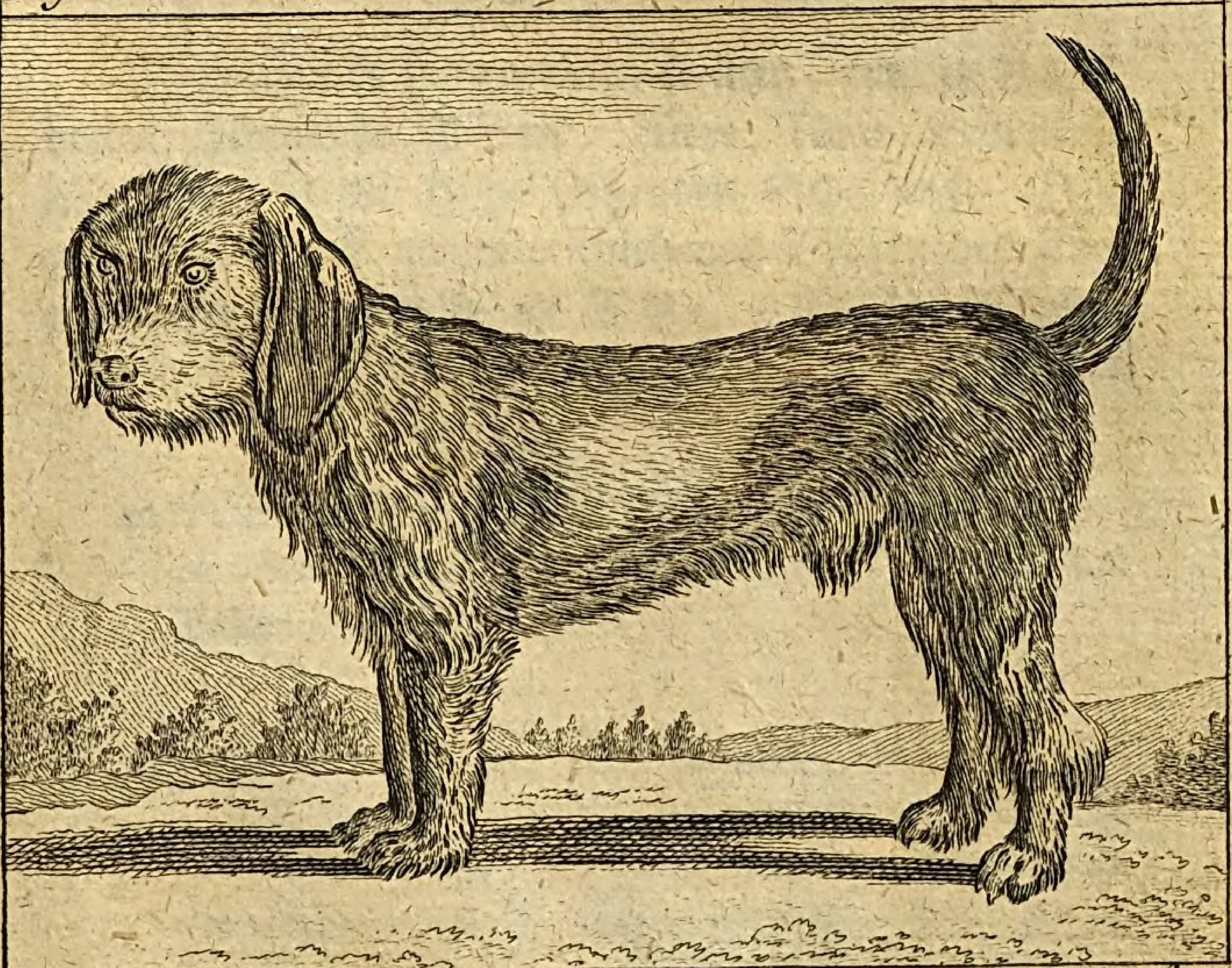


Fig. 2. der Indianische Weidhund.



C. B. G. ſc.

Büff. ---------------- II. T.

Sommer abſchieret, weil es außerdem gern verfilzet, und ſolches zu Hüten verbrauchet. Man lehrt ſie auch Trüffeln 40), eine Art unter der Erde liegender Pilzen, ſuchen. Ihren Trieb ins Waſſer zu gehen macht man dadurch immer vollkommner, wenn man ſie oft Holz, kleine Vögel, Enten, Waſſervögel u. ſ. w. aus dem Waſſer zu hohlen abrichtet. Sie durchſuchen den Schilf ſo lange, bis der geſchoſſene Vogel erbeutet iſt. Allenfalls jagen ſie Ottern, wilde Katzen, Kibitze und Füchſe aus dem ſchilfigen Geſträuch auf. Außerdem ſind ſie zu allerley Künſten ſehr aufgelegt, und können mit Recht unter allen Hunden die getreueſte genennet werden.

12) Spaniſche Wachtelhunde 41).
Tab. XXXI. f. 1.

Dieſe Hunde haben einen kleinen, runden Kopf, breite, hängende Ohren, dürre, kurze Schenkel, und einen in die Höhe ſtehenden Schwanz. Ihr glattes Haar iſt an unterſchiedenen Theilen des Körpers von ſehr ungleicher Länge. An den Ohren, am

40) Tubera. Tuber *Math.* Tuber brumale pulpâ obſcurâ odoratâ *Mich.* gen. 22. Tab. 164. Lycoperdon Tuber *Linn.* Fr. Truffe.

M. . .

41) Hallen l. c p. 485. Der ſpaniſche Wachtel- oder Hüner-Hund. Canis aviarius terreſtris der ſpaniſche kleine Budel. Fr. *l'Eſpagneul. Linn.* l. c. *Canis extrarius* auriculis longis, lanatis, pendulis. *Aldrov.* Digit. p. 561. Der ſpaniſche Hund. Müller l. c. p. 209.

M. . .

am Halſe, an der hintern Seite der Dickbeine und Füße, und auf dem über den Rücken geworfenen Schwanz hat es eine vorzügliche Länge; viel kürzer iſt es an den übrigen Theilen des Leibes. Die meiſten Wachtelhunde ſind überall weiß. Die ſchönſten haben auf dem Kopf eine andere, braun oder ſchwarze Farbe, und ein weiſſes Zeichen an der Schnautze und mitten auf der Stirne. Gemeiniglich pflegen die ſchwarze und weiſſe ſpaniſche Hunde mit einem falben Fleck unter den Augen bezeichnet zu ſeyn. Die Barbarey und Spanien ſind eigentlich das Vaterland dieſer Hunde. Sie gehören unter die Lieblinge vornehmer Häuſer.

13) Der engliſche Wachtelhund [42]).
Tab. XXXII. f. 1.

Die ganz ſchwarze Hunde dieſer Art heißen engliſche Wachtelhunde, weil ſie aus dieſem Lande gebürtig ſind. Ihr vorzüglichſter Unterſchied von den vorigen Tab. XXXI. f. 1. beſteht in den kürzern Haaren am Schwanz, an den Ohren und an den Schenkeln. Man ſieht viel engliſche Wachtelhunde, welche, in Vergleichung mit den großen ſpaniſchen, klein oder von mittelmäßiger Leibesgeſtalt ſind.

Wenn dieſe engliſche Hunde unter den Augen, auf der Schnautze, am Hals und an den Schenkeln feuerfarbig oder braunroth gezeichnet ſind, heiſſen ſie Pyrame.

14) Der

42) Hallen l. c. Engliſche Wachtelhunde. Pyrame. Fr. *Gredin. Pyrame.* M. . .

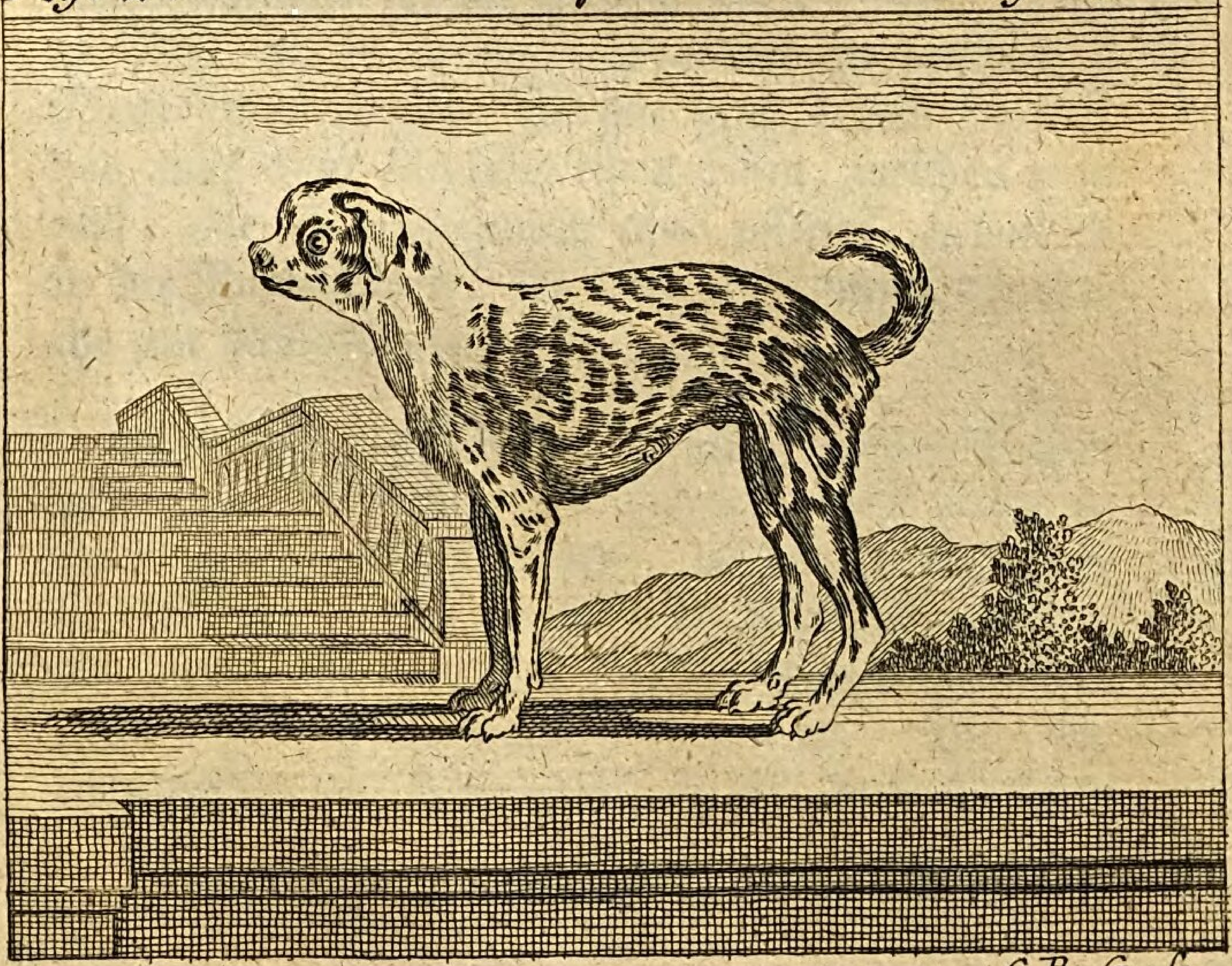
Tab. XXXII. F. 1. Engl. Wachtelhund. Pag. 176.

Fig. 2 der Pyrame. Pag. 176.

Büff. ———————— II. T. C. B. G. ſc.

Tab. XXXIV. F. 1. der kleine Dänische Hund. Pag. 177.

Fig. 2. der Roquet. Pag. 188.



Büff. ------------ II. T. C. B. G. ſc.

14) Der kleine däniſche Hund 43).
Tab. XXXIV. f. 1.

Wollte man von dieſen Hunden bloß nach ihrem Namen urtheilen, ſo würde man zwiſchen ihnen und den großen däniſchen Hunden, außer der Leibesgeſtallt, vielleicht keinen weitern Unterſchied vermuthen. Sie haben aber in der That noch andere ſehr unterſcheidende Merkmale. Die Schnautze iſt verhältnißmäßig nicht ſo ſtark, und ſpitziger, die Augen ſind größer, die Füße magerer, der Schwanz ſteht weit in die Höhe u. ſ. w. Die große Augen und ausgebogene Stirn geben ihnen bey der kurzen und ſchmalen Schnautze, das Anſehen einiger Dummheit. Um dieſes allerdings beträchtlichen Unterſchiedes willen hätte man dieſe Hunde billig anders, als kleine däniſche Hunde nennen ſollen. Wir haben es nicht wagen wollen, ſie anders zu benennen; Denn einer Sache, die gar noch keinen Namen hat, mag man allenfalls einen geben, welchen man will; alle Veränderungen aber pflegen, beſonders in der Naturhiſtorie, der wahren Kenntniß der Sache ſehr hinderlich zu ſeyn.

Die ſogenannte kleine däniſche Hunde gleichen den großen an Länge des Haares, doch haben ſie gemeiniglich andere Farben. Meiſtens erſcheinen ſie weiß und ſchwarz geflecket. Sind ſie auf dieſe Art geſprenget, ſo pflegt man ſie, wegen ihres ſchäckichten Felles, Harlekinen zu nennen. Dieſe letztern werden aus Dännemark häufig nach Deutſchland

43) Hallen l. c. p. 486. Fr. le petit Danois.

M . .

land und Frankreich verſchicket, ſo wie die däniſche Frauenzimmer, zu ihrem Vergnügen, bologneſer, ſpaniſche und engliſche Hunde kommen laſſen. S. Pontopp. Nat. Hiſt. von Dännem. 4to. p. 157.

15) Der türkiſche Hund 44).

Tab. XXXV. f. 1.

Den unter dieſem Namen bekannten oder barbariſchen Hunden fehlen die Haare. Ihr fleiſchfarbiges

44) Ebend. p. 487. Der türkiſche oder barbariſche Hund. *Linn* l. c. Canis *aegyptius* nudus abſque pilis. Müller l. c. p. 210. Fr. Chien Turc ou d'Egypte.

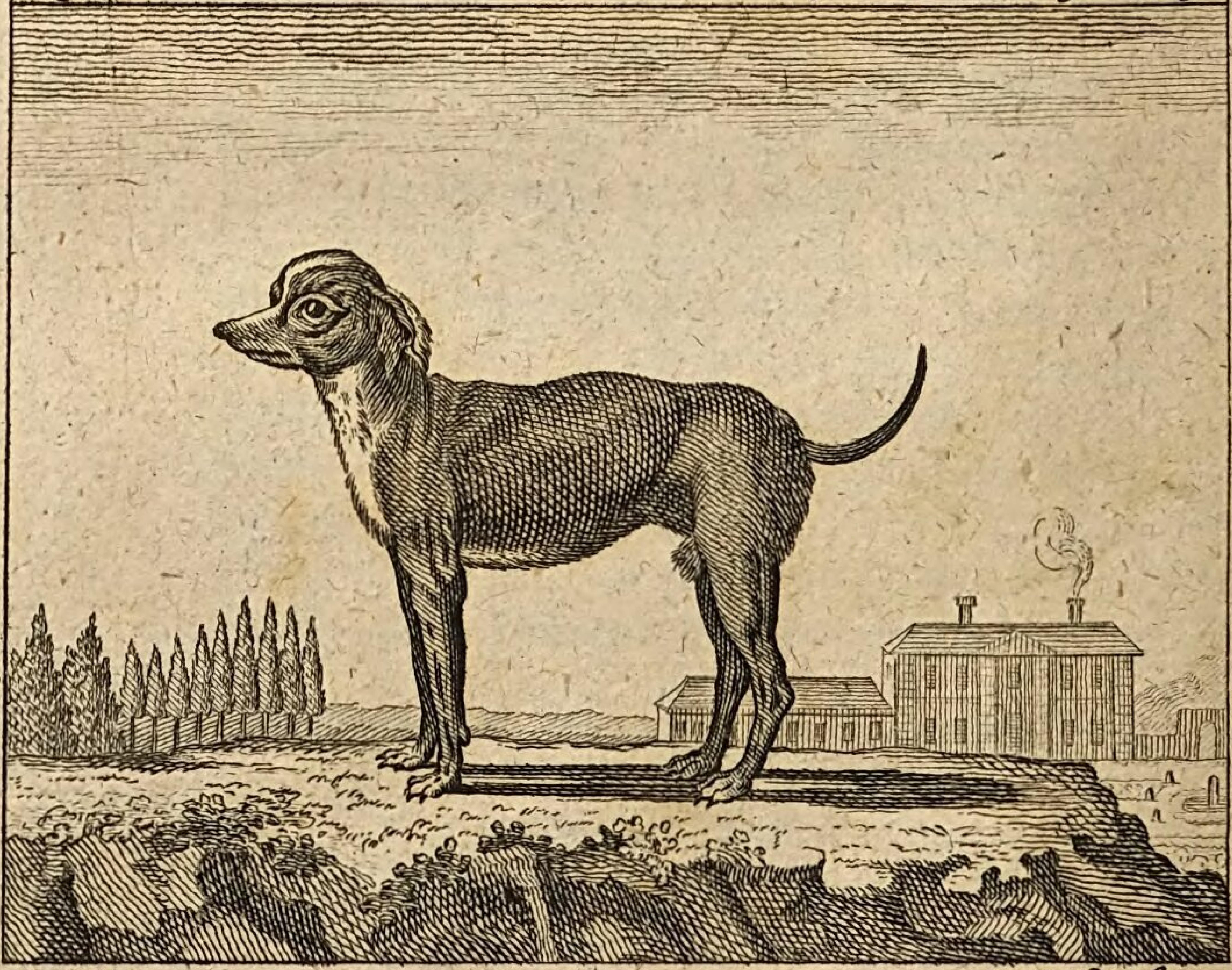
Aus einem ſeltſamen Widerſinn muß dies treue, ſeinem Herrn ſo ergebne Thier, in Egypten die ſchlechteſte Begegnungen erdulden. Man findet ſie auf den Straſſen in groſſer Menge, niemals aber dürfen ſie einem Hauſe ſich nähern. Seltſam iſt es, daß die daſige Hunde ſich in beſondere Haufen vertheilen und ſich nie vermengen. Jeder Haufe bleibt in dem Quartiere, wo er jung geworden. Sollte von ihnen einer dieſe Anſtallt überſchreiten, oder aus der einen kleinen Republick in eine andere kommen wollen, ſo würde ihm, wie die Reiſebeſchreiber ſagen, die Luſt zu fernern Verſuchen durch die ſchlechteſte Bewillkommung vertrieben werden.

In der Türkey müſſen die Hunde gleichfalls auf den Gaſſen und in Winkeln ſich aufhalten, doch werden ſie da mit auſſerordentlicher Sorgfalt gepfleget. Man giebt ihnen Stroh zu einem bequemen Lager, und bauet ihnen in rauher Witterung beſondere

der Türkische Hund.

Tab. XXXV. F. 1. Pag. 178

Fig. 2. der Türkische Blendling. Pag. 179.



Büff. ---------- II. T. C. B. G. ſc.

farbiges Fell iſt mit mehr oder weniger Braun vermiſchet 45). Eigentlich ſind ſie aus den kleinen däniſchen Hunden (Tab. XXXIV. f. 1.) dadurch entſtanden, daß die große Hitze der heiſſen Länder dieſe Veränderung ihres Felles hervorgebracht, und alle Keime von Haaren vertilget hat. Unter gemäſſigten Himmelsſtrichen müſſen daher dieſe Hunde viel Froſt ausſtehen. In Frankreich ſind ſie beynahe das ganze Jahr hindurch einem beſtändigen Zittern unterworfen, das im Sommer ſich kaum in der gröſten Hitze verlieret, und ihnen auf den Flecken ihrer Haut ihre gewöhnliche Farbe wiedergiebt.

Dieſe braungelbe Flecken ihrer Haut ſind im Sommer ganz kenntlich, ſie pflegen aber im Winter faſt gänzlich zu verſchwinden.

Es giebt auch Blendlinge von türkiſchen Hunden, (Chien Turc metis Tab. XXXV. f. 2.) die

beſondere Hütten. In gewiſſen türkiſchen Städten hat man eigne Stiftungen zum Unterhalt einer gewiſſen Anzal von Hunden. Bey dem allen halten ſie die Türken für unreine Thiere, denen ſie auf der Straſſe ausweichen, wie wir einem Pferde, das wir im Gallop auf uns losrennen ſehen. Wenn ſie zufälliger Weiſe von einem Hunde berührt worden, müſſen ſie gleich darauf bedacht ſeyn, ſich wieder zu waſchen. S. Mannigfaltigk II Jahr p. 627. M. . .

45) Hr. Pr. Müller ſagt: l. c. Ihre nackende, glatte Haut läßt ſich runzeln und iſt theils ſchwarz, theils weißlicht gefleckt oder blaulich. M. . .

auf einigen Theilen ihres Leibes ſchon wieder Haare zeigen. Dieſe ſind eigentlich von türkiſchen und kleinen däniſchen Hunden entſproſſen. Dieſe Blendlinge haben von ihren Haaren eine kleine weiſſe Mähne, von etwan einem Zoll in der Länge auf dem Hals. Auf dem Kopfe, vorn am Hals und auf der Bruſt findet man Haare von eben dieſer Farbe, die aber viel kürzer ſind. Auf der Bruſt, auf den Dickbeinen, und an beyden Seiten des Halſes iſt ihr Haar eben ſo kurz, aber von graulicher Farbe. Der übrige Theil des Leibes iſt kahl und eben ſo gefärbt, wie bey andern türkiſchen Hunden.

Wenn dieſe Hunde ſich mit andern Raßen vermiſchen, ſo fallen, unter Einem Wurf, einige völlig nackte Junge, andere, die am ganzen Leibe, und noch andere, die nur zum Theil mit Haaren beſetzet ſind.

16) Der Bullenbeiſſer [46]).

Tab. XXXVI. f. 1.

Die dicke, kurze, glatte Schnautze, ſtumpfe Naſe und dicke hängende Lefzen, machen bey dieſen

46) Hallen l. c. Der Bullenbeiſſer. Moloſſus. Müller l. c. p. 208. Der Wachthund. *Klein* Quadr. p. 68. Der Bärenhund. Bellicoſus, Moloſſus. it. Der Schweißhund, Sangvinarius. *Linn.* l. c. *Canis* familiaris *Moloſſus*, magnitudine Lupi, labiis ad latera pendulis, corpore toroſo. *Geſn.* Quadr. p. 251. Canis Sagax Sangvinarius. Franz. Le Dogue. Cf. Die engl. Dogge.

Tab. XXXVI. F. 1. Bullenbeiſser. Pag. 180.

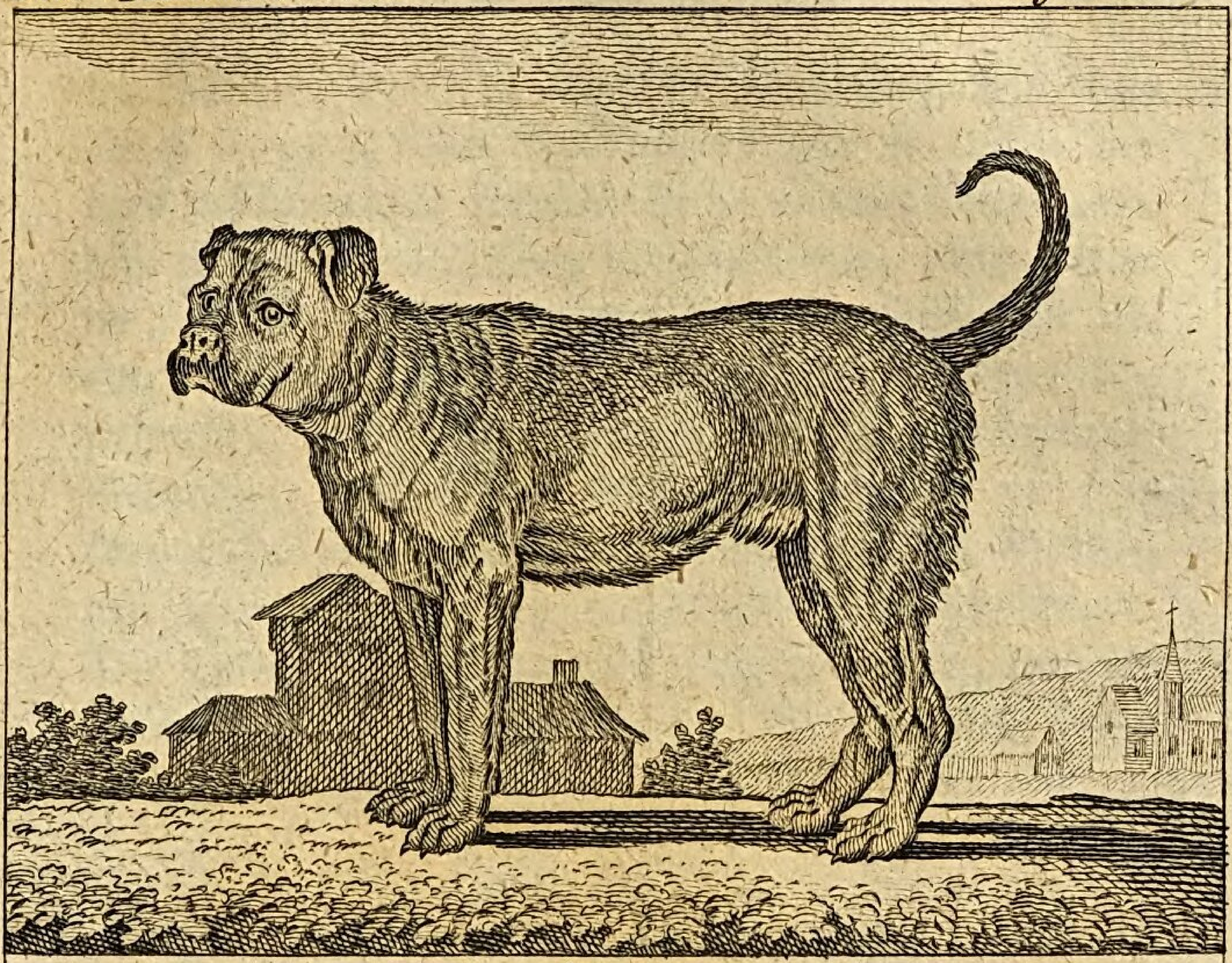
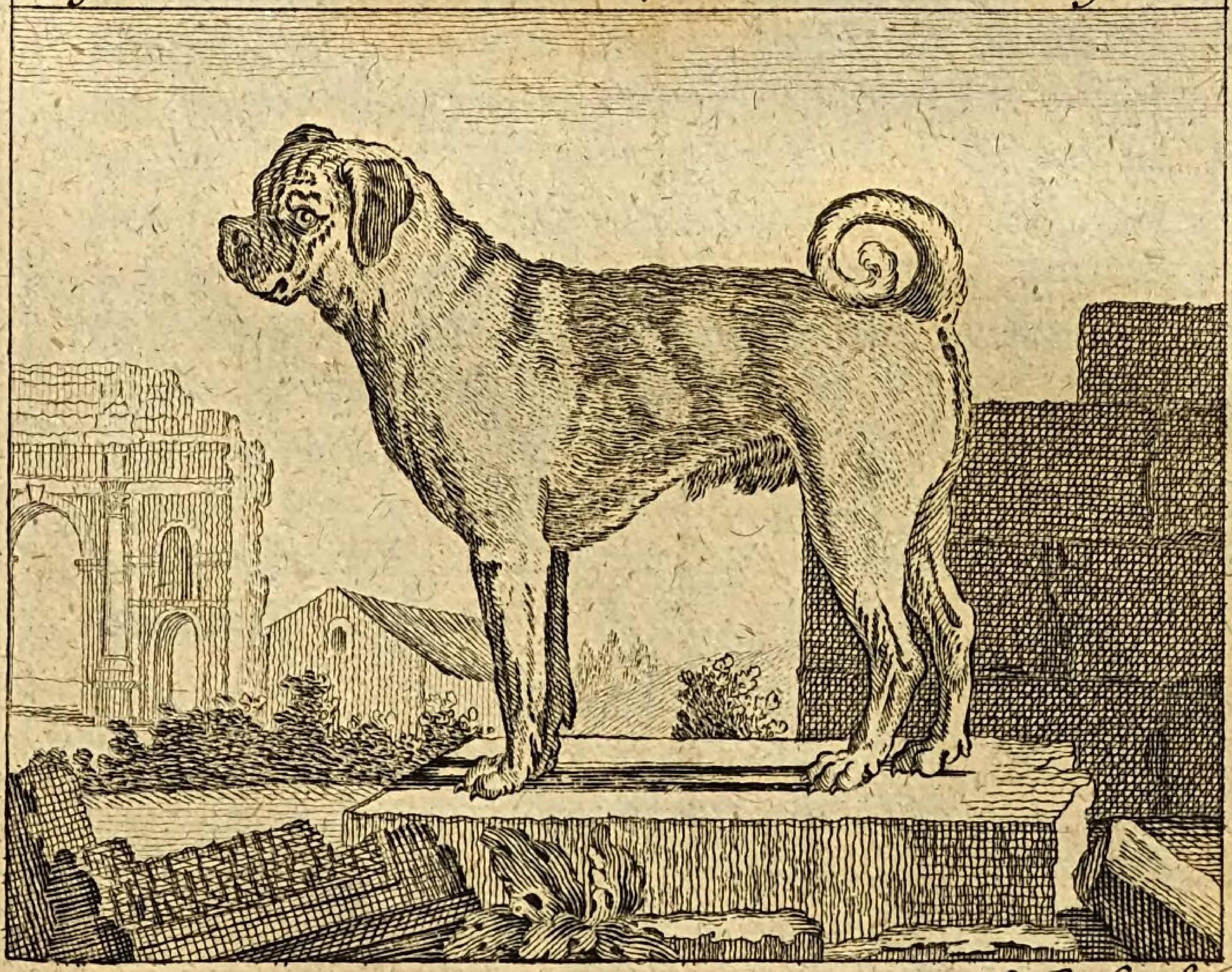


Fig. 2. der Mops. Pag. 186.



Büff. ------------ II. T. C. B. G. ſc.

ſen Hunden ſo beträchtliche Merkmale aus, daß man durch ſie ganz allein die Bullenbeiſſer von allen bis- hero beſchriebenen Hunden leicht unterſcheiden kann. Sie haben einen dicken, breiten Kopf, platte Stir- ne, kleine Ohren, deren Ende herabhängend iſt, einen dicken und langen Hals, einen in die Höhe ſtehenden und am Ende vorwärts gekrümmten Schwanz. Ueber den ganzen Leib ſind ſie mit ſehr kurzen Haaren bedecket; nur hinten an den Dickbei- nen und am Schwanz erſcheinen ſie etwas länger. Die Lefzen, das Aeußerſte der Schnauze, und die äußere Seiten der Ohren ſind ſchwarz, der ganze übrige Leib aber hat eine blaßfahle Farbe.

Eigentlich kommen die Bullenbeiſſer aus Enge- land, und pflegen ſchon in Frankreich leicht wieder auszuarten. Sie ſind ſchwer, größer als ein Wolf, mit ſtarken Muskeln und Schenkeln verſehen. Ihr breites Maul iſt faſt immer begeifert. Wenn ſie frey herum laufen, ſind ſie zahm und gutherzig, an der Kette werden ſie furchtbar, und ſehr geneigt, Menſchen anzufallen und niederzureiſſen. Ein Thier, womit ſie kämpfen, pflegen ſie vor Grimm ſelten wieder loszulaſſen. Sie dienen zu Beſchützung der Viehheerden und Packgüter. Zuweilen übt man ihre Kräfte wohl an kleinen Bären, die ſie gar wohl überwältigen können. 47)

47) Hr. Prof. Hallen rechnet l. c. p. 482. unter die reine Hunderaßen auch noch die irrländiſche Hun- de. Die albaniſche, griechiſche, tartariſche, dä- niſche und irrländiſche Hunde, ſagt er, ſind, wie die Menſchen in dieſen Ländern, groß, ſtark und

ſo gar zum Fuhrwerke geſchickt. Die albaniſche waren ſchon unter den Alten, wegen ihrer Kämpfe mit Löwen und andern Thieren, im Rufe. Dieſe übertreffen an Gröſſe unſere Bauernhunde, und gleichen an Geſtallt vorzüglich den groſſen däniſchen Hunden, ſie beſitzen aber, in Vergleichung mit dieſen, eine ungeheure Taille. Ihre Farbe iſt ganz weiß, und ſie ſind von einem ſtillen Weſen.

Die Hunde, welche die groſſe Tartarey hervorbringt, wachſen bis zu der Gröſſe eines kleinen Eſels und ſind ohnſtreitig unter allen die gröſten. Sie jagen daher auch nur groſſe Thiere. Ochſen z. B. ſind ihre gewöhnlichſte Beute.

M. . .

II. Blendlingsraßen.

Jede Raße beſteht nur ſo lange, als man diejenigen Hauptraßen, von welcher jede dieſer Blendlingsraßen abſtammet, oder zween Blendlinge von einer Raße ſich mit einander vermiſchen läßt. Jede andere Vermiſchung würde neue Merkmale verurſachen, oder andere Raßen hervorbringen. Daher verlieren ſich auch die meiſten Blendlinge, ohne ihres Gleichen fortzupflanzen. Der Hund z. B. welcher auf der 30. Tafel f. 2. unter dem Namen des indianiſchen Weidhundes, vorgeſtellet wird, hat ſeine kurze Füße und langen Leib vom Dachshunde, (Tab. XXIX. f. 2.) den Kopf, die Ohren und den Schwanz vom Jagdhunde, (Tab. XXVI.) ſein langes Haar ſcheint aber vom ſpaniſchen Wachtelhunde (Tab. XXXI. f. 1.) herzurühren. Ein Hund von einer ſolchen Art iſt allemal der erſte von einer Blendlingsraße, die, weil ſie gemeiniglich bey der erſten Fortpflanzung durch eine neue Vermiſchung ausartet, keinen beſonderen Namen hat. Den eben beſchriebenen indianiſchen Weidhund (Chien courant metis) brauchte man zu Verſailles zum Leithunde.

17) Der kleine Budel [48]).
Tab. XXXI. f. 2.

Aus der Vermiſchung des großen Budels (Tab. XXX. f. 1.) mit dem kleinen ſpaniſchen Wachtelhunde,

48) S. Hallen l. c. p. 488. Fr. Le petit Barbet.

hunde, (Tab. XXXI. f. 1.) kommen die ſogenannte kleine Budel, welche dieſe Benennung von der mehrern Aehnlichkeit mit einem Budel erhalten. Sie gleichen dieſen an Geſtallt, Figur und an den langen krauſen Haaren, womit ihr Leib, wie mit einer Wolle, bedeckt iſt. Nur die Schnauze iſt verhältnißmäßig weniger dick, auch ihr Haar oben auf dem Kopf, auf den Ohren und am Ende des Schwanzes beynahe ſo ſeidenartig, wie bey dem ſpaniſchen Wachtelhund.

18) Das Bologneſer Hündchen [49].
Tab. XXXIII. f. 1.

Vor einiger Zeit waren dieſe kleine Zwerge von Hunden ſehr in der Mode. Man beförderte ihre Kleinheit gemeiniglich dadurch, daß man ſie jung oft mit Brandwein wuſch, und ihnen wenig zu freſſen gab; daher ſie zuweilen die Gröſſe der Eichhörnchen kaum übertrafen, und von Frauenzimmern, als Favoritchen, in den Muffen getragen wurden. Jetzo gehöret ein ſolcher Hund, wie der Mops, ſchon unter die Seltenheiten. Vermuthlich hat man ſie, wegen der bey allen Hunden mit langen Haaren unvermeidlichen Unreinigkeit, wieder aus der Liſte der thieriſchen Favoriten ausgeſtrichen; denn das Abſcheeren

49) Das Bologneſer- oder Maltheſer Hündchen. Canis melitenſis Hallen l. c. Fig. 57. Der Bologneſer oder ſpaniſche Hund. Müller l. c. p. 208. *Klein* Quadr. p. 68. Melitaeus, der Schooßhund. *Canis* famil. *meliteus*, magnitudine Sciuri. *Linn.* l. c. Franz. Bouffe. Bichon. Chien de Malthe.

M . . .

Tab. XXXIII. F. 1. das Bologneserhündchen. Pag. 184.

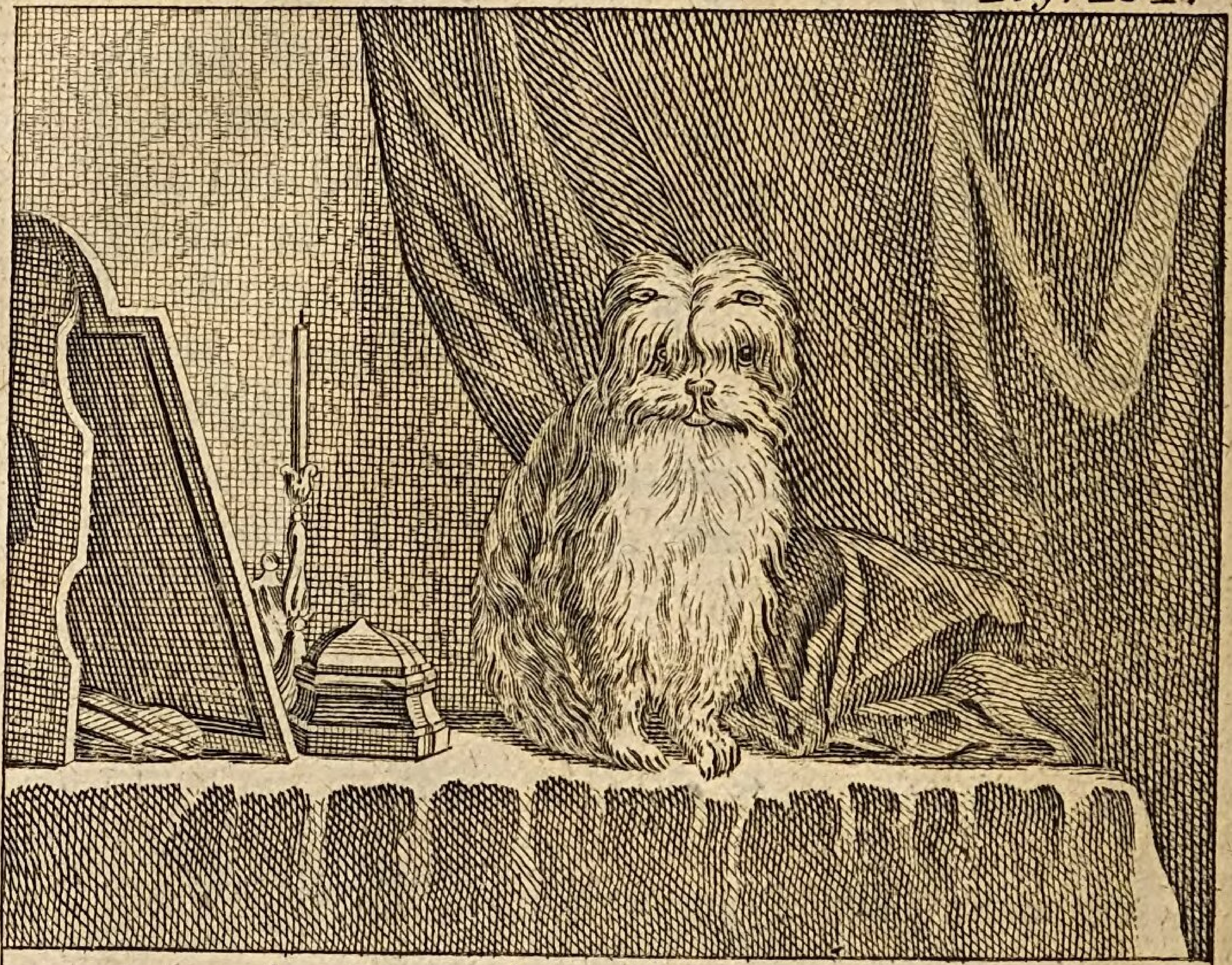


Fig. 2. das Löwenhündchen. Pag. 185.

Büff. ———————— II. T. C. B. G. ſc.

ſcheeren der Haare war zugleich eine Beraubung ihrer vorzüglichſten Schönheit. Vom kleinen Budel (Tab. XXXI. f. 2) ſcheinen ſie die Schnauze, vom ſpaniſchen Wachtelhund (Ebend. Fig. 1.) das lange glatte Haar über den ganzen Leib zu haben; daher man ihnen auch im Franzöſiſchen den Namen Bouffe beylegte. Sie heiſſen auch Maltheſerhunde, weil die erſten dieſer Art aus Maltha gekommen waren. Allem Anſehen nach haben ſie die Figur des Körpers, das Haar und die Farbe von den Raßen des Budels und ſpaniſchen Wachtelhundes.

19) Das Löwenhündchen [50].
Tab. XXXIII. f. 2.

Herr Daubenton hält jezo die Löwenhündchen für noch ſeltſamer, als die Maltheſer oder Bologneſer. In Deutſchland ſcheinen ſie es noch nicht zu ſeyn, weil man ſie daſelbſt in großen Städten immer noch ziemlich häufig unter den Günſtlingen der Damen findet. Sie unterſcheiden ſich von der vorigen Art bloß darinn, daß ihr Leib und die Hälfte ihres Schwanzes nur mit kurzen Haaren bewachſen iſt, da ſie hingegen auf dem Halſe, auf den Schulterblättern, auf den vier Füſſen und auf dem äußerſten Theile des Schwanzes, eben ſo langes Haar, als die Bologneſerhündchen haben. Man hat ſie Löwenhündchen genennet, weil ihr langes Haar am Hals einer Löwenmähne ziemlich ähnlich ſieht, und ſie an der Spitze des Schwanzes, wie der Löwe,

50) S. Hallen. l. cit. Franz. Chien Lion.

we, einen ſtarken Haarbüſchel haben. Wahrſcheinlicher Weiſe ſind ſie aus einer ähnlichen Vermiſchung, wie die Bologneſer entſtanden, doch muß dabey noch ein kurzhaariger Hund mit im Spiele geweſen ſeyn.

20) Der Mops [51].
Tab. XXXVI. f. 2.

Dieſe Hunde ſind im Kleinen, was der Bullenbeiſſer (Tab. XXXVI. f. 1.) im Großen vorſtellet. Sie unterſcheiden ſich vom letztern bloß dadurch, daß ſie eine mindere Größe, einen ſchwächern Kopf, dünnere und kürzere Lefzen, eine ſchmälere und nicht ſo ſtumpfe Schnautze haben; übrigens gleichen ſie den Bullenbeiſſern, ſowohl in Anſehung der Geſtallt ihres Körpers, als der Länge und Farbe der Haare. Sie ſtammen auch von ihnen ab, und ſind bloß durch die Vermiſchung mit andern Hunden ein wenig ausgeartet. Dieſe Hundeart iſt eine der ſanftmüthigſten, und es iſt ſonderbar, wie man darauf verfallen konnte, den Mopſen gemeiniglich ihre hangende Ohren glatt vom Kopfe wegzuſchneiden.

21) Große Doggen [52].
Tab. XXXVII.

Mit dem gemeinen Bullenbeiſſer (Tab. XXXVI. f. 1.) kommen die engliſche Doggen am nächſten überein,

51) S. Hallen l. c. Müller l. c. p. 209. Der Mops, die Steindogge. *Linn.* l. c. *Canis* familiaris *fricator*, naſo reſimo, auribus pendulis, corpore quadrato. Franz. *Doguin*.

M. . .

Tab. XXXVII. die groſse Dogge. Pag. 186.

Büff. - - - - - - - - - - II. T. C. B. G. ſc.

überein, doch pflegen ſie viel gröſſer als jene zu ſeyn. Dieſer Unterſchied in der Gröſſe rühret von der Vermiſchung des gemeinen Bullenbeiſſers mit Bauerhunden (Tab. XXI.) oder mit hochbeinigen däniſchen Hunden, (Tab. XXII.) her. Eigentlich iſt wohl die engliſche Dogge gleichſam ein gemeiner Bullenbeiſſer im Großen. Seine Schnautze iſt nur etwas länger, aber eben ſo ſtark, die Lefzen ſind auch eben ſo dick und lang. An Farbe gleichen ſie den Bauerhunden. Die hier abgebildete Dogge war auf weiſſem Grunde ſchwarz und fahl gezeichnet.

Die Großen laſſen des Nachts gern ihre Schlafzimmer durch ſolche Hunde bewachen; ſie werden daher von einigen Kammerhunde genennet; oder man richtet ſie ab, die Bären, wilde Schweine, Hirſche u. ſ. w. an den Ohren zu faſſen und veſt zu halten, ohne ſie zu beſchädigen.

52) Die engliſche Dogge. Hallen l. c. Fig. 32. Der Schlächter- Fleiſcher- oder Metzgerhund. Franz. Le Dogue de forte race Chien de Boucher, l'Alan de boucherie. *Bom.* Dict. III. p. 135. Cf. Der Bullenbeiſſer. M. . .

III. Doppelte Blendlinge,

die aus zwo Blendlingsraßen entſprungen ſind.

22) Die Roquets 53).

Tab. XXXIV. f. 2.

Die Roquets gleichen in Anſehung der Form des Körpers den kleinen däniſchen Hunden, (Ebend. f. 1.) denn ſie haben, wie dieſe, einen runden Kopf, große Augen, kleine, zum Theil ſteiſe, zum Theil herunterhangende Ohren, ſchwache Schenkel und einen vorwärts gebogenen, aufgerollten Schwanz; ihre Schnautze hingegen iſt kurz, dick und etwas ſtumpf, wie bey den Mopsen (Tab. XXXVI. f. 2.) Sie haben auch ihren Urſprung dieſen beyden Raßen zu danken, und ſind mit eben ſolchem Haar und Farben, wie die kleine däniſche Hunde, verſehen. Es giebt unter ihnen auch Harlekine, wie der auf der angezeigten Platte vorgeſtellte Roquet.

23) Der Artoiſiſche Hund 54).

Dieſe von Mopſen und Roquets erzeugte Hunde haben eine kurze und ſo platte Schnautze, daß bey ihnen

53) S. Hallen l. c. p. 489. Fr. Le Roquet.
M. . .

54) Der achtziger, der rüſſelſche Hund. Hallen l. c. p. 490. Franz. *Chien d'Artois, Iſſois. Quatre-vingt.*
M. . .

ihnen daher leicht ein übler Geruch aus der Naſe oder Schnautze entſtehet. In Deutſchland bekömmt man ſie faſt gar nicht zu ſehen. Zu Ryſſel in Flandern ſollen ſich noch einige finden. Sie waren daſelbſt vor dieſem ſo gemein, daß man ſie daher auch Ryſſeliſche Hunde nennte. Artoiſiſche heiſſen ſie, weil ſie aus dieſer Provinz gekommen ſind. Wenn aber auch die Raße wirklich ausgeſtorben wäre, ſo würde man ſie doch, ſo lang es noch Mopſe und Roquets giebt, allemal von neuem wieder hervorbringen können.

24) Alikantiſche Hunde [55].

Man pflegt dieſe doppelte Blendlingsraße auch Hunde von Rayenne zu nennen, und hieraus läßt ſich ſchlüſſen, daß man ſie aus unterſchiedenen Ländern erhalten. Sie haben vom Mopſe die kurze Schnautze, das lange Haar vom ſpaniſchen Wachtelhund, weil ſie dieſen beyden Arten ihr Daſeyn ſchuldig ſind.

25) Hunde von Burgos [56].

Die ſpaniſche Wachtelhunde und Dachshunde, ſind eigentlich die Eltern dieſer Art von Blendlingen. Vom Dachs erbten ſie die kurze Beine und den langen Leib, vom Wachtelhunde die lange Haare. In Paris erzog man einige, die ſehr klein waren und wie die Füchſe belleten.

26) Ra-

55) S. Hallen l. c. Franz. Chien d'Alicante ou de Cayenne.

56) S. Ebend. Franz. Chien de Burgos ou *Burgos*.

26) Kalabriſche Hunde [57].

Dieſe von groſſen däniſchen und ſpaniſchen Wachtelhunden abſtammende Blendlinge ſind ſehr groß, ungemein hochbeinicht, wie die groſſe däniſche Hunde, und ſehr beherzt, auch daher bey der Wolfsjagd ſehr wohl zu brauchen. Ihre Geſtallt hat viel Aehnliches mit angeführten Raßen, von welchen ſie entſproſſen waren.

Hr. Hallen, welcher alle Hunderaßen in europäiſche und indianiſche theilet, begreift unter den erſten alle bisher angezeigte, unter den letztern aber noch folgende Hunde:

27) Der mexikaniſche Hund [58].

Der ganze Bau dieſes Hundes ſcheint ſich übel zuſammen zu reimen. Ihr Kopf iſt klein, ihr Leib haarig und wie am Bologneſer Hund (Tab. XXXIII. fig. 1.) geſtalltet, ihr Hals kurz und fett. Schnauze und Rücken erheben ſich bey dieſen Hunden vermittelſt eines ungeſchickten Buckels. Ihr Bauch iſt fett, ihr Schwanz kurz, die Klauen ſtark zugeſpitzet. Sie dienen den Indianern ſtatt ihrer Haushunde.

Die Spanier fanden in Amerika nur eine kleine Art von Hunden, die man Alko nennte [59]. Die Ein-

57) S. Ebend. Franz. Chien de Calabre.
M. . .

58) *Klein.* Quadr. p. 68. Canis mexicanus.
M. . .

59) S. *Klein.* l. c. und Joſ. à *Coſta* Libr. IV. c. 33.
M. . .

Einwohner, welche ſie auſſerordentlich werth hielten, brachen ſich lieber ſelbſt einige Speiſen ab, um ſie dieſen Hündchen zu geben, welche ſie auch überall im Buſen mit ſich nehmen und ſie auf ihren Reiſen auf den Schultern, oder im Schooſſe tragen.

28) Der nackte amerikaniſche Hund [60].

Von dieſen über 3 Schuh langen, ganz nackten und auf dem Felle mit häufigen gelbrothen Flecken bezeichneten Hunden, iſt aus dem vorhergehenden ſchon bekannt, daß die Amerikaner die Gewohnheit haben, ſie zu verſchneiden und hernach zu mäſten. Sie pflegen das Hundefleiſch allen übrigen Arten von Fleiſche vorzuziehen. Sie bringen es häufig zu Markte. Man bezahlt es da ſo theuer, als das Schöpſenfleiſch, und ein gebratener fetter Hund iſt allemal das herrlichſte Gerichte der Schwarzen. Eben dieſes lieſet man auch von den Wilden in Kanada. Die Mißionarien ſelbſt finden, wenn ſie einigemal darauf zu Gaſte gebethen ſind, ſo viel wohlſchmeckendes daran, als am Schweinefleiſch.

Auf

60) Hallen l. c. p. 491. *Xoloitzcuintli* der Mexik. Dieſer Hund, welchen der Hr. Pr. Müller l. c. p. 228. den mexikaniſchen Fuchs nennet, heißt beym *Linné* l. c. p. 60. *Canis mexicanus*, caudâ deflexâ laevi, corpore cinereo, faſciis fuſcis, maculisque fulvis variegato. *Briſſ.* Quadr. p. 172. Lupus mexicanus oder Xoloitzcuintli *Hern.* Mex. p. 479. fig bona. Le Loup de Mexique. Cuetlachtli S. Lupus indicus *Fern.* H. Nov. Hiſp. p. 7. *Euſ. Nieremb* p. 180 Felis montana americana *Seb.* Muſ. I, Tab. 42. fig. 2.

M . .

Auf den benachbarten Halbinſeln der Straße Davis jagt man die Hunde und ißt ſie windtro:cken, oder man verwahret ihr Fleiſch unter dem Schnee.

Die Köpfe dieſer Hunde ſind mit einer ſpitzigen Schnautze, wie auch mit hohen, ſpitzigen Ohren verſehen. Das Bellen iſt nicht in ihrer Gewalt; Statt deſſen pflegen ſie bloß zu heulen oder zu gnurren.

29) Afrikaniſche Hunde.

Wenn man europäiſche Hunde nach Guinea, Hiſpaniola u. ſ. w. bringet, verlieren ſie nach etlichen Jahren die Stimme, und ſie behalten weiter nichts davon übrig, als ein finſteres Geheule. Auch die grönländiſchen Hunde pflegen gar nicht zu bellen, ſondern bloß zu gnurren und zu heulen. S. *Klein*. Quadr. p. 68. Noch andere pflegen, wenn ſie auch geprügelt werden, nicht einmal den geringſten Seufzer hören zu laſſen. Man erziehet ſie gröſtentheils zum Verſpeiſen. Ihre Jungen bekommen allmählig ſteiſe Ohren, behalten wenig Haare an ſich, und ihre Schnautzen werden eben ſo, wie die Schwänze, lang und ſpitzig. Herr Bankroft ſagt in ſeiner Nat. Geſch. von Guiana, S. 84. die Hunde ſchienen daſelbſt nur eine Mittelart zwiſchen dem Jagd- und Wachtelhunde zu ſeyn. Sie haben einen ſchlanken Bau, eine ſtumpfe Naſe, ein großes Maul, herabhängende, lange Ohren, langes, zottlichtes Haar, gemeiniglich von goldgelber Farbe, und verfolgen oder treiben das Wild aus dem Lager, ſo bald ſie es wittern.

30) Der

30) Der amerikaniſche wilde Hund mit ſehr langem Schwanze [61]).

Der Kopf iſt an dieſem wie an andern Hunden beſchaffen, die Ohren ſind klein und ſteif, die Augen groß, der Bart lang, der Rachen groß, die Zähne ſind ſpitzig und lang, die Füße nur etwas länger und ſtärker, als die Katzenfüße. Sie beſtehen aus 5 langen Zeen mit krummen, ſtarken Klauen. Das Haar dieſer Hunde hat eine ſchwache fuchsfarbige Röthe, die am Kopf, am Schwanz und an den Füßen ein wenig verſchoſſen zu ſeyn ſcheinet.

61) Canis americanus ſylveſtris; caudâ longiſſimâ. *Sebae* Vol. I. p. 47. T. 30. n. 1. *Klein.* Quadr. p. 69.

Zweeter Anhang.

Etwas vom Nutzen und Schaden, welchen die Hunde ſtiften können.

Auſſer den vorzüglichſten Gelegenheiten, wobey die Hunde, theils in Abſicht auf ihre Geſelligkeit und beſondere Treue, auf ihre ungemeine Wachſamkeit und Fähigkeiten in Beſchützung der Häuſer und Beſorgung der Heerden, ingleichen auf die unglaubliche Gelehrigkeit, wenn ſie zur Jagd und gewiſſen Künſten [62]) abgerichtet werden, ſich den Menſchen ſehr nützlich erweiſen, hat man in Siberien, in Frankreich, auch hin und wieder an einigen andern Orten von ihnen den Vortheil, daß man die gröſte vor Schlitten und kleine Wagen ſpannet, um allerley Güter zu verfahren. In Holland werden ſie von Kindern mit Pferdegeſchirr beleget, in kleine Kariole geſpannt, und von ihnen ſtatt kleiner Pferde zum Spatzierenfahren gebrauchet.

Die Grönländer, deren Hunde ſehr groß, weiß oder ſchwarz gemiſchet, mit gerade in die Höhe ſtehenden

62) Hierbey verdienen in Hanovs Seltenheiten der Natur ꝛc. III B. S. 670. ꝛc. die Betrachtungen über die Künſte eines abgerichteten Hundes, nachgeleſen zu werden. M..

den Ohren verſehen, übrigens ſtumm ſind, oder an ſtatt zu bellen, bloß zuweilen heulen, bedienen ſich derſelben vornämlich, ihre mit Seehunden beladene Schlitten auf dem Eiſe zu ziehen und nach ihren Wohnungen zu führen. Man ſpannet vier, ſechs, acht bis zehn Hunde vor einen Schlitten, worauf etwa fünf Seehunde, auch wohl ſechſe und noch ein Grönländer liegen können. Sie ſchleppen dergleichen Ladungen weit hurtiger fort, als unſre Pferde thun würden, und legen in dieſem Zuſtand auf dem Eiſe wohl funfzehn deutſche Meilen in Einem Wintertage zurücke. Statt einer billigen Erkenntlichkeit von Seiten der Grönländer müſſen ſie auf ihren Unterhalt ſelbſt bedacht ſeyn und ſich mit den Knochen behelfen, welche ihre Herren vorher abgenaget und weg geworfen haben. Einige pflegen ſich am Ufer Muſcheln zu Befriedigung ihres Hungers aufzuſuchen; im Sommer freſſen ſie eine Art von Beeren, Kräckebeeren oder auch Revlinger genannt, und nur ſelten werden ſie von ihren Herren mit Blut oder Eingeweide von gekochten Seehunden traktiret. S. Egedens Grönl. p. 87. Cf. David Kranzens Hiſt. von Grönland I Th. p. 100. Hr. Ellis hat alles dieſes, in ſeiner Reiſe, S. 169. auch von den Hunden der Indianer in Hudſonsbay erzählet.

Die Kamtſchatkaliſchen Hunde, welche den vorher beſchriebenen gleichen, und für ſchneller als andere, gehalten werden, leben im Frühling völlig in Freyheit. Nur im Winter ſpannet man ſie vor die Schlitten. Sie nähren ſich mit allem, was ihnen auf dem Felde vorkömmt, ſie graben Mäuſe aus, und fangen, wie die Bären, in den Flüſſen Fiſche. Im Oktober nehmen ſie die Kamtſchadalen erſt nach

Hauſe und binden ſie neben ihrer Wohnung an, bis ihnen ein guter Theil ihres Fettes abgefallen iſt, und ſie deſto leichter zum Fahren werden. Man wird hierbey mit Vergnügen leſen, was Hr. Kraſcheninnikow in ſeiner Beſchreibung des Landes Kamtſchatka ꝛc. Lemgo 1766. 4to S. 128 — 130. vom Gebrauch und Lebensart der daſigen Hunde meldet.

Der jungen Hunde pflegen ſich einige ſtatt äuſſerer Arzneymittel zu bedienen. Viele Menſchen, die mit einer Kolik von Erkältung geplagt werden, wiſſen, durch Auflegung eines lebenden jungen Hundes auf den Leib, ſich bald von dieſem ſchmerzhaften Uebel zu befreyen, weil ſie durch die ſanfte natürliche Wärme dieſer gefälligen Thierchen allmählig die Folgen einer plötzlichen Erkältung am ſicherſten vertreiben [63].

Kindbetterinnen oder ſtillenden Frauens leiſten die jungen Hunde, ſo lange ſie zumal noch den Gebrauch ihres Geſichts nicht haben, vortrefliche Dienſte, wenn entweder ein zu groſſer Ueberfluß von Milch, oder die zu tiefliegende Bruſtwarzen ſie nöthigen, den Vorrath der erſtern zu vermindern, oder die Beſchaffenheit der letztern zu verbeſſern, ehe ſie die noch ſchwache Kinder an die Bruſt legen. Alle Frauens, welche ſich dieſes Mittels jemals bedienen, verſichern Einſtimmig, daß in beyden Fällen kein Mittel ſanfter und ſicherer wäre, als das öftere Anlegen dieſer kleinen Miethlinge.

Es

63) S. Merkleins Thierreich. p. 86. und Pr. Müller l. c. p. 218. M. . .

Es hat Podagriſten gegeben, welche durch das Lecken junger ſchmeichelnder Hunde von ihren Schmerzen befreyet worden. Das ſchlimmſte hierbey war, daß ihre gefälligen Aerzte das Uebel gemeiniglich ſelbſt erbten, und ihre Dienſtfertigkeit endlich mit dem Leben bezahlen mußten. Wenigſtens führet Hr. von Linne in ſeinen Amoen. acad. einen gewiſſen Hrn. Aſchelin in Schweden an, der auf ſolche Art und mit ſo ſchlimmen Erfolg für den Hund von ſeinem Podagra befreyet worden [64]).

Auſſerdem ſind von je her die Hunde Märtyrer der Arzneywiſſenſchaft geweſen; man hat ſich kein Bedenken aus den Martern gemacht, welche man einem lebendig zergliederten Hund anthat, um jungen Aerzten einen Begriff vom thieriſchen Bau der innern Theile, vom eigentlichen Mechanismus des Athemhohlens, von den Milchgefäſſen, von der Reitzbarkeit der Theile, von den Wirkungen der Nerven u. ſ. w. zu geben.

Vom ökonomiſchen Gebrauch der Hunde, als ein Nahrungsmittel betrachtet, iſt ſchon im vorhergehenden ausführlich vom Hr. von Büffon ſelbſt, geredet worden. Ihr Fell [65]) weis man zu Handſchuhen ſehr wohl zu brauchen, und man will ſo gar den Strümpfen oder Stiefeln von Hundebälgen eine ſehr lindernde Kraft in der Fußgicht beylegen. Die Grönländer bedienen ſich der Hundebälge ſtatt ihrer Bettdecken

64) Ein mehreres vom Nutzen des Hundeſpeichels findet man im Merklein l. c. p. 87. M. . .

65) Man leſe eben daſelbſt S. 90. M. . .

decken oder die Kleider damit zu beſäumen. Ihr Fett hat man, wenigſtens vor Zeiten, häufig in ſolchen Krankheiten anzuwenden geſucht, wo es darauf ankam, die geſpannte veſte Theile geſchmeidiger zu machen und innere Krampfe zu beſänftigen. Wir ſelbſt haben ein Frauenzimmer gekennet, welches auf Anrathen gewiſſer Afterärzte das Hundefett auf Stullen eſſen und in allen Suppen reichlich mit genüſſen muſte. Zum Glück für diejenige, welche vielleicht nicht ohne den äuſſerſten Widerwillen ſich zu einer ähnlichen Kur würden haben verurtheilen laſſen, ſtarb endlich dieſe Märtyrern eines Scharletans, theils an der Uebermacht ihres Uebels, theils am Ueberfluſſe des genoſſenen Hundefettes. In den Apothecken wurde ſonſt nicht allein ein gewiſſer Hundebalſam 66), ſondern ſo gar der weiſſe trockne Unrath der Hunde, unter dem Namen *Album graecum* (Cynocoprus, Merde de Chien) als ein ſtarkes ſchweißtreibendes Mittel für die Liebhaber aufbehalten. Zum Glück haben die neuern Aerzte durch beſſere Mittel von zuverläßigerer Wirkung den alten Unrath endlich aus den Apotheken verdränget und der freygebigen Natur anſtändigere Heilungsmittel abgeborget.

Wer ſich übrigens einen Begrif machen will, wie ſehr die Alten den mediciniſchen Gebrauch thieriſcher Theile geliebet, kann im angeführten Buche des Hrn. D. Merklein ſehen, daß ehemals am Hund alles für brauchbar und heilſam gehalten wurde.

Unter den Krankheiten der Hunde, welche in den Schriften der Jäger ausführlich behandelt werden, dürfen

66) Die Zubereitung deſſelben iſt ebenfalls im Merklein ꝛc. p. 87. zu finden. M. . .

dürfen wir diejenige wohl nicht füglich übergehen, welche nicht ihnen allein, ſondern auch den Menſchen, leicht gefährlich und gar tödtlich werden kann. Jedermann weis zwar, daß die Hunde zum Tollwerden oder zur Wuth eine vorzügliche Neigung haben. Vielleicht ſind aber die Kennzeichen dieſer gefährlichen Krankheit nicht jedermann ſo bekannt, als es zu ihrer Sicherheit nothwendig iſt. Wir wollen ſie daher ſo, wie ſie Hr. Pr. Hallen und Hr. Pr. Müller 67), geſammlet, unſern Leſern hier mittheilen.

Der erſte Grad dieſer Krankheit äuſſert ſich durch folgende Merkmale: die Hunde werden traurig und ſuchen, wider ihre Gewohnheit, anfänglich die Einſamkeit, ſie verkriechen ſich, laſſen Freſſen und Saufen ſtehen, und ſchleichen mit herabhängenden Ohren und Schwanze ſchläfrig umher. Sie hören auf zu bellen und fangen dagegen an zu murren und mit einem heimtückiſchen Gram fremde Menſchen anzufallen. Doch pflegen ſie bey dieſem Grade der Krankheit noch ihren Herrn zu ſcheuen. Ihr Biß beginnet aber nun ſchon gefährlich zu werden.

Der zweete Grad iſt, wenn ſie anfangen zu keuchen, die Zunge aus einem ſchäumenden Rachen hervorzuſtrecken, ihren eignen Herrn zu verkennen und nach ihm, wie nach einem Fremden, heimtückiſch zu ſchnappen. Ihr Gang iſt alsdann unordentlich, bald ſchleichen ſie taumelnd herum, bald aber thun ſie einen Schuß oder Sprung, der von der ordentlichen

67) Jener S. 474. u. ſ. w. des angef. Werkes, dieſer aber l. cit. p. 216. ꝛc. M..

Bahn abweicht, fangen an die Augen zu verſchlüſſen, die nun trübe und thränicht werden, und bekommen eine blauliche Zunge. Dieſer Zuſtand pflegt kaum vier und zwanzig Stunden vor ihrem Tode herzugehen [68].

Je kurzer vor ihrem natürlichen Ende man von ihnen beſchädigt wird, deſto gefährlicher iſt ihr Biß, weil ſie den Zunder dieſer Krankheit den menſchlichen Säften mittheilen, und verurſachen, daß ein unglücklicher Weiſe gebiſſener Menſch die Waſſerſcheu oder Wuth bekömmt, und wenn er nicht gleich durch ſchickliche Mittel gerettet wird, eines kläglichen Todes ſterben muß [69].

Nach

68) Von den Zeichen der Tollheit eines Hundes leſe man auch noch:

1) D. Schrebers Sammlung verſchied. Schriften ꝛc. XI Th. p. 42.

2) Hannov. Mag. 71. p. 735.

69) Von dieſer gefährlichen Krankheit und von den dagegen vorgeſchlagenen Mitteln, denken wir noch im I Jahrg. der neuen Mannigfaltigkeiten ausführlich zu handeln. Vorläufig könnte man darüber folgende Schriften zu Rathe ziehen:

1) *Eſſai ſur la Rage* &c. par Mr. *Ponteau*. à Lyon. 1764.

2) D. *Baumeri* Progr. de methodo morſum canis rabidi curandi rationali. Erford. 1765.

3) *Remarques ſur la Rage* ou l'Hydrophobie, im *Journ. des Sçav.* 1766. Nov. p. 169. &c.

4) Ob-

Nach geſchehenem Unglück iſt jede Zögerung tödtlich. Alle mögliche Hülfe muß gleich nach dem Biſſe geleiſtet werden. Das erſte, was man dabey zu thun hat, iſt vornämlich, das mitgetheilte Gift durch beiſſende oder blaſenziehende Mittel und Schröpfköpfe, auch innern Gebrauch ſchweißtreibender Mittel abzuhalten, daß es nicht mit andern Säften ſich vermiſchen, und

4) Obſerv. ſur une *hydrophobie* guerie par Mr. *Wrightſon*. In der *Gaz. Salut.* 72. Nro. 51. p. m. 404.

5) Extrait d'une lettre du *Dr. Wolf* en Varſovie à Mr. *H. Baker* à Londres, concernant les eſſais des differens remedes les plus vantés contre l'hydrophobie. Ebend. 1768. Nro. 29. p. 228. und Nro. 30. p. 236.

6) Hamb. Mag. I Band p. 127—134.

7) Fränk. Samml. I B. p. 475—496. II B. 242—250.

8) Leipz. phyſ. ökon. Abhandlungen, III Band. S. 838—871.

9) Des Hrn. Pr. Titius Wittemb. Wochenbl. 71. p. 432.

10) Hann. Mag. 63. p. 107.

11) Brem. Mag. IV B. S. 534—538.

12) *Della cura preſervativa della Rabbia canina* oſſervazioni Medico-pratiche di *Morando Morando*, Medico de Princ. de Modena. 1755. 8vo.

13) H. *James treatiſe on canine Madneſs*. Lond. 1760. gr. 8vo. &c.

14) *Boerhave* Aphoriſmi de cognoſc. et curandis morbis p. 291. M. . .

ins Blut eindringen kann. Denn ſo bald dieſes geſchehen und ſchon die Waſſerſcheue anfängt ſich zu offenbaren, hat man von obigen Mitteln ſo wenig, als von den häufig empfohlnen Merkurial- und Opiatmitteln, ſich zu verſprechen. Sonderbar iſt es indeſſen, daß gewiſſe Leute, die ſchon wirklich toll waren, ſich in der Raſerey durch übermäßigen Genuß roher Zwiebeln kuriret haben [70].

Zuweilen wird man von einem Hunde gebiſſen und in gröſte Angſt verſetzet, ohne zu wiſſen, ob er wirklich toll ſey oder nicht. Um jedermann für einer unnöthigen Beſorgniß in Sicherheit zu ſetzen, ertheilte Hr. Petit den Rath, man ſolle dem gleich nach dem Biße getödteten Hund mit einem gekochten Stück Fleiſch die Kehle, Zähne und Zahnfleiſch zwar ſtark, aber doch nur ſo reiben, daß kein Blut ſelbiges beſudele. Dieſes Fleiſch ſoll man einem andern geſunden Hund anbiethen; frißt er dieſes Fleiſch ohne Bedenken, ſo war der getödtete Hund nicht toll, und ſein Biß läßt keinen weitern Schaden befürchten; weigert er ſich aber, mit Winſeln und Heulen, das Fleiſch anzunehmen, ſo iſt es ein ſicheres Merkmal von der Tollheit des erſchlagenen Hundes.

Wer ſchon Gelegenheit gehabt, das ängſtliche Betragen geſunder Hunde beym Anblick eines tollen zu beobachten, dem wird es leicht ſeyn, ſich von der Wahrſcheinlichkeit dieſes Vorſchlages zu überzeugen.

Unter

70) S. *Gaz. Salut.* 73. Nro. VIII. p. m. 63. Berlin. Samml. V B. p. 511. M. . .

Unter die Urſachen, welche bey den Hunden eine Wuth verurſachen können, zählet man die heiſſe Himmelsſtriche, die anhaltende ſchnelle Abwechſelungen der groſſen Hitze und einer ſtarken Kälte, das vermoderte Fleiſch, welches die Hunde in den heiſſen Jahreszeiten freſſen, den Mangel an Getränke, die Würmer u. ſ. w. 71)

Nach der Anzeige der Kennzeichen, wornach man urtheilen ſoll, ob? und in welchem Grad ein Hund raſend oder toll ſey? iſt es wohl nöthig auch noch anzugeben, aus welchen Merkmalen man ſchlüſſen könne, daß ein Menſch von ſeinem Biſſe wirklich in Gefahr des Lebens gerathen. Ueberhaupt iſt nicht leicht ein ander Gift fähiger, die gröſten Unordnungen in unſerm Körper anzurichten, als der Geifer eines wüthenden Hundes. Bisweilen verbirgt ſichs wohl einige Jahre hindurch im Körper, bevor es, bey Gelegenheit des ſcharfen Blutes, der warmen Jahreszeit u. ſ. w. ſich zu offenbaren anfängt. Es iſt aber allemal ſo viel davon zu beſorgen, daß man die Vorbauungsmittel keinen Augenblick verſchieben ſollte.

Die Erſcheinungen an Leuten, die von tollen Hunden gebiſſen worden, fangen ſich von dem Schmerz an, welcher die beſchädigte Haut einnimmt. Die verwundete Stelle pfleget gleich aufzuſchwellen, und die ſchmerzhafte Empfindung, ſich nach den benachbarten Theilen auszubreiten. Es folgt hierauf eine Trägheit im ganzen Syſtem der Muskeln. Der Schlaf

71) S. *Gentl. Magaz.* 1760. Brachm. p. 288. und Brem. Mag. VII B. p. 43. M..

Schlaf iſt unterbrochen und unruhig. Die Verwirrung nimmt immer mehr überhand. Man ſeufzt oft, man verfällt in eine tiefe Traurigkeit und fühlt einen unwiderſtehlichen Trieb, ſich von den übrigen Menſchen abzuſondern.

Im zweyten Grade des überhand nehmenden Uebels vermehren ſich die vorigen Zufälle und bringen den Kranken zu allerley Ausſchweifungen. Man empfindet beſchwerliche Herzensangſt, das Athemhohlen wird oft von Seufzern unterbrochen, ein heftiger Schauer überläuft jeden Kranken dieſer Art, ſo bald er Waſſer, Spiegel oder andere ſolche Körper wahrnimmt, welche das Licht ſtark zurück werfen. Der geringſte Tropfen von einer Feuchtigkeit, womit nur die Lippen oder Zunge berührt werden, erreget unbeſchreibliche Bangigkeit, ein Zittern, Verzuckungen oder eine völlige Wuth. Durchs Erbrechen giebt man eine zähe, gallichte, ſchwarze Feuchtigkeit von ſich; das Fieber, die Schlafloſigkeit, ungewöhnliche und verwirrte Gedanken, pflegen den zweyten Grad endlich zu beſchlüſſen.

Beym Anfang des dritten Grades verſchlimmern ſich alle vorige Umſtände. Der Kranke ſtreckt die rauhe Zunge hervor, er gähnt, ſeine Stimme wird heiſer, der Durſt vermehret ſich; bey Erblickung eines Getränks aber fängt er an, in Unſinnigkeit zu verfallen; der Speichel häufet ſich im Munde, der Kranke fühlet einen unwillkührlichen Trieb, ihn auf andere Perſonen auszuwerfen. Er knirſchet mit den Zähnen, der Schweis iſt eiskalt im Geſichte und man bemerkt alle Zeichen der gröſten Raſerey, ſo gar zu der Zeit, wo die Seele noch vernünftig zu denken

und

und der Kranke ſich zu hüten ſcheinet, daß er andern Perſonen keinen Schaden zufügen möge.

Den Beſchluß von dieſem widerſinnigen und kläglichen Schauſpiel macht endlich ein mit krampfhaften Verzuckungen und Engbrüſtigkeit begleiteter Tod, welcher gemeiniglich den vierten Tag, vom erſten Tage des Uebels gerechnet, zu erfolgen pfleget.

Die Zergliederung der Leichname, die am Biſſe wütender Hunde geſtorben ſind, zeigte nachforſchenden Aerzten, daß alle Werkzeuge, welche das Hinabſchlucken befördern, entzündet ſind. Den Magen fanden ſie mit einer gallichten, zähen Feuchtigkeit erfüllet. Die Galle war ſchwarz, der Herzbeutel trocken, die Lunge ganz voll geronnenen Blutes, das Herz mit trocknem Geblüt überhäufet, die Schlagadern waren voll, die Blutadern leer. Das übrige Blut iſt ſo flüßig, daß es kaum in freyer Luft gerinnet. Alle Muſkeln, das Eingeweide, das Gehirn, Rückenmark — alles iſt hier trockner, als es gewöhnlich ſeyn ſollte. — Kurz, die Umſtände der Krankheit und des Todes von derſelben ſind ſo kläglich, daß bey ſo unglücklichem Vorfalle wohl nichts dringender empfohlen werden kann, als ein ungeſäumter Gebrauch der beſten Vorbauungsmittel, von denen man allein zu erwarten hat, was man von den Heilungsmitteln der Krankheit ſelbſt nicht hoffen darf.

M. . .

Die Katze [72]).

Die Katze gehöret unter die treuloſe Hausgenoſſen, denen man bloß aus Noth verſtattet, ſich um uns her aufzuhalten, damit ſie einen Schwarm anderer feindſeliger Hausthiere, die uns noch beſchwer-licher

72) Die Kennzeichen, wodurch Hr. von Linne im *Syſt. Nat.* Ed. XII. p. 60. das Katzengeſchlecht bezeichnet, ſind 1) die gleichförmige Schneidezähne, auch in jedem Kiefer, an jeder Seite drey zuſammenſtehende Backenzähne. 2) Die rauhe Zunge, die einem Reibeiſen gleichet, deſſen Spitzen hinterwärts gekehret ſind; 3) die krumme Klauen, die gleichſam aus gewiſſen Scheiden hervorragen und wieder in dieſelbe zurück gezogen werden können, wenn das Thier nicht geſonnen iſt, Schaden damit anzurichten. Da er dieſe Kennzeichen am Löwen, Tiger, Parder, Katzenpardel oder Panther, Onca, an der wilden Bergkatze (Pardalis), an der zahmen Katze (Catus), wozu auch die angoriſche Katze gerechnet wird, und am Luchs (Lynx), gefunden, hat er dieſe Thiere ſämmtlich unter dieſem Geſchlecht vereinigt. Hr. von Büffon hat ſie, nach ſeiner Methode, freylich in vielen Bänden zerſtreuet, und wir werden die Synonymie an den gehörigen Stellen anführen; es ſcheint uns aber doch, um der Anfänger willen, gut zu ſeyn, ſie beyläufig mit einer

licher fallen würden, und nicht ſo leicht vertrieben werden können, im Zaum halten mögten. Wir

geden-

einer faſt allgemein angenommenen ſyſtematiſchen Ordnung bekannt zu machen,

Die Hauskatze heißt beym Hr. von Linne l. c. Felis Catus. in *Briſſ.* Quadr. p. 191. Felis domeſtica. Le Chat domeſtique; in *Klein.* de Quadr. p. 75. Catus domeſticus. Cf. *Raj.* Quadr. p. 170 *Sloane* Nat. Hiſt. of Jam. Vol. II. p. 329. *Rzac.* H. Nat Pol. p. 244. *Jonſt.* Quadr. p. 126. fig. Tab. 72. bona. *Charlet. Exerc.* p. 20. Feles vel Catus *Geſneri* Ic. Quadr. fig. p. 28. bona. *Aldrov.* Quadr. p. 564 S. Hallens Thiere I. p. 579. Hebr. *Catul* und *Schanar* auch *Schunara*, Griech. Αιλουρος, Sarac. *Katt*, Span. *Gato* oder *Gata*, Jtal *Gatta*, *Gatto*, Jllyr. *Koczka*, Pohln. *Koc*, Schwed. *Katta*, Engl. *Cat*, Holl. *Kat.*

Die wilde Katze heißt beym Hr. von Linne ebenfalls *Catus*, beym Briſſon l. c. Felis Sylveſtris. Le Chat Sauvage. Catus *Sylv.* ferus vel feralis, Eques arborum *Klein.* Quadr. p. 75. Cf. *Geſn.* Quadr. p. 353. *Geſn.* Ic. Quadr. p. 97. *Rzac.* l. c. p. 217. *Aldrov.* Quadr. p. 583. fig. bona. *Jonſt.* Quadr. p. 127. Fig. Tab. 72. bona. S. Hallens Thiere I. p. 521. Hebr. *Ziim*, Span. *Gato montes*, Pohln. *Kot Dziki*, *Zbik.*

Auſſer der gewöhnlichen, führet Hr. Briſſon noch die wilde Tigerkatze l. c. p. 193. unter dem Namen *Felis ſylveſtris tigrina*, le Chat ſauvage tigré an. Felis Sylv. tigrinus, ex Hiſpaniola *Seb.* Vol. I. p. 77. Tab. 48. fig. 2. bona Felis fera tigrina *Barr.* Hiſt. Franc. aequin p. 153. Catus *Tepe Maxlaton* dictus, tigrinus, ex Hiſpaniola, *Klein.* Quadr. p. 75.

Fern.

gedenken hier mit Fleiß derjenigen Perſonen gar nicht, welche an jedem Thier einen beſondern Wohlgefallen finden, und bloß zu einem tändelnden Zeitvertreib Katzen zu halten pflegen. Das erſte heißt, die Katzen ihrer Beſtimmung gemäß brauchen, das andere, ſie mißbrauchen.

Obgleich dieſe Thiere, beſonders ſo lange ſie jung ſind, viel artiges und ſchmeichelhaftes an ſich haben, ſo bemerket man doch an ihnen eine gewiſſe heimliche Tücke, die falſcheſte Gemüthsart und ein ſehr verkehrtes Naturel, das ihnen angebohren iſt, welches im Alter noch ärger wird, und ſich bloß unter dem Zwange verbirgt, worinn die Zucht ſie erhalten muß. Aus offenbaren und gebohrnen Räubern macht man aus ihnen durch die beſte Zucht, höchſtens nur folgſame, ſchmeichelnde Betrüger. Sie beſitzen eben ſo viel Geſchicklichkeit und Argliſt, eben ſo viel Neigung, Schaden zu thun und Spitzbübereyen auszuüben; ſie wiſſen ihre Schliche und Abſichten

Fern. Hiſt. Nat. Hiſp. p. 9. Maraguav. ſ Maracaia *Marcgr.* Hiſt. Braſ. p. 233. Chat tigré *Kolbe* Tom. III. p. 50. Span. *Tepe Maxlaton.* in Guiana *Malakaya.* Hallens Thiere I. p 522. Die Wald⸗ oder Tigerkatzen, ſagt Hr. Kolbe in ſeiner Beſchreibung des Vorgebirges der guten Hofnung Frankf. 1745. p. 340. ſind unter allen wilden die gröſte Katzen, die an Gröſſe dem Fuchſe nicht nachgeben. Der Balg dienet zu treflichen Pelzen, ſo wohl der Wärme, als der Schönheit wegen. Man bezahlt ſie auch theuer auf dem Vorgebirge, und führet ſie von da nach den nördlichen europäiſchen Gegenden. M. . .

ſichten eben ſo geſchickt zu verbergen, als die ärg- ſten Betrüger. Sie verſtehen, ſo gut als dieſe, die Gelegenheit auszuforſchen, abzuwarten, und, zu Ausführung eines boßhaften Streiches den ſchicklich- ſten Augenblick zu wählen, ſich hernach durch die Flucht vor der Strafe zu retten, und ſich ehe nicht wieder ſehen zu laſſen, bis man ſie rufet. Sie ler- nen ohne Mühe geſellſchaftliche Gebräuche, aber nie geſellſchaftliche Geſinnungen. Ihr ſchmeichelndes We- ſen iſt nur ein betrüglicher Schein, der ſich in ih- ren verdächtigen Bewegungen und zweydeutigen Bli- cken verräth. Nie werden ſie einer Perſon, der ſie ſchmeicheln, gerade ins Geſicht ſehen. Aus Miß- trauen oder natürlicher Falſchheit nähern ſie ſich ihr durch allerley Umwege. Sie bewerben ſich um Lieb- koſungen, gegen welche ſie doch nur in ſo fern em- pfindlich ſind, als dieſe ihnen Vergnügen machen. Welch ein Unterſchied alſo zwiſchen einer Katze und einem getreuen Thier, das bloß für die Perſon ſei- nes Herrn empfindet! da hingegen die Katze nur für ſich zu empfinden, bloß auf Bedingungen zu lieben, und bloß deßwegen Umgang zu ſuchen ſcheint, um denſelben zu mißbrauchen. Um dieſer Uebereinſ- ſtimmung willen verträgt ſich auch die Katze viel beſſer mit dem Menſchen, als mit dem durchaus ehrlichen Hunde.

Temperament und Leibesgeſtallt kommen hier mit der Gemüthsart völlig überein. Die Katzen ſind artig, behende, geſchickt, reinlich und wolluſtig. Be- gierig auf ihre Bequemlichkeit, pflegen ſie zum Schla- fen und Spielen die weichſten Stellen aufzuſuchen. Sie fühlen die Vermehrungsbegierde ſehr ſtark, und die Katze iſt, wider die gewöhnliche Art der Thiere,

viel hitziger, als der Kater. Sie ladet ihn ein, ſuchet und rufet ihn, ja ſie geht ſo weit, ihm die Wuth ihrer Begierden oder ihr dringendes Bedürfniß durch lautes Geſchrey anzukündigen. Wenn der Kater ſie zu fliehen oder zu verachten ſcheinet, wird er von der Katze verfolgt, gebiſſen und gleichſam gezwungen, ihre Begierden zu befriedigen, ob es gleich bey der Paarung nicht ohne die empfindlichſte Schmerzen abgehet.

Dieſe Brunſt pflegt gemeiniglich neun oder zehn Tage zu dauern, und ſich nur zu gewiſſen Zeiten zu ereignen. Gewöhnlicher maßen werden ſie des Jahres zweymal, im Frühling und im Herbſt, oft auch dreymal, zuweilen gar viermal, hitzig. Fünf und funfzig oder ſechzig Tage gehen ſie trägtich, ſie bringen aber nicht ſo viel Junge, als die Hündinnen; gemeiniglich werfen ſie nur vier, fünf oder ſechs Jungen, und zwar ſo verſtohlen, als möglich, weil die Kater ihre Nachkommen zu verzehren pflegen. Wenn alſo die Katzen befürchten, entdecket oder ihrer Jungen beraubt zu werden, tragen ſie ſelbige in verborgene Winkel und Löcher, wo niemand hinkömmt, und bringen ihnen, wenn ſie einige Wochen geſauget haben, Mäuſe oder junge Vögel, um ihnen frühzeitig einen Appetit nach Fleiſch beyzubringen. Aus einer faſt unbegreiflichen Art von Lüſternheit aber pflegen dieſe ſo zärtliche, ſorgfältige Mütter ihre Neigung in Grauſamkeit zu verwandeln, und ihre vorher ſo geliebte Brut ohne Barmherzigkeit aufzufreſſen.

Um ihrer muntern Lebhaftigkeit und Artigkeit willen konnten die junge Katzen einen bequemen Zeit-

vertreib für ſpielende Kinder abgeben, wenn man ſich nicht für ihrem Kratzen zu fürchten hätte. Ihr Spiel iſt aber nie ſo unſchuldig, als angenehm und poßirlich, und pflegt gar zu bald in eine angewöhnte Boßheit auszuarten. Weil ſie nur bey kleinen Thieren ihre Gaben mit Vortheil anbringen und geltend machen können; ſo ſetzen ſie ſich oft auf einen Vogelbauer, und ſuchen abwechſelnd Vögel, Mäuſe und Ratten zu belauren. Dadurch werden ſie, ohne weitere Anweiſung, geſchickter zur Jagd, als die beſten abgerichteten Jagdhunde.

Ihre allen Zwang verabſcheuende Gemüthsart macht ſie gänzlich unfähig, eine gute Zucht anzunehmen. Man erzählet wohl von griechiſchen Mönchen auf der Inſel Cypern 73), welche die Katzen zur Jagd abgerichtet und ſie gelehrt haben ſollten, die Schlangen, womit dieſe Inſel heimgeſucht war, zu fangen und zu tödten, allein das geſchahe mehr aus einem natürlichen und unter ihnen allgemeinen Triebe zur Zerſtöhrung, als aus wirklichem Gehorſam. Denn ſie finden ein Vergnügen daran, allen ſchwachen Thieren, als Vögeln, jungen Kaninichen und Haſen, Mäuſen, Ratten, Fledermäuſen, Maulwürfen, Kröten, Fröſchen, Eidexen und Schlangen, ohne Unterſchied aufzulauern, ſie anzufallen und umzubringen. Sie beſitzen weder Gelehrigkeit, noch einen ſcharfen Geruch, welche an den Hunden zwo der vorzüglichſten Eigenſchaften ausmachen. Aus dieſem Grunde verfolgen ſie auch ein Thier länger nicht, als es ihnen vor Augen iſt. Ja-

 gen

73) S. Deſcription des Isles de l'Archipel, par *Dapper*, p. 51.

gen iſt gar nicht ihre Sache. Sie legen ſich bloß aufs Lauern, überfallen ihre Beute ganz unvermerkt, und pflegen ſie, nachdem ſie lange genug ihr Spiel damit getrieben, ohne Noth ums Leben zu bringen, wenn ſie gleich vollkommen ſatt und einer ſolchen Beute gar nicht benöthiget ſind, ihren Hunger zu befriedigen.

Dieſe Neigung, den Thieren aufzulauern und ſie zu überfallen, rühret natürlicher Weiſe unmittelbar von dem Vortheil her, welchen die beſondere Bildung der Augen ihnen gewähret. Am Auge des Menſchen und faſt der meiſten Thiere wird man gewahr, daß ihr Stern ſich abwechſelnd auf einen gewiſſen Grad ausziehen und wieder zuſammenziehen kann. Bey geringem oder ſchwachem Lichte pflegt er ſich zu erweitern, bey ſtarkem Licht aber enger zu werden. Bey den Katzen und nächtlichen Raubvögeln iſt dieſe Bewegung ſo beträchtlich, daß ihr Stern, welcher im Finſtern ganz rund und breit erſcheinet, am hellen Tage eine lange und ſo ſchmale Figur, wie eine Linie annimmt, folglich dieſen Thieren das Vermögen ertheilet, des Nachts ſchärfer, als am Tage, zu ſehen, wie das Beyſpiel der Nachteulen, des Uhu u. a. m. beweiſet. Eigentlich hat der Stern im Auge ſo lange beſtändig eine runde Figur, bis er durch natürliche Urſachen in eine andere Form gezwungen wird. Am Tage wird er bey den Katzen beſtändig zuſammen gezogen, und wenn ſie bey hellem Lichte deutlich ſehen, geſchieht es gleichſam durch die ſtärkſte Anſtrengungen. So bald hingegen in der Dämmerung ihr Stern wieder ſeine gewöhnliche Form erhält, ſehen die Katzen vollkommen gut, und bedienen ſich dieſes Vortheils, andere

re Thiere aufzuſuchen, zu überraſchen und anzufallen.

Die Katzen pflegen ſich zwar in unſern Wohnungen aufzuhalten, man kann ſie aber doch nicht völlig als Hausthiere betrachten. Auch die allerzahmeſte laſſen ſich zu keinen häußlichen Dienſten gebrauchen. Man kann ſie vielmehr völlig frey nennen, weil ſie thun, was ihnen einfällt, und nichts vermögend iſt, ſie an einem Orte zu erhalten, wo ſie nicht Luſt haben, länger zu verweilen. Die meiſten ſind ohnedis noch für halb wilde Thiere zu halten, weil ſie theils ihre Herrſchaft nicht kennen, theils auf den Böden und auf den Dächern herumirren, und nur dann die Küchen oder Speiſekammern beſuchen, wenn ſie der Hunger dahin locket. Ob man gleich mehr Katzen, als Hunde, zu halten pfleget, ſo iſt ihre Menge doch nicht ſo genau zu bemerken, weil ſie uns viel ſeltener vor Augen kommen, und ſich mehr an die Häuſer ſelbſt, als an die Bewohner derſelben gewöhnen.

Wenn man die Katzen auf eine bis zwo Meilen weit von ſich entfernet, wiſſen ſie doch ihren Kornboden allein ſehr gut wieder aufzuſuchen. Vielleicht kommen ſie bloß darum wieder zurück, weil ſie daſelbſt einmal die Mauſelöcher, nebſt allen Zugängen und Schlupfwinkeln kennen, und weil es ihnen lange nicht ſo viel Mühe koſtet, etliche Meilen zurückzulaufen, als ein anderes neues Land eben ſo genau in dieſer Abſicht kennen zu lernen.

Waſſer, Kälte und übler Geruch ſind allen Katzen ſehr zuwider. Am liebſten halten ſie ſich im

Sonnenſchein auf, und ruhen gern hinter den Feuermauern, oder in den Oefen auf den wärmſten Stellen. Räucherwerk iſt ihnen angenehm; daher ſie ſich auch von Perſonen, die wohlriechende Sachen um ſich haben, ſehr gern greifen und ſtreicheln laſſen. Der Geruch der Pflanze, die man deswegen Katzenmünze 74) nennet, hat für ſie einen ſo ſtarken Reitz, daß es ſcheint, als ob ſie für Freuden über denſelben außer ſich wären. Um dieſes Gewächs in den Gärten zu erhalten, muß man es in verſchloßnen Gittern verwahren. Die Katzen riechen es von fern, ſuchen es auf, reiben ſich daran ſo lange, und kriechen ſo oft über daſſelbe hin und her, daß es dadurch in kurzer Zeit gänzlich zerſtöret wird.

Das ganze Wachsthum der Katzen iſt in funfzehn bis achtzehn Monaten vollendet. Daher ſind ſie auch ſchon vor Ablauf des erſten Jahres im Stande, ſich zu vermehren. Sie können auch das Vermehrungsgeſchäfte bis zu ihrem Tode ungehindert fortſetzen, welcher gemeiniglich im neunten oder zehnten Jahr erfolget. Indeß haben ſie ein zähes Leben, ſtärkere Nerven und mehr natürliche Lebenskräfte, als Thiere, denen ein ſpäteres Lebensziel geſetzet iſt.

Das

74) Nepeta Cataria *Linn.* Sp. Pl. p. 796. Nepeta vulgaris *Trag.* Cataria herba ſ. Calaminthe tertia *Dod.* Mentha felina *Tabern.* Mentha cataria major et vulg. *Caſp. Bauh.* Pin. p. 228. Cataire, Herbe aux Chats. *Bom.* Dict. Vol. II. p. 428. Blackw. Tab. 455. Dietr. Pflanzenr. p. 695. M. . .

Das Kauen gehet bey den Katzen ſehr langſam von ſtatten. Sie haben ſo kurze, ſo ſchlecht geordnete Zähne, daß ihnen dieſe bloß behülflich ſeyn können, die Speiſen zu zerreiſſen, aber nicht, wie gewöhnlich, zu zermalmen. Daher pflegen ſie auch das zarteſte Fleiſch am begierigſten aufzuſuchen. Fiſche freſſen ſie ungemein gern, ſie mögen roh ſeyn oder geſotten. Sie ſaufen oft, ſchlafen leicht, aber nicht ſo veſt, als man denken ſollte. Ihr Gang iſt leicht, ſchleichend und unmerklich. Um ihren Unrath abzulegen, verbergen und entfernen ſie ſich, und ſcharren ihn allezeit mit Erde zu. Bey ihrer gewöhnlichen Reinlichkeit, bey der Trockenheit und dem Glanz ihres Balges, werden ihre Haare leicht ſo elektriſch, daß man im Dunkeln helle Funken heraus ſprützen ſiehet, wenn die Katzen geſtreichelt werden. Ihre Augen funkeln im Düſtern, gleich ſtralenden Diamanten, welche des Nachts das Licht wieder zurück werfen, deſſen Stralen ſie des Tages über gleichſam eingeſogen haben.

Da die wilde Katze mit der zahmen Junge zeuget, hat man beyde nur für einerley Art anzuſehen. Zuweilen bemerket man, daß Kater und Katzen die Häuſer, wenn die Rammelzeit kömmt, verlaſſen, in den Wäldern die wilde Katzen aufſuchen, hernach aber wieder zu ihrer Wohnung zurück kehren: Daher kömmt es auch, daß einige von unſern Hauskatzen den wilden völlig zu gleichen ſcheinen. Der weſentlichſte Unterſchied zwiſchen beyden läßt ſich bloß aus den innern Theilen erkennen. Die Gedärme ſind bey der Hauskatze gemeiniglich länger, als bey der wilden. Indeſſen iſt allemal die wilde Katze ſtärker und größer, als die zahme. Sie hat alle-

zeit ſchwarze Lefzen, ſteifere Ohren, einen ſtärkern Schwanz und beſtändigere Farben.

In unſern Gegenden iſt nur eine Art von wilden Katzen bekannt, und es läßt ſich aus den Zeugniſſen der Reiſenden ziemlich ſicher ſchlüßen, daß eben dieſe Art faſt überall, ohne merkliche Abänderungen gefunden wird. Ehe noch das veſte Land der neuen Welt entdeckt wurde, gab es daſelbſt ſchon wilde Katzen. Kolumbus erhielt eine von einem Jäger, die er im Holze gefangen hatte. 1). Sie war von gewöhnlicher Größe, mit graubraunem Haar bedecket, und mit einem ſehr langen, ſtarken Schwanz verſehen. 2) Auch in Peru 3) hat man dergleichen wilde Katzen wahrgenommen, obgleich daſelbſt keine Hauskatze zu ſehen war. Es giebt auch dergleichen in Kanada 4), im Lande der Illineſer u. ſ. w. In unterſchiedenen Gegenden von Afrika hat man ſie ebenfalls entdecket, als in Guinea 5), auf der Gold-

küſte

1) S. La vie *de Chriſtophe Colomb.* II*de* Partie p. 167.

2) Da Kolumbus, wie man aus der Geſchichte weis, nie ſelbſt auf das veſte Land von Amerika gekommen, ſo kann wohl der Ausdruck des Herrn von Büffon *dans le continent* du nouveau monde, nicht richtig ſeyn. K. . .

3) v. *Hiſtoire des Incas.* Tom. II. p. 112.

4) v. Hiſtoire de la nouvelle France, par *le Pere Charlevoix* Tom. III. p. 407.

5) Hiſt. générale des Voyages, *par Mr. l'Abbé Prevoſt.* Tom. IV. p. 230.

Küſte zu Madagaskar 6), wo die natürlichen Einwohner des Landes auch Hauskatzen hielten; auf dem Vorgebirge der guten Hofnung 7), wo, nach Kolbens Vorgeben, auch blaue oder ſchieferfarbige Katzen angetroffen werden, die ſich auch in Aſien finden.

In Perſien, ſagt Peter della Valle 8) giebt „es eine Art von Katzen, die eigentlich der Provinz

6) v. Relation du François Couche à Par. 1651. p. 225.

7) v. Deſcription du Cap de Bonne Eſperance, par *Kolbe* p. 49. oder deſſen Beſchreibung des Vorgebirges der guten Hofnung. Frf. und Leipz. 1745. 4to p. 340. Nach Hr. Kolbens Berichte ſind auf dieſem Vorgebirge die wilde Katzen zwar etwas gröſſer, als die zahmen, im übrigen aber haben ſie meiſtentheils nichts an ſich, was ihnen vor den zahmen ein weſentliches Unterſcheidungsmerkmal ertheilte. Man findet aber daſelbſt auch einzelne blaue wilde Katzen, welche dieſen Beynamen daher bekommen, weil alle Haare an ihnen blau ſind, auch dieſe Farbe nach der Zubereitung des Balges noch behalten. Eine Art rother wilder Katzen erhält ihren Beynamen von einem ſchönen hochrothen Streif, der am Hals anfängt und über den Rücken bis an den Schwanz fortläuft. Es verlieret ſich aber dieſer Streif in den grauen und weiſſen Haaren, womit die Seiten dieſes Thieres bewachſen ſind. Den Balg hält man für ein Linderungsmittel in Gichtſchmerzen, wenn er um das Kranke Glied geleget wird. Man pflegt ihn daher auf dem Vorgebirge wegen dieſer Kraft ſehr hoch zu halten. M. . .

8) S. Voyage de *Pietro della Valle* Tom. V. p. 98. 99.

„Choraſan zugehöret. Sie ſind weder größer, noch „anders geſtaltet, als die gemeine Katzen. Ihre „vorzüglichſte Schönheit beſteht in der Farbe ihrer „Haare, welche, ohne alle Beymiſchung anderer „Flecken, durchaus grau, nur auf dem Rücken und „am Kopf etwas dunkler, auf der Bruſt aber und „am Bauch ein wenig heller ſind, und hier etwas „ins Weißliche fallen, und zwar nach einem ſo rei„zenden Uebergange des Dunkeln ins Helle, welchen „die Maler clair-obſcur nennen, daß aus dieſer „maleriſchen Miſchung die vortreflichſte Wirkung „entſtehet. Außerdem iſt ihr Haar ungemein zart, „fein, glänzend, weich, gelinde wie Seide, und ſo „lang, daß es an einigen Orten, beſonders unter „dem Halſe, ſich ringelt, ob es gleich, ſtatt aufge„richtet zu ſtehen, vielmehr dicht am Körper anliegt. „Dieſe Thiere ſtellen unter den Katzen dasjenige vor, „was unter den Hunden die Budel ſind. Der „Schwanz iſt ihre größte Zierde, weil er von an„ſehnlicher Länge und überall mit fünf oder ſechs „Finger langen Haaren bedeckt iſt. Sie ſtrecken „ihn aus und legen ihn, wie die Eichhörnchen, rück„wärts dergeſtalt über den Leib, daß die aufgerich„tete Spitze ein Büſchelchen bildet. Sie ſind ſehr „zahm, und wurden durch die Portugieſen von Per„ſien bis nach Indien mitgenommen." Pietro della Valle fügt noch hinzu, er habe vier Paar ſolcher Katzen, die er beſeſſen, mit nach Italien bringen wollen.

Dieſe Beſchreibung zeiget ſehr deutlich, daß dieſe perſiſche Katzen, der Farbe nach, den ſogenannten Karthenſerkatzen, übrigens aber den angoriſchen Katzen völlig ähnlich, und daß alſo die Katzen von

Chora-

Choraſan in Perſien, die angoriſche Katze in Syrien, und Kartheuſerkatzen, von einerley Art ſind, ihre Schönheit aber dem beſondern Einfluß des Himmelsſtriches in Syrien eben ſo, wie die ſpaniſche, rothe, weiſſe und ſchwarze Katzen, mit eben ſo feinem und glänzendem Haare, dieſes reizende Anſehen dem ſpaniſchen Himmelsſtrich zu danken haben. Ueberhaupt könnte man ſagen, das ſpaniſche und ſyriſche Klima wären unter allen bewohnbaren Himmelsſtrichen unſrer Erdkugel dieſen ſchönen Abänderungen der Natur am günſtigſten. Schöpſe, Ziegen, Hunde, Katzen, Kaninchen und faſt alle Thiere ſind in Spanien und Syrien mit der feinſten Wolle, mit den längſten, in Anſehung der Farben aber mit den ſchönſten und mannigfaltigſten Haaren bekleidet. Es hat beynahe das Anſehen, als ob dieſe Himmelsſtriche der Natur im Ganzen mehr ſanfte Reize, allen Thieren aber eine ſchönere Geſtallt ertheilten.

An der wilden Katze bemerkt man, außer den härtern Farben, auch ein ſteiferes Haar, wie an den meiſten andern wilden Thieren. So bald ſie aber zahm gemacht und unter den Hausthieren aufgenommen worden, hat ſie weit ſanfter Haar, weit abwechſelndere Farben derſelben bekommen. In den günſtigen Landſtrichen von Choraſan und Syrien findet man ſie durch ein längeres, feineres und dichteres Haar, durch weit angenehmere Farben deſſelben, noch mehr verſchönert. Das Schwarze und Rothe hat ſich ins Hellbraune, das Graubraune ins Aſchgraue verwandelt. Bey der Vergleichung alſo einer wilden Katze aus unſern Gegenden mit einer Kartheuſerkatze wird man gewahr, daß beyde ſich durch nichts weiter, als durch dieſen ſtuffenweiſen Abfall

der

der Farben, von einander unterſcheiden. Da von dieſen Thieren auch einige weniger, einige mehr Weiß unten am Bauch und an den Seiten haben, ſo braucht es, um ganz weiſſe Katzen mit langen Haaren zu bekommen, wie die eigentlich ſogenannte angoriſche Katzen, weiter nichts, als in dieſer ſchon durch den Himmelsſtrich verſchönerten Art diejenigen auszuſuchen, welche das meiſte Weiß am Bauch und an den Seiten haben. Von der Paarung ſolcher Katzen hat man ſich völlig weiſſe Katzen zu verſprechen, wie man durch eben dieſes Mittel ſchon oft weiſſe Kaninchen, Hunde, Ziegen, Hirſche, Damhirſche u. ſ. f. erhalten.

Bey der ſpaniſchen Katze, als einer bloßen andern Abänderung von der wilden, haben die Farben, an ſtatt wie bey der Syriſchen durch einförmige Schattirungen geſchwächet zu werden, ſich im ſpaniſchen Landſtriche vielmehr erhöhet, auch durch ſchärferes Abſetzen mehr Lebhaftigkeit erhalten. Das Hellrothe iſt ins Braunrothe, das Braune ins Schwarze, das Grau in ein vollkommnes Weiß übergegangen. Eben dieſe Katzen haben, als man ſie nach den amerikaniſchen Inſeln gebracht, ihre ſchöne Farben, ohne weitere Ausartung, erhalten.

„Auf den antilliſchen Inſeln, ſagt der Pater „du Tertre 9), wird man eine große Menge von „Katzen gewahr, die ohnſtreitig von den Spaniern „dahin gebracht worden. Die meiſten ſind röthlich, „ſchwarz und weiß bezeichnet. Unter unſern Fran-„zoſen

9) S. Hiſt. gener. des Antilles Tom. II. p. 306.

„zoſen giebt es viele, welche das Fleiſch dieſer Thie„re mit gutem Appetit verzehren, hernach aber die „Bälge zum Verkauf nach Frankreich bringen. Als „wir Guadelupe noch nicht lange bewohnt hatten, „waren dieſe Katzen dermaßen an die Jagd der Tur„teltauben, Rebhüner, Droſſeln und anderer klei„nen Vögel gewöhnet, daß es ihnen gar nicht ein„fiel, die Ratten auch nur des Anblickes zu würdi„gen. Zuletzt, als das Wildpret ſich ſparſamer zeig„te, fanden ſie es nöthig, den Waffenſtillſtand mit „den Ratten aufzuheben, und ihnen offenbar den „Krieg anzukündigen u. ſ. w.“ Ueberhaupt ſind die Katzen der Veränderung und Ausartung nicht ſo ſehr unterworfen, als die Hunde, wenn ſie in warme Länder gebracht werden.

„Die europäiſche Katzen, ſagt Boßmann 10), „pflegen in Guinea ſich nicht, wie die Hunde, zu „verändern, ſondern ihre Geſtallt völlig beyzubehal„ten ꝛc.“ In der That ſind ſie von beſtändigerer Natur, und man darf ſich über die geringe Veränderungen derſelben deſto weniger wundern, da ſie weder ſo vollkommen, oder ſo allgemein, und vielleicht auch noch nicht ſo lange, als die Hunde, zu den Hausthieren gehören.

Ob ſich unſere Hauskatzen gleich in Anſehung der Farben von einander unterſcheiden, ſo läßt ſich doch darum nicht behaupten, daß ſie auch beſondere Raßen und Arten ausmacheten. Bloß die Gegenden von Spanien, Syrien und Chorasan brachten beſtän-

10) S. Voyage de Guinée p. 2403.

beſtändige Abänderungen hervor, die ſich daſelbſt erhalten haben. Allenfalls könnte man dieſen auch noch den Himmelsſtrich der chineſiſchen Provinz Pe-chy-ly beyfügen, welche ſehr langhärige Katzen mit herabhängenden Ohren nähret, die von den chineſiſchen Frauensperſonen viel Zuneigung genüßen 11).

Dieſe Hauskatzen mit herabhängenden Ohren, von denen wir keine weitere Nachricht haben, ſind ohnſtreitig von der wilden Katzenart noch weiter, als die ſteifóhrige entfernet, obleich alle Raßen von den wilden abſtammen.

Dies mag nun genug ſeyn von der Geſchichte ſowohl der Katzen, als überhaupt aller gewöhnlichen Hausthiere. Zu den letzten gehören vorzüglich das Pferd, der Eſel, das Schaf, die Ziege, das Schwein, der Hund, und die Katze. Der Kameel, Elephant, das Rennthier und andere werden zwar anderwärts auch als Hausthiere betrachtet; wir zählen ſie aber darum hier nicht unter dieſelben, weil ſie für uns allerdings ganz fremde Thiere ſind, von denen wir ehe nicht reden werden, bis wir die Geſchichte aller wilden Thiere unſers Himmelsſtriches geliefert haben. Darzu kömmt noch, daß die Katze, die nur gleichſam zur Hälfte als ein Hausthier zu betrachten iſt, einen beque-

11) S. Hiſt. gener. des Voyages par Mr. l'Abbé Prevôt. Vol. VI. p 10. Auch in Peking finden ſich dergleichen ſchneeweiße langhärige Katzen mit herabhängenden Ohren, worüber Neuhofs chineſ. Geſandſchaft, Amſterd. 1669. fol. p. 347. und Dappers China p. 138. nachzuleſen.

bequemen Uebergang von unſerm Hausvieh zu den wilden Thieren machet. Es wäre wohl unſchicklich, unter den Hausthieren die beſchwerliche Nachbarn, als Mäuſe, Ratten, Maulwürfe u. ſ. w mit aufzuführen, die ſich zwar in unſern Häuſern und Gärten aufhalten, aber deßwegen eben ſo frey und wild als andere ſind, und, anſtatt ſich mit Unterwürfigkeit uns zu nähern, vielmehr die Menſchen fliehen und in ihren unterirdiſchen oder dunkeln Wohnungen, in ungeſtörter Freyheit, nach ihren Sitten und Gebräuchen leben.

Die Geſchichte jedes bisher beſchriebenen Hausthieres hat uns belehret, wie viel Einfluß die Erziehung, Pflege, Sorgfalt und Beyhülfe der Menſchen auf das Naturel, die Sitten und ſogar auf die Geſtallt der Thiere habe. Sie hat uns ferner gezeigt, daß dieſe Urſachen, in Verbindung mit dem Einfluſſe der Landesgegend, ſo groſſe Veränderungen in den Arten hervorbringen, daß man das Urſprüngliche derſelben kaum noch vor dem Zufälligen zu erkennen vermag. Gewiſſe einzelne Thiere werden dadurch zu einerley Zeit und in einerley Art einander ſo unähnlich, daß man ſie mit Recht für ganz unterſchiedene Thiere halten könnte, wenn ſie nicht allemal das Vermögen beybehielten, wieder fruchtbare Junge mit einander zu zeugen, worinn das weſentliche und einzige wahre Kennzeichen der Art beſtehet.

Wir haben geſehen, daß die unterſchiedene Arten dieſer Hausthiere, in unterſchiedenen Himmelsſtrichen ſich faſt eben ſo, wie die Arten der Menſchen, verhalten, und, wie dieſe, in kalten Ländern ſtärker, größer und muthiger, in gemäßigtern geſitteter und

ſanft-

ſanftmüthiger, in allzu heiſſen Landſtrichen aber zaghafter, ſchwächer und häßlicher ſind. In gemäßigtern Gegenden und bey wohlgeſitteten Völkern läßt ſich auch allemal die größte Verſchiedenheit, die ſtärkſte Vermiſchung und häufigſte Abänderung jeder Gattung wahrnehmen. Beſonders merkwürdig iſt noch der Umſtand, daß man gewiſſe offenbare Zeichen an Thieren findet, woraus man das Alterthum des Standes ihrer Knechtſchaft beurtheilen kann. Die hangende Ohren, die mancherley Miſchungen der Farben, die lange, feine Haare, ſind lauter Wirkungen der Zeit oder des langwierigen Aufenthalts in den Häuſern der Menſchen.

Faſt allen freyen und wilden Thieren iſt es eigen, die Ohren ſteif zu tragen. Beym wilden Schwein ſind ſie gerade in die Höhe gerichtet, beym zahmen Schwein gebogen und halb niederhangend. Bey den Lappländern, amerikaniſchen Wilden, Hottentotten, bey den Schwarzen und andern ungeſitteten Völkern ſieht man lauter Hunde mit aufgerichteten Ohren, da ſie hingegen in Spanien, Frankreich, Engelland, in der Türkey, in Perſien, in China und allen geſitteten Ländern meiſtentheils mit weichen herabhängenden Ohren erſcheinen.

Die Hauskatzen haben lange nicht ſo ſteife Ohren, als die wilden, und in China, einem ſchon von langen Zeiten her geſitteten Reiche und einem ſehr gelinden Himmelsſtrich, giebt es gar Hauskatzen mit herabhängenden Ohren. Eben deswegen hat man

*) S. oben S. 222.

man auch die angoriſche Ziege mit herabhängenden Ohren unter allen Ziegen für diejenige zu halten, die von ihrem natürlichen Zuſtande ſich am allerweitſten entfernet. Dieſe Abänderung, welche ſich in einer andern Gegend nicht erhalten haben würde, iſt ohnſtreitig hier aus dem ſo kenntlichen und allgemeinen Einfluß des ſyriſchen Himmelsſtriches und aus dem langen Aufenthalt dieſes Thieres unter einem Volk entſtanden, das ſchon ſo lange geſittet war. In Frankreich fallen die angoriſche Ziegen weder mit eben ſo langen, noch ſo ſtark herabhängenden Ohren, als dieſe Ziegen in Syrien haben. Vielleicht würden ſie, nach einer gewiſſen Anzahl von Zeugungen, wieder eben ſolche Ohren und Haare, als unſre Ziegen, erhalten.

Anhang

nach Anleitung des Hrn. Daubenton [75]).

Der äußerliche Unterſchied der Katzen beſteht hauptſächlich in der Farbe, in der Länge und Beſchaffenheit ihres Haares. An Größe pflegen ſie einander ſo ähnlich, als an Geſtallt zu ſeyn. Bey den Hunden beobachtete man dagegen ſo viel Mannigfaltigkeit in der Größe und in den Verhältniſſen ihrer Theile, daß man oft in Verſuchung gerieth, ſie nach dem äußern Anſehen für Thiere von unterſchiedener Art zu halten. Die körperliche Verhältniſſe der Katzen beweiſen alſo zuverläßig, durch den geringen Unterſchied, welcher bey ihnen ſtatt findet, daß dieſe Thiere ſich lange nicht ſo weit, als die Hunde, von ihrem Urſprung entfernt haben.

Die Hauskatzen ſind in den vornehmſten Merkmalen durchaus den wilden Katzen, als der urſprünglichen Raße gleich, man mag ſie entweder nach ihrer äußern Geſtallt, oder nach ihrer innern Bildung betrach-

75) Mit groſſer Ausführlichkeit wird von den Katzen überhaupt, von ihrer Lebensart und Eigenſchaften gehandelt im Verſuch einer Katzengeſchichte. Frankfurth 1772. 3½ B. 8vo. M. . .

betrachten. Die hauptſächlichſten Unterſcheidungs⸗merkmale der wilden Katze beſtehen in einem etwas längern Hals, einer erhabnern Stirn, einem etwas längern und ſanftern Haar, als die Hauskatzen unſerer Gegenden haben; denn von den angoriſchen weis man, daß ſie an Länge der Haare noch die wilden übertreffen, und eben aus dieſem Grunde ſtärker und größer ausſehen, als ſie wirklich ſind. Die Farben der Haare findet man bey allen Thieren dieſer Art überein, bey den Hauskatzen zeigen ſich unzählige Veränderungen, dennoch aber nur ſelten die eigenthümliche Farbe der wilden Katzen.

Der Unterſchied, welcher Naturforſchern beſonders merkwürdig vorkommen muß, betrift hauptſächlich die Länge der Gedärme, die bey den wilden Katzen um ein Drittheil geringer, als bey den Hauskatzen iſt. Hätte man von dieſem Unterſchiede nur dies einzige Beyſpiel, ſo könnte man glauben, er käme daher, weil die Hauskatzen mehr und beſſere Nahrung als die wilden haben, denen es in den Wäldern oft ſchwer wird, ſo viel Nahrung zu finden, als ihre Bedürfniſſe zu fordern ſcheinen. Allein das gemeine und ſiamiſche Schwein, die beyde, wie die Katzen, zu den Hausthieren gehören, ſind, in Anſehung der Länge ihrer Gedärme, völlig wie das wilde Schwein gebildet. Der Einwurf, das wilde Schwein lebe öfter von Wurzeln und Erdfrüchten, als von Fleiſch, und finde daher ſeine Nahrung leichter, als die wilde Katze, die nur von Fleiſch und Blute lebet, kann durch eine dritte Beobachtung leicht beantwortet werden. Der Hund nämlich und der Wolf kommen mit einander in den mei⸗

ſten Stücken ſo genau überein, als es bey Thieren von unterſchiedener Art möglich iſt. Dennoch ſind die Eingeweide beym Hunde nicht länger, als beym Wolfe, ob ſich der Wolf gleich von lauter Fleiſche nähret, und nicht ſelten wider ſeinen Willen faſten muß.

Bey der Hauskatze können daher weder die Beſchaffenheit, noch der Ueberfluß der Nahrung, die einzige Urſachen ihrer vorzüglich langen Gedärme, in Vergleichung mit der wilden Katze, ſeyn. Man hat alſo dieſe Länge der Gedärme vielmehr als eine Abänderung der Art anzuſehen, die ſich in den innern Theilen der Hauskatze merklicher, als in der äußern Geſtallt ihres Körpers zeiget.

Die an den unterſchiedenen Hunden ſo mannigfaltig abwechſelnde Länge und Stärke der Schnauze, wird bey den Katzenarten gar nicht bemerket. Dieſer Theil iſt bey allen Hauskatzen eben ſo, wie bey den wilden geſtalltet. Eben ſo viel Aehnlichkeit behalten ſie alle unter einander in Anſehung der Ohren, des Schwanzes u. ſ. w Die Geſtallt und die Art, ihren Körper zu tragen, iſt bey allen Katzen einerley. Der ganze äußere Unterſchied erſtreckt ſich weiter nicht, als auf die Farben und Länge der Haare.

Unter den europäiſchen Katzen laſſen ſich hauptſächlich nur ſechs Arten unterſcheiden, als

1) Die wilde Katze,

2) Die Hauskatze mit ſchwarzen Lippen und Fußſohlen,

3) Die Hauskatze mit rothen Lippen,

4) Die ſogenannte ſpaniſche Hauskatze,

5) Die Karthäuſerkatze, und

6) Diejenige, welche wir aus Angora bekommen haben.

Beſondere Beſchreibung der Katzenarten.

1) Die wilde Katze [76]).

Tab. XXXIX. f. 1.

Das Haar der wilden Katze iſt zween bis drey Zoll lang, an den Seiten des Kopſes, unter den Ohren und an den Seiten des Leibes, vornämlich in den Weichen am längſten, am kürzeſten aber auf

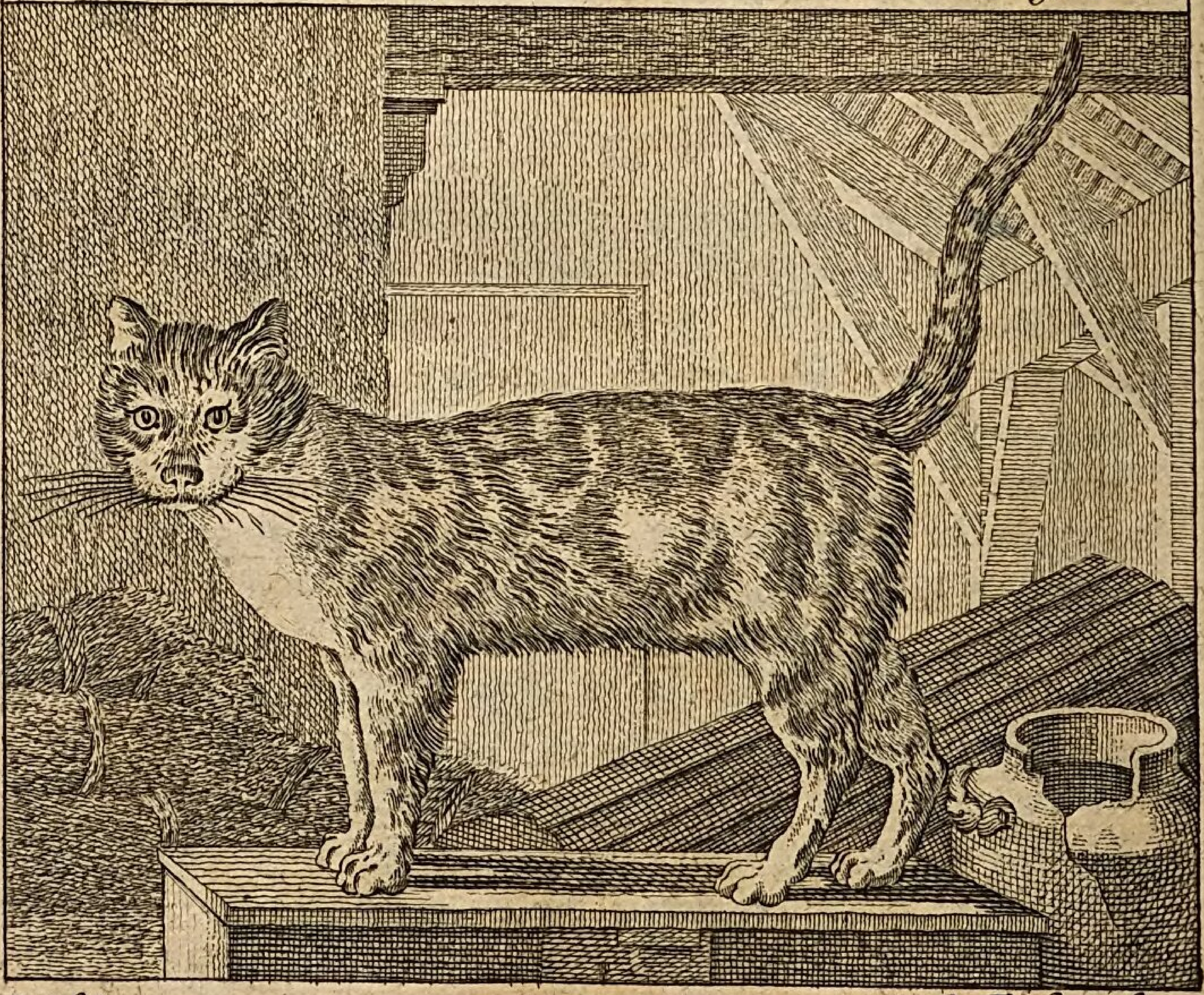
76) Die wilde Katze. Catus ſylveſtris. Hallens Thiere I B. p. 521. Müllers Linneiſches Naturſyſtem I Band Tab. XXXI. fig. 5. *Felis catus*, caudâ elongatâ fuſco annulatâ, corpore faſciis nigricantibus, dorſalibus longitudinalibus tribus, lateralibus ſpiralibus. *Linn.* S. *Nat.* XII. p. 62. n. 6. *Briſſ. Quadrup.* p. 192. *Felis ſylveſtris*, pilis ex fuſco, flavicante et albido variegatis veſtita, caudâ annulis alternatim nigris et ex ſordidè albo flavicantibus cinctâ. Le *Chat Sauvage. Klein* Quadr. p. 75. Catus ſylveſtris, ferus vel feralis. Eques arborum. *Gesn.* Quadr. p. 353. *Ejusd.* Icon. Quadr. p. 97. *Rzac.* H. Nat. Polon. p 217. *Aldrov.* Quadr. digit. vid. p. 582. fig. p. 583. bona. *Jonſt.* Quadr. p. 127. T. 72. fig. bona. *Charlet. Exerc.* p. 21. Hebr. Ziim. Span. Gato monteſ.

M . .

die Wilde Katze.

Tab. XXXIX. F. 1. Pag. 230.

Fig. 2. die Spanische Katze. Pag. 234.



Büff. - - - - - - - - - - II. T. C. B. G. ſc.

auf dem Kopf und an den Schenkeln. Kopf, Hals, Schultern, Rücken, Lenden, der größte Theil des Schwanzes und die äußere Seite der Füße ſind von einerley Farbe, die mehr oder weniger aus falb, ſchwarz und weißlichem Grau gemiſchet iſt. Denn gleich am Körper pflegt jedes Haar ſchwarz, am äußerſten Ende weißlicht, zwiſchen dieſen beyden Farben aber ein helles Falb ſichtbar zu ſeyn. Hinter den Ohren befinden ſich zuweilen zween falbe Flecken, und vom Wirbel des Kopfes bis nach hinten erſtrecken ſich mehrentheils vier ſchwarze ſchlangenförmige Streifen. Der äußere dieſer Streifen geht von beyden Seiten hinter das Ohr hinunter, und verbreitet ſich über die ganze Länge des Halſes. Die beyde mittlere Streifen laufen über den Rücken an jeder Seite eines andern Streifens von gleicher Farbe, der erſt am Ende des Schwanzes aufhöret. Das Aeußerſte des Schwanzes hat, ohngefähr drey Zoll weit, eine ganz ſchwarze Farbe. Weiter hinauf wird man drey ſchwarze Ringe gewahr, wovon der letzte am wenigſten in die Augen fällt. Der übrige Theil des Schwanzes iſt bis an ſeinen Urſprung mit andern Ringen umgeben, deren Farbe deſto ſchwächer wird, je näher ſie nach dem Körper hinkommen.

An den Füßen erblickt man Ringe von eben der Farbe. Alle dieſe ſchwarze Streifen aber ſind nicht allein in Anſehung der Breite, ſondern auch ihrer Stellung, bey dem einen Thier immer anders, als bey dem andern. Der Umfang des Maules iſt weiß. Bruſt, Bauch, die innere Seite der Knie nach vornen zu, Keulen und Hinterfüße, auch das Untere des Schwanzes haben eine fahle Farbe, die unter

dem Halſe mit weiß, auf der Bruſt mit grau und ſchwarz vermenget iſt. Auf dem Unterleibe findet ſich ein großes weiſſes Zeichen.

Die junge wilde Katzen haben überhaupt weniger von der falben, als von der weiſſen Farbe. In jedem Alter pflegen die Lippen und Fußſohlen ſchwarz zu ſeyn 77).

II. Die Hauskatze,

mit ſchwarzen Lippen und Fußſohlen.
(wie die wilde Katze.)

Unter einer Menge anderer wird man auch zuweilen Hauskatzen gewahr, die ſchwarze Streifen über den Körper, auch auf dem Schwanz und auf den

77) Die wilde Katzen bewohnen die dichten Wälder, die hohlen Eichen und das Schilf. Wenn ſie Beute machen wollen, legen ſie ſich auf die Aeſte der Bäume nieder, und lauren daſelbſt ſo lange, bis ein ihrer Aufmerkſamkeit würdiger Gegenſtand ſich ihnen darſtellet. Ein Sprung, der ihnen allemal geräth, verſichert ſie augenblicklich ihrer geſuchten Beute. Auf dieſe Weiſe bemächtigen ſie ſich der Haſen, der jungen Rehe, des Federviehes, der Vögel, der Hamſter, der Maulwürfe, der Mäuſe u. a. m. So bald ſie verfolgende Hunde wittern, fliegen ſie von einem Aſte zum andern mit einer ſo groſſen Behendigkeit, daß es Mühe koſtet, ſie mit den Augen verfolgen zu können. Man pflegt ſie theils zu ſchießen, theils mit dem Tellereiſen oder in Marderfallen zu fangen. Ihren Balg rechnet man unter das nutzbare Pelzwerk.

Tab. XXXVIII. die Zahme Katze. Pag. 233.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere II. T. C.B.G. ſc.

den Füßen ſchwarze Ringe, gleich der wilden Katze, haben. Sie ſind aber nicht ſo falb, und es pflegt in ihren Haaren die graue Farbe zu herrſchen. Man hat indeſſen Urſache zu glauben, daß dieſe von der urſprünglichen Raße der Katzen ſich weniger, als die andern, entfernt haben, weil man, wie bey den wilden Katzen, ſchwarze Lippen und Fußſohlen an ihnen wahrnimmt. Herr Daubenton unterſcheidet ſie daher von den andern Hauskatzen durch dieſe Schwärze der Lippen und Fußſohlen, von den eigentlichen wilden Katzen aber dadurch, daß ihr Haar bey weitem nicht ſo lang, als bey dieſen iſt, und folglich ihr Kopf und ganzer Körper, beſonders aber der Schwanz, nicht ſo groß, als bey der wilden, zu ſeyn ſcheinet.

III. Die Hauskatze mit rothen Lippen.

Tab. XXXVIII.

Der Hauptunterſchied dieſer Katzen von den vorigen beſteht vornämlich darinn, daß ihre Lefzen und Fußſohlen nicht ſchwarz, wie bey jenen, ſondern roth ſind. Sie haben entweder nur eine Farbe, als weiß oder ſchwarz, oder auch wohl eine aus weiß, grau, braun, ſchwarz und falb gemengte Farbe. Oft iſt ein einziges Haar auf mancherley Art gefärbet. Ueberhaupt ſind die zahme Katzen mit Flecken, Wellen und Streifen ſo mannigfaltig bezeichnet, daß man wohl nicht leicht zwo Katzen von gleicher Farbenmiſchung antreffen wird [78].

78) Von den äuſſern Theilen der Katzen iſt noch folgendes anzumerken: die runde Stirn und der hintere

IV. Die ſpaniſche Hauskatze.

Tab. XXXIX. f. 2.

Die röthliche lebhafte und tiefe Farbe iſt das vornehmſte und vielleicht das einzige Merkmal, welches dieſe Katzen von den andern unterſcheidet. Sie haben aber dieſe Farben nicht ganz allein. Wenigſtens

ſtens

tere Theil des Kopfes machen die gröſte von den beyden Hälften deſſelben aus. Da bey den Thieren mit langen Schnautzen das Geſicht, von der Stirn bis zum Kinn gerechnet, weit länger zu ſeyn pfleget, als von der Stirn bis zum Hinterkopf, ſo iſt am Katzenkopfe vielmehr das Gegentheil von dieſem Verhältniß wahrzunehmen. Die ſehr wenig erhabne Naſe öfnet ſich in ſehr kleine Naſenlöcher. Die Oefnung des Mundes ſcheint, in Vergleichung mit den Hunden und andern Raubthieren, die lauter ſpitzige Zähne haben, ſehr klein zu ſeyn; der untere Kinnbacken iſt unter dem obern zurück gezogen und vorne ſchmal. In jedem Kinnbacken liegen vorne ſechs ganz kurze Schneidezähne von gleicher Gröſſe, auf dieſe folgen oben und unten zween lange, etwas gekrümmte Spitzzähne. Die acht Backenzähne, welche den obern, und die ſechſe, welche den untern Kinnbacken einnehmen, ſind insgeſammt als unordentlich gewachſene Hundszähne zu betrachten. Die kleinſte und einfacheſte ſtehen am nächſten an den eigentlichen Spitzzähnen. Auf der ſtachlichten Oberfläche der Zunge ſind allemal die Spitzen gegen den Schlund gekehret. Sie lecken mit der Zunge das Waſſer, gleich den Hunden in ſich, indem ſie dieſelbe in eine Rinne zuſamen legen, und durch ihre Verkürzung das Getränk in den Mund bringen.

Augen

ſtens an den Kietzen, dergleichen wir auf der angeführten Tafel abgebildet, befinden ſich weiſſe und ſchwarze Flecken unordentlich über die röthlichen ausgetheilet. Indeſſen leidet eben dieſe Vermiſchung bey allen Katzen dieſer Art ſehr viel Veränderung. Von den Katern behauptet man, keiner unter ihnen habe

Augen und Ohren ſind ſchon oben ausführlich beſchrieben. Ueber den Augen und an den Backen ſtehen etliche ſteife Haare. Der Bart wendet ſich mit einem Bogen nach den Leibe. Am Bauche befinden ſich ſechs oder auch mehrere Zitzen. Der Schwanz iſt überall gleich dicke und halb ſo lang, als der Körper der Katze. Die Vorderfüſſe beſtehen aus fünf, die hintern aus vier Zeen, deren ſichelförmige Klauen ſich einziehen und hervorſtrecken laſſen.

Das Waſſer können ſie nicht gut ertragen. Es gehört viel Zeit darzu, wenn man ſie hinein geworfen, ehe ſie ſich wieder zu erhohlen vermögen. Den Vögeln ſtellen ſie auf den Aeſten der Bäume ſo begierig nach, als die wilde Katzen. Wenn ſie eingeſperret ſind, vergeſſen ſie vor Angſt ihre Feindſchaft wider die Mäuſe. In Spanien, Holland und Brabandt werden ſie verſpeiſet. Auf der Goldküſte gehören ſie unter die Leckerbißen. Ihr Fleiſch gleicht am Geſchmack dem Fleiſche der Kaninchen. Daß die Katzen ſich zuweilen waſchen, ſieht Hr. von Linne als einen Vorbothen des Regenwetters an; der Hr. Prof. Müller aber l. cit. p. 241. hält es für eine Folge, wenn ſie leimigen Brey gegeſſen oder bey trocknem Wetter eine ſtaubichte Haut bekommen haben.

M...

habe drey Farben zugleich, ſondern man würde an ihnen bloß weiß oder ſchwarz, mit röthlich vermiſchet, gewahr. Alle, die Herr Daubenton geſehen, hatten mehr nicht, als zwo Farben. Jedem ſpaniſchen Kater fehlt, ohne Ausnahme, die ſchwarze oder die weiſſe. Wünſcht man ſich alſo eine ſchöne ſpaniſche Katze, ſo fordert man eine Kietze, weil dieſe faſt immer eine Farbe mehr, als die Kater, hat.

V. Die Karthäuſerkatze, oder aſchfarbige Hauskatze.

Tab. XL. f. 1.

Es iſt ſchwer zu errathen, warum dieſe Katzen blau genennet werden, da ſie von dieſer Farbe gar keine Spur an ſich haben. Ihr Haar iſt auf dem größten Theil ſeiner Länge aſchgrau, an der Spitze hingegen, unter dem Ende, ſchwärzlicht braun. Die ſehr buſchichte Haare liegen dicht über einander. Daher ſieht man bloß die graue Farbe der Spitze und unter derſelben die braune. Dieſe Miſchung von Grau und Braun unterſcheidet ſich bloß in der Nähe. Von weitem ſcheinen die Karthäuſerkatzen ein glänzendes Graubraun zu zeigen, und nachdem man ſie von unterſchiedenen Seiten anſieht, nachdem erblickt man das Graue oder das Braune, bald mehr, bald weniger.

Der Umfang der Augen und des Mundes, die Bruſt und das Untertheil der Füße ſind mehr grau, als braun, die Ohren, wenigſtens an den Rändern, unbe=

Tab. XL. F. 1. Karthäuserkatze. Pag. 236.

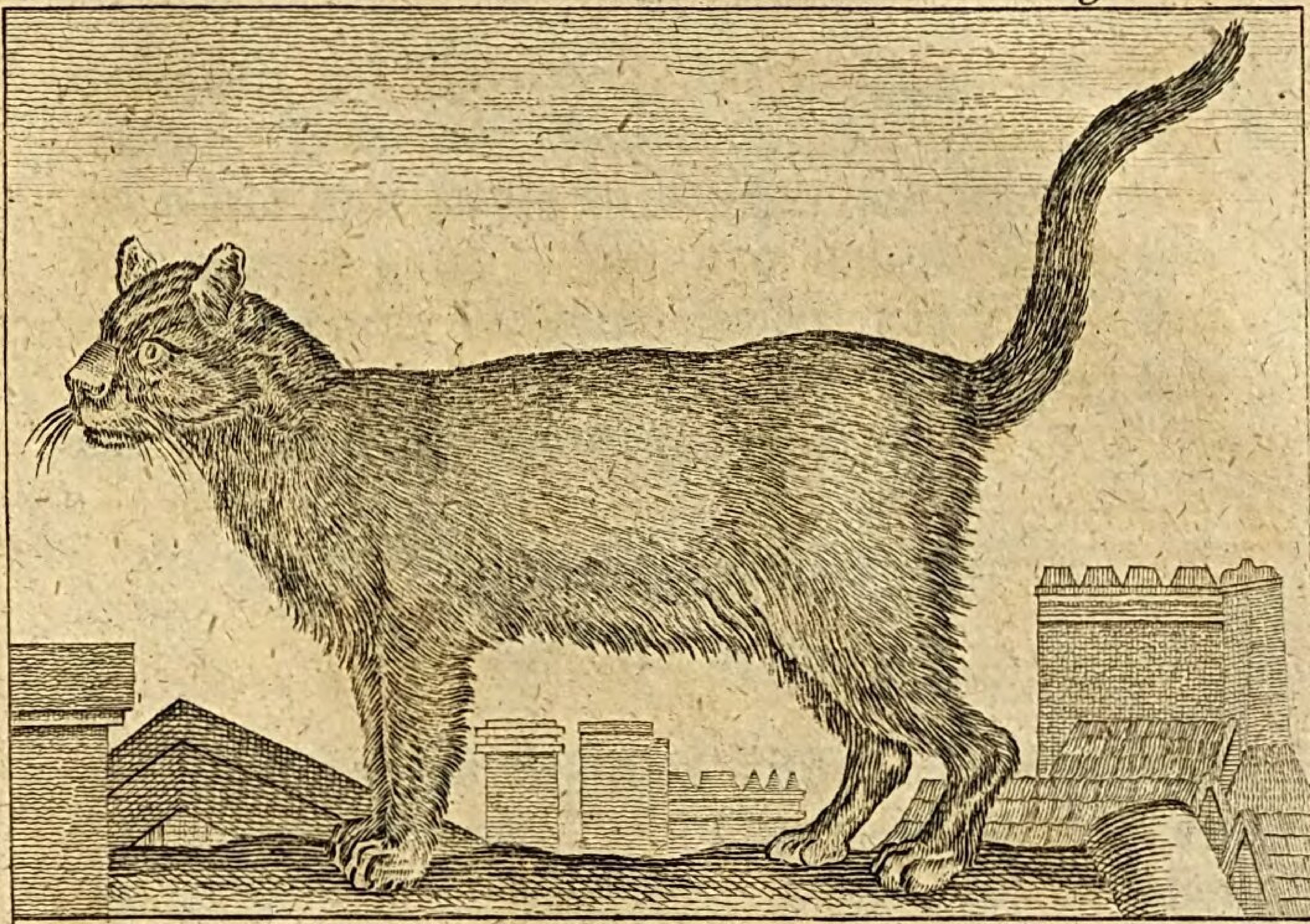
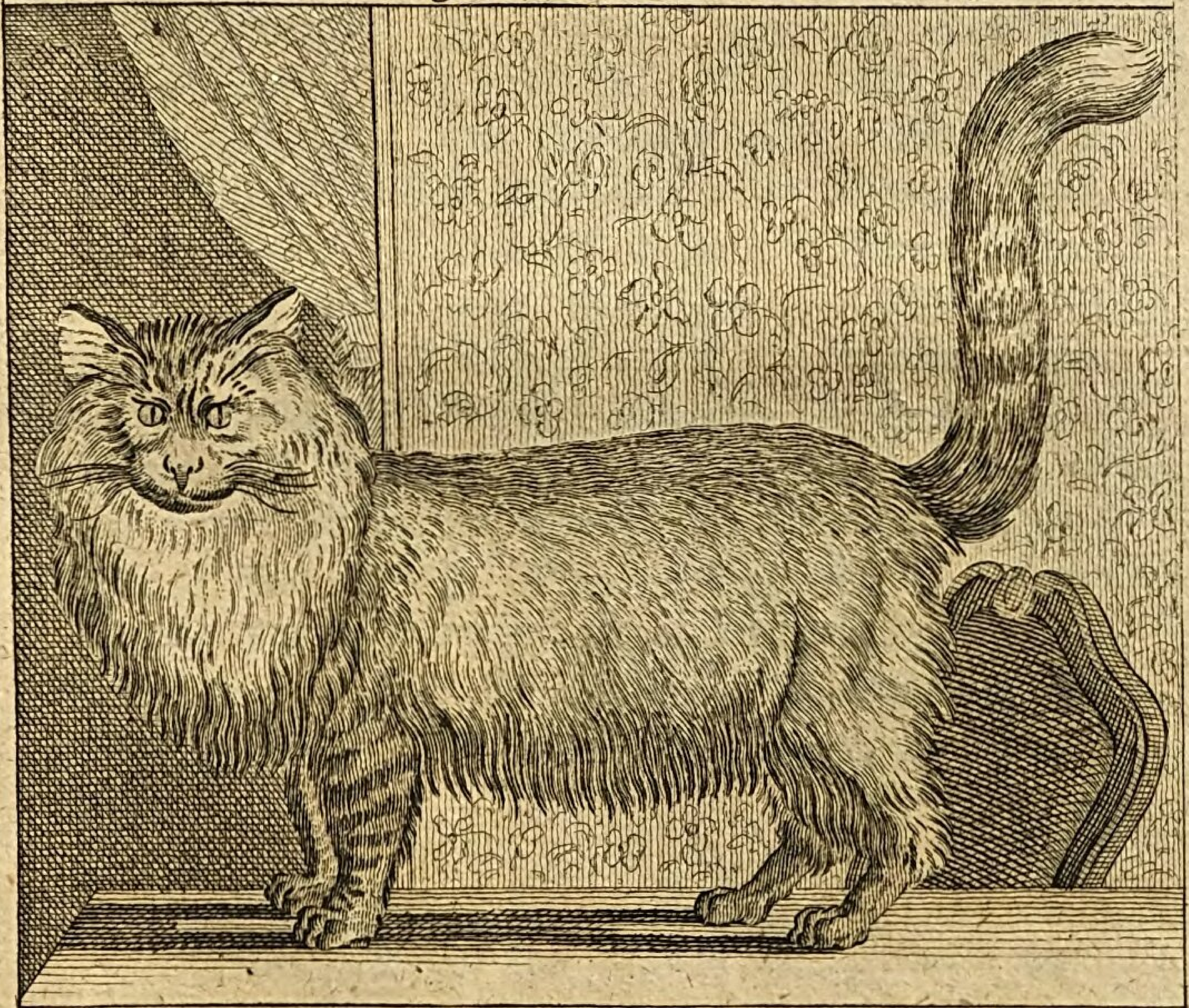


Fig. 2. die Angorische Katze. Pag. 237.



Büff. ———————— II. T. C. B. G. ſc.

unbehaart und ſchwärzlich, wie die Lippen und Fußſohlen. Dem Herr Daubenton hat es geſchienen, als wären dieſe Katzen in verſchiedenen Altern mehr oder weniger grau. Ihm ſind auch einige zu Geſicht gekommen, die einen ſchwärzlichen Streif über den Rücken und an den Füßen eben dergleichen, aber nur ſehr leicht gezeichnete Ringe hatten.

VI. Die angoriſche Hauskatze 79).

Tab. XL. fig. 2.

Dieſe Art von Katzen iſt wirklich aus Angora zu uns gebracht worden. Sie ſcheinen viel gröſſer, als die andern Hauskatzen, ſogar gröſſer, als die wilde Katzen, zu ſeyn, weil ſie mit einem weit längern Haare bekleidet ſind. Die meiſten, welche Hr. Daubenton geſehen, waren ganz weiß, einige auch falb und braun geſtreift. Die hier abgebildete falbe Katze von Angora hatte ſo kurze Füſſe und ſo langes Haar, daß dieſes vom Bauche bis an die Erde herab reichte. Durch das längſte Haar wurde gleichſam eine Franze an den Seiten des Kopfes und Halſes gebildet. Unter den untern Kinnbacken und vorn am Halſe betrug es vier Zoll in der Länge. An den Lippen aber, an der Naſe, der Stirne, den Vorder- und Hinterfüſſen, war es eben ſo kurz, als bey andern Katzen. Unter jedem Auge befanden ſich zween Bogen von tiefer falber Farbe. Mit eben dieſer Farbe waren auch der Kopf, Rücken, die Seiten des Leibes, Lenden und Füſſe,

79) Felis Catus β) angorenſis *Linn.* l. c. p. 62. Felis pilis longiſſimis tuto corpore veſtita. Le Chat d' Angora, *Briſſ.* Quadr. p. 193.

M . .

Füſſe, die übrigen Theile des Leibes aber heller, gezeichnet.

Dieſe Katze hat einen runden Kopf, aufgerichtete Ohren, eine wohlgebildete Stirne, groſſe, nahe beyſammenſtehende Augen, eine hervorragende Naſe, kurze Schnautze, kleines Maul und ein eben nicht beſonders in die Augen fallendes Kinn. Alle dieſe Züge zuſammen genommen, ertheilen ihr ein leutſeliges Anſehen, das vornämlich von der Gröſſe der Augen und von der Kürze der Schnautze unterſtützet wird.

Die Nähe der beyden Augen unter ſich, am Mund und an den Naſenlöchern und ihre vorwärts gerichtete Stellung, ſcheinen eine Spitzfindigkeit anzuzeigen, welche durch die Geſtallt der Stirne und des ganzen Kopfes, auch durch die Stellung der Ohren, mehr erhöhet wird.

Dieſe, theils leutſelige, theils ſpitzfindige Geſichtsbildung leidet eine ſehr merkliche Veränderung, wenn die Katze zu einer heftigen Leidenſchaft gereitzet wird. In dieſem Zuſtand ſperret ſie das Maul auf, die Augen gerathen in Feuer, ſie kehrt ihre Ohren ganz nach der Seite und läßt ſie herabſinken. Sie zeigt ihre Zähne, ſträubet ihr Haar empor, blitzet mit den funkelnden Augen und zeigt in ihrer Geſichtsbildung eine Wildheit und eine furchtbare Wuth, welche ſie durch ſchnelle, heftige Bewegungen, durch ein klägliches und ſchreckliches Geſchrey noch mehr zu äuſſern pfleget.

Das dichte Haar der angoriſchen Katze bedecket die Geſtallt ihres Körpers dermaſſen, daß man deſſen

Verhältniſſe gar nicht unterſcheiden kann. Man ſieht bloß einen länglichten Körper mit kurzen Füſſen. Aus den Bewegungen des Thieres aber läßt ſich abnehmen, was es für gelenke, biegſame Gliedmaſſen habe.

Faſt alle Thiere haben auf jeder Seite der Schnautze einige lange, gerade, veſte Haare, beynahe wie Schweinsborſten. Bey der Katze ſind ſie aber ſo ſtark und auf eine ſolche Art zuſammen geſetzet, daß man ſie gemeiniglich einen Knebelbart nennet. Man findet auch noch andere an jeder Seite der Stirn, unter dem Vorderwinkel des Auges und auf jeder Seite des Kopfes, über die Ecken des Mundes hin. Die meiſten pflegen weiß, die längſten etwa drey Zoll zu ſeyn.

Zwoter Anhang,

Von der Schädlichkeit der Katzen und der unerkannten Gefahr, die man von ihnen zu fürchten hat.

Das einzige Verdienſt, welches man den Katzen eingeſtehen muß, ſchränkt ſich bloß auf die Fähigkeit ein, unſere Wohnungen von der überhandnehmenden Menge der Mäuſe und Ratten zu befreyen. Aus dieſem einzigen Grunde ſind ſie uns gewiſſermaßen unentbehrliche Hausgenoſſen. Wie viel bey gänzlicher Abſchaffung derſelben die Menſchen verlieren, die Mäuſe hingegen gewinnen würden, läßt ſich aus folgender Begebenheit erweiſen.

Vor ohngefähr ſechszehn Jahren war ein ſtrenges Verboth an alle Hauswirthe der Inſel Placida ergangen, in ihren Wohnungen Katzen zu halten, damit ſich die Faſanen, welche zum Vergnügen des Königs von Neapel geheget wurden, deſto ſtärker vermehren könnten. Kaum war dieſer Befehl zwey Jahre lang befolget worden, als die Ratten dermaſſen überhand genommen hatten, daß von ihnen alles in den Häuſern, Kirchen, alle Spinden und ſo gar die Orgelpfeifen, gänzlich zernaget wurden. Die vorräthige Nahrungsmittel der Eigenthümer ſelbiger Inſel, die Leichname, ſo gar die Kinder in den

den Wiegen mußten endlich dieſem verheerenden Schwarm zum Raube dienen. Die ſämmtlichen Einwohner befanden ſich in der äußerſten Bedrängniß. Troſtlos naheten ſie ſich dem Thron ihres Monarchen, warfen ſich demüthig zu ſeinen Füßen, um ſein Mitleiden zu erflehen, und lieſſen mit ihrer ängſtlichen Bitte nicht eher nach, bis der Befehl, keine Katzen halten zu dürfen, wieder aufgehoben, und hierdurch die ſchwere Landplage, welche ſie zu dulden gehabt, wieder von ihnen genommen war.

Wenn wir dieſen einzigen Dienſt ausnehmen, welchen die Katzen uns, nicht ſo wohl aus Zuneigung für die Menſchen, als aus eigenem Intereſſe und natürlichem Antriebe, leiſten, und mit einem verachtenden Blick auf den lächerlichen Gebrauch, welchen die Alten aus dem Kopf, der Leber und Galle, dem Blute, Fett oder Schmalz, dem Harn, Koth und Nachgeburt der Katzen erzwingen wollten, herabſehen [80]; ſo hat man übrigens von ihrer wilden, hähmtückiſchen Gemüthsart tauſend Uebel und Gefahren zu fürchten. Um hiervon einige Proben zu geben, wollen wir, zum Beſchluß ihrer Geſchichte, noch das

Schreiben eines Arztes an den Hrn. von Francheville [81])

in einer getreuen Ueberſetzung mittheilen.

Ich nehme mir die Ehre, Ihnen meine Beobachtungen über einen wichtigen Gegenſtand im gemeinen Leben

80) S. Merkleins Thierreich p. 103. &c.

81) S. *Gaz. litt. de Berlin* 1768. p. 11 — 13.

Leben mitzutheilen. Busbeck erzählet, daß der ehemalige türkiſche Prophet Mahomet, als er beym Leſen ſich mit einem Arm auf den Tiſch geſtützet, und ſeine Katze auf dem Aermel eingeſchlafen wäre, ſich, da er nach dem Tempel gehen müſſen, lieber den Aermel abgeſchnitten, als die Katze aus ihrem Schlaf erwecket hätte. Ohnſtreitig würde Mahomet, in ähnlichen Fällen, auch heute noch getreue Nachfolger finden; denn es giebt nur allzuviele Menſchen, welche die Katzen mit einer wirklichen Art von Leidenſchaft lieben. Dieſe Katzenfreunde (Galeophiles) begnügen ſich nicht damit, ihre Katzen auf den Schooß zu nehmen, ſie aus der Hand freſſen zu laſſen, ſie zu liebkoſen, zu ſtreicheln oder zu küſſen; vielmehr treiben ſie die Zärtlichkeit bis zur äuſſerſten Thorheit, nehmen ihre Katzen mit ins Bette und laſſen ſie ohne Bedenken in ihren Armen ruhen. Dieſe thörichte Leidenſchaft wird gemeiniglich von den Aeltern auf die Kinder erblich fortgepflanzet und von dieſen mit gleichem Eifer unterhalten.

Ohnſtreitig wiſſen dergleichen Katzenpatronen wenig oder gar nichts von der Gefahr, die ſie von den abgöttiſchen Gegenſtänden ihrer thörichten Leidenſchaft zu befürchten haben. Ganz gewiß muß es ihnen unbekannt ſeyn, daß, nach dem einſtimmigen Ausſpruch vieler Aerzte, nicht allein das Gehirn der Katzen für diejenigen, welche davon eſſen, ſondern auch der Harn, das Haar, die Klauen, die Zähne, der Athem und ſo gar der Blick derſelben, ein wahres Gift ausmachen. Von der Schädlichkeit ihres Gehirns wird in den *Ephemerid. Nat. Curioſ* Dec. I. An. 3. Obſerv 198. folgende Beobachtung aufbehalten: „Ein Menſch der über böſe Augen klagte, wurde von

„jemanden

„jemanden beredet, zween Löffel voll pulveriſirtes Ka-„tzengehirn dawider einzunehmen. Er that es, ver-„fiel gleich darauf in Unſinnigkeit, verlohr auf einmal „ſein Gedächtniß dermaſſen, daß er die bekannteſte „Sache nicht mehr nennen konnte, und ſtarb, ohne „Hülfe, in dieſem kläglichen Zuſtand". — In eben dieſen Schriften lieſet man auch die Heilungsmethode und Gegenmittel, die Ambroſius Paräus denjenigen vorgeſchrieben, die ohngefähr durch den Genuß des Katzengehirns vergiftet worden. Die Hauptſache läuft darauf hinaus, ihnen gleich ein gutes Brechmittel, hernach aber zu wiederhohltenmalen $\frac{1}{2}$ Skrupel Moſchus in gutem Wein zu geben. Um ſeiner giftigen Eigenſchaft willen bedienten ſich ehemals lüderliche Mädchen deſſelben, um Liebestränke für diejenige Mannsperſonen daraus zu bereiten, welche ſie zu ihrer Liebe zwingen wollten. S. Merklein l. c. p. 104 [82])

Mathioli hat ſchon Leute gekennt, welche nicht ruhen konnten, wenn ſie nicht einige Katzen im Bette neben ſich liegen hatten. Da ſie eine Weile den Hauch dieſer Thiere durch Einathmen in ſich gezogen, hatten ſie endlich an der Schwindſucht ihr Leben vor der Zeit verlieren, und ihre Thorheit mit dem Tode büßen müſſen. Wenn aus dem Leibe der Katzen nicht wirklich bößartige Theilchen ausdufteten, wie ſollte man die Erſcheinung erklären, die eben dieſer Mathioli erzählet und welche ſich oftmals ereignet hat?

Als er ſich in Deutſchland aufhielt und mit guter Geſellſchaft, zur Winterszeit, in einem groſſen Zimmer

 ſpeiſete,

82) Cf. *Gaz. litt. de Berlin* 1771. p. 274. und 1768. p. 13.

ſpeiſete, hatte die Wirthin, welcher das Naturel eines ihrer damaligen Gäſte ſchon bekannt war, in einem Kaſten eine junge Katze eingeſperrt, welche ſie auferziehen wollte. Dieſer Vorſicht ohnerachtet, fieng der Gaſt, welchem die Katzen von Natur zuwider waren, allmählig an die Farbe zu verändern, ſo blaß, wie eine Leiche, zu werden, an allen Gliedern zu zittern, und, zum gröſten Erſtaunen der ganzen Geſellſchaft, halb ohnmächtig auszurufen, es müſſe in irgend einem Winkel des Zimmers eine Katze verborgen ſeyn. Die Wirthin ſäumte nicht, ihren kleinen Liebling aus dem Hauſe zu bringen, und ſogleich konnte der beängſtigte Gaſt wieder friſchen Athem ſchöpfen. Hr. von Francheville hat in Berlin ein ähnliches Beyſpiel an einem Goldſchmidt erlebt, und uns iſt ſelbſt ein merkwürdiger Vorfall dieſer Art vorgekommen, den wir im I Bande des Berl. Magaz. p. 228. ꝛc. beſchrieben haben.

Auſſerdem weis man, daß die Katzen für Kinder in der Wiege auſſerordentlich nachtheilig werden können, weil ſie oft ſich auf ihr Geſicht gelegt und ſelbige im Schlaf erſtickt haben. So gar erwachſene Perſonen haben ſich, um ihrer ſelbſt willen, immer für dieſen Thieren in Acht zu nehmen, weil ſie von Natur eiferſüchtig, rachgierig, boßhaft, hähmtückiſch und verrätheriſch ſind. Man erzählet Beyſpiele der Eiferſucht und Rache, wofür das Mitleiden erzittern muß. Ein einziges mag zur Warnung für alle zärtliche Katzenfreunde hinreichend ſeyn. Es betrift einen franzöſiſchen reformirten Prediger, Namens Mariette, der um der Religion willen ſeine Zuflucht nach Engelland nahm.

Dieſer Prediger hatte ſeinen Wohnplatz in Kanterbury aufgeſchlagen, wo er nach ſeiner Bequemlichkeit leben konnte, beſonders da ihm der Erzbiſchof daſelbſt einen ganzen Kirchſprengel anvertrauet hatte. Ob es ihm gleich nicht unterſagt war, ſich zu verheyrathen, war er doch nie zu einer ſolchen Veränderung geneigt geweſen. Sein gröſtes und einziges Vergnügen war eine groſſe Katze, die er ſchon zehn bis zwölf Jahr, unter beſtändigen Liebkoſungen an ſich gewöhnet hatte. Er hegte für dieſes Thier auſſerordentlich viel Neigung, und wenn keine Fremde bey ihm ſpeiſeten, gab er ihr auf einem beſondern Teller immer dieſelbe Leckerbißen, wovon er ſelbſt ſpeiſete. Dieſer gefährliche, von ſeinem Herrn allzu ſehr verzärtelte Liebling, war zur Dankbarkeit allein Urſach am beklagenswürdigen Ende dieſes Predigers. Unglücklicher Weiſe mußte ſein Bruder, der ihn eben beſuchte, einen traurigen Zeugen ſeines Todes abgeben. Von ihm hat man auch die Erzählung, bey ſeiner Zurückkunft aus Engelland, ſo gehöret, wie er ſie mit angeſehen und wie ſie hier im Auszug erfolget:

Hr. Mariette hatte von ſeinen benachbarten Amtsbrüdern einſt viele zu einer Mittagsmahlzeit eingeladen. Sein Bruder war bey dieſem Schmauſe zugegen. Die Gäſte wurden vortreflich bewirthet und an einem wohl genutzten Ueberfluß von Wein ließ es der Wirth bey dieſer Gelegenheit nicht fehlen. Die erwähnte Katze, der verzärtelte Liebling des Hrn. Mariette, hatte die groſſen Anſtalten zur prächtigen Bewirthung der Gäſte in der Stille mit angeſehen, und geglaubt, man würde ihm auf einem beſondern Teller von allen Leckerbiſſen, eben ſo gewiſſenhaft, zu koſten geben, als er es bisher von ſeinem Herrn gewohnt

wohnt war. Allein Hr. Mariette war entweder zu beſchäftigt, an ſeinen Liebling zu denken, oder, welches noch wahrſcheinlicher iſt, er wollte ſeine Schwachheit vor ſeinen Augen verbergen. Kurz, er begnügte ſich diesmal damit, ſeine Katze zu rufen, und ihr ein Stückchen Hünerkeule über die Schulter zu reichen. Das eiferſüchtige Thier würdigte weder dieſen Leckerbißen, ihn anzuriechen, noch ſeinen Herrn oder einen andern Gaſt, ſich während ihrer Mahlzeit ihnen zu nähern. Gegen vier Uhr verlies man die Tafel. Zweene von den Gäſten blieben zurück, um ein wenig Mittagsruhe zu halten. Hr. Mariette's Bruder führte ſie in eine Kammer, wo ſie, auf ſeinem Bette zwo gute Stunden ſchliefen. Dem Hrn. Wirth gefiel es, ihrem Beyſpiel zu folgen.

Da Hr. Mariette ſich mit ſeinem erzürnten Liebling allein befand, und in eben dem Zimmer, wo man geſpeiſet hatte, auf einem Sopha eingeſchlummert war, ſchien im ganzen Haus alles ruhig zu ſeyn. Der Bruder hatte zur Veränderung einen Spaziergang nach dem Garten gethan. In dieſer ſtillen Zwiſchenzeit kam ein Bedienter des Erzbiſchofs von Kanterbury mit einem wichtigen Schreiben an den Prediger des Ortes. Der Bruder eilte, den Hrn. Mariette zu wecken; allein der gute Mann war in einen ununterbrechbaren Schlaf verſunken, und von ſeinem beleidigten Liebling erdroſſelt worden. Anfänglich glaubte ſein Bruder, er müßte von einem plötzlichen Schlagfluß getroffen ſeyn. Da er alſo die beyden andern Prediger aufgeweckt und herbey gerufen hatte, zeigten ihm dieſe die ſchreckliche Spuren der Katzenklauen am Halſe des Erwürgten, welche ihm ein deutliches Licht von der Todesart ſeines Bruders aufſteckten.

Die mörderiſche Katze war indeſſen ſchlau genug in eben dem Zimmer zu bleiben, und ſich zu ſtellen, als ob ſie ſchlief. Der noch lebende Hr. Mariette kam zufälliger weiſe auf einen beſondern Verſuch, um ſich mehr Gewißheit in einer ſo bedenklichen Sache zu verſchaffen. Er bat ſeine beyde Freunde, ſich zu verbergen. Er ſelbſt band eine Schnur an den Fuß des Erwürgten, ſtellte ſich in einen Winkel, zog an der Schnur und bewegte den Verſtorbnen ſo natürlich, daß die betrogne Katze, die noch einiges Leben in ihrem Herrn wahrzunehmen, und ihn nicht völlig erdroſſelt zu haben glaubte, noch einmal über ihn herfiel, um ihn, auf die Art, wie vorher, folgends zu erwürgen. Hr. Mariette, der nun keiner weitern Ueberzeugung bedurfte, verfolgte das grauſame Thier mit ſeinem Degen; allein ſie entkam glücklich und hat ſich in dieſem Hauſe nie wieder ſehen laſſen.

M. . .

Innhalt.

V. Naturgeſchichte der Ziege. pag. 3
Anhang zur Geſchichte der Ziege. 28
VI. — — des gemeinen, zahmen, des ſiamiſchen und wilden Schweins. 35
Anhang zur Geſchichte des Schweins. 81
VII. Naturgeſchichte des Hundes. 88
Erſter Anhang nach Herrn von Daubenton. 152
Beſondere Beſchreibung der Hunderaßen.
1. Hauptraßen. 159
2. Blendlingsraßen. 183
3. Doppelte Blendlinge. 188
Zweeter Anhang vom Nutzen und Schaden, den die Hunde ſtiften können. 194
VIII. Naturgeſchichte der Katze. 206
Erſter Anhang nach Anleitung des Hrn. Daubenton. 226
Beſondere Beſchreibung der Katzenarten. 230
Zweeter Anhang von der Schädlichkeit der Katzen. 240

Ver-

Verfolg,

derjenigen Bücher, ſo bey dem Verleger dieſes Buchs, Joachim Pauli, herausgekommen, und um beygeſetzte Preiſe in Menge zu haben ſind.

Berliner Sammlungen, zur Beförderung der Arzneywiſſenſchaft, der Naturgeſchichte, der Haushaltungskunſt, Kameralwiſſenſchaft, und der dahin einſchlagenden Litteratur, 2ten B. 1tes St. Berl. 1770. 5 gr.

Der Innhalt davon iſt:

I. Von der Verwandſchaft der Phyſick mit dem Ackerbau.
II. Von dem Nutzen der Naturwiſſenſchaft für die Geiſtlichen auf dem Lande.
III. Nachrichten von dem Siberiſchen Elfenbein.
IV. Gedanken vom Bauweſen.
V. Beſchreibung einer bequemen Handmaſchine zum Steinſchneiden.
VI. Vermiſchte Anzeigen neuer Schriften.
VII. Fortgeſetzte Anzeigen vermiſchter periodiſcher Schriften.

Innhalt des 2ten B. 2tes St. 8. 770. 5 gr.

I. Von dem Werthe und der Seltenheit der vorzüglichſten Verſteinerungen.
II. Von der Qwaßia.
III. Des Herrn Profeſſor Schraders zu Rinteln Nachricht von der Qwaßia.
IV. Anmerkung von den Bäumen die am geſchickteſten ſind, Landſtraſſen zu beſetzen.
V. Beſchreibung der Hyäne, eines afrikaniſchen Raubthieres, mit einem Kupfer.
VI. Vermiſchte Anzeigen neuer Schriften.
VII. Fortgeſetzte Anzeige vermiſchter periód. Schriften.
— D. Ausländiſche hieher gehöriger Journale.
— E. Mediciniſch-periodiſche Schriften.
— F. Periodiſche Schriften vermiſchter Geſellſchaften und groſſer Akademien. 8.

Ingleichen des 2ten B. 3tes St. 8. 770. 5 gr.

Innhalt.

I. Verzeichniß den in der Gegend um Weimar, und beſonders um Thangelſtädt befindlichen Erdſchnecken.

II. Has

II. Haben wir auch ein vollſtändiges Syſtem der Natur zu hoffen? und wenn es iſt, durch welchen Weg gelangen wir dazu?
III. Geſammlete neue Heilungsmittel
IV. Auszug eines Schreibens aus Voronoſch vom Dohnſtrohm aus der rußiſchen Tartarey
V. Nachr. von Bearbeit. der Felder bey den Koſacken.
VI. Befruchtung eines Palmbaumes.
VII. Vorläufige und ſichere Nachr. von der Biſamkatze.
VIII. Nachr. von einem neuentdeckten beſondern Thiere welches mit dem Maulwurf viel ähnliches hat.
IX. Beſchr. eines ſehr vortheilhaften Stubenofens. m. K.
X. Vermiſchte Anzeigen neuer Schriften.

Derſelben 2ten B. 4tes St. 8. 770. 5 gr.

I. Von den Argus-Schmetterlingen.
II. Beobachtung einer beſondern Schlafſucht.
III. Magnetiſche Verſuche mit dem Zitteraale.
IV. Des Hrn. Hofr. Gleditſch Befruchtung der Palmbäume, und von Befr. der Gewächſe überhaupt.
V. Mediciniſche Merkwürdigkeiten.
1. Urin durch den Nabel gelaßen.
2. Ein Stein unter der Zunge.
3. Neues Inſtrument zum Aderlaßen.
4. Seltne Urſach einer Stummheit.
5. Ueber die Einpfropfung der Maſern.
VI. Oekonomiſche Merkwürdigkeiten.
1. Sympathetiſches Mittel wider die Raupen.
2. Mittel wider die Wanzen
3. — die Pferde wider den Rotz zu vertheidigen.
4. — die Ochſen wider die Fliegen und Bremſen zu vertheidigen.
5. Erfindung irrdener Waſſerröhren.
6. Neue Waſſerſprützen,
7. — Art Iltiße zu fangen.
8. Recept für die Rindviehſeuche.
9. Geſunde Zubereitung des Kaffe.
10. Wider die Motten im wollnen Zeuge.
11. Verbeſſerung des Weins von unreifen Trauben.
12. Künſtliche Verfertigung des Wachſes
VII. Beſondere Ausartung der Weidenzweige.
VIII. Von der Rouſſette, Rougette u. dem Vampir. m. K.
IX. Vermiſchte Anzeigen neuer Schriften.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buffon, Georges Louis Le Clerc <<de>>,

Herrn von Buffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere

Bd.: 2

Berlin (1773)

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.Zool.o.8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11437084-6
VD18 80325114-001